Kleine Erzählungen

in

humoristischen Skizzen

und

Bildern.

Druck und Papier
von Fr. Vieweg und Sohn
in Braunschweig.

Kleine Erzählungen

in

humoriſtiſchen Skizzen und Bildern

von

Theodor von Kobbe.

Aut prodesse volunt, aut delectare poetae!

Bremen,

Verlag von A. D. Geisler

1833.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Seinem liebenswürdigen Freunde,

dem Herrn

Heinrich von Tungeln

zu Bremen,

weiht dieſes Büchlein,

voll von ſub- und objectiver Anerkennung,

der Verfaſſer.

Zueignung.

Ein Humoriſt in dieſer Welt
Hat ſtets erwählt das Beſte:
Weil er ſtets offne Tafel hält,
Sieht er ſtets offne Gäſte;
Und iſt auch oft der Biſſen knapp,
Er braucht ſich nicht zu ſchämen,
Er ſchneidet mit der Bitte ab,
Für heut' vorlieb zu nehmen.

Nur wenn der Freund zum Freunde kommt,
Wird ihm gar heiß zu Muthe,
Er gäb' ihm gerne, was ihm frommt,
Thät' ihm gern was zu Gute.
Da aber ſpricht der alte Freund,
Den Schmerz der Angſt zu ſtillen:
»Ich ſehe drauf, wie Du's gemeint,
»Auf Deinen guten Willen.«

Theodor von Kobbe.

Vorwort.

Die große Theilnahme und freundliche Beurtheilung, welche der erste Theil meiner humoristischen Skizzen und Bilder bei der Lesewelt gefunden, hat mich bestimmt; eine Fortsetzung derselben folgen zu lassen, Das Manuscript dieser Aufsätze ist größtentheils in meiner Gegenwart von meinem liebsten Protocollführer, dem Leben, aufgezeichnet. Ohne Furcht, wie ohne Eitelkeit, übergebe ich sie dem Leser. Meine Schriften werden nicht oft von der Fluth der Erinnerung

zurückgeführt, sondern bald durch die Ebbe der Vergangenheit fortgespült werden; mein letzter Leser soll mir aber, so Gott will, das Zeugniß eines guten menschlichen Herzens geben, das über irdische Dinge democritisch lacht, mit mathematischer Glaubensruhe aber, in heraclitischen Stunden, sich nach dem raisonnableren Jenseits sehnt.

Inhalt.

Europäer und Hottentotten	1
Die Menschenfalle	15
Seltene Ehrlichkeit	19
Die halb gefüllte Flasche im Wappen	21
Der Tod des Papstes	22
Die Conferenz der Esel	23
Der grüne Kohl	26
Der Improvisator und der Bäckergeselle	31
Berlinische Geschichten	35
Acht Bartel breiter Gingham	38
Ein Gedicht von Hebel	40
Dienstuntüchtigkeit	44
Die Musikanten in der goldenen Zeit	—
Der Hundefreund	46
Der Mond und der Rautenkranz	48
Einladung zum Frühstück	50
Seltenes Vertrauen	51
Das Duell	52
Beweis durch die That	53
Probe einer humoristischen Uebersetzung des Terenz	55
Großvater Christian der Vierte	64
Der unmündige Kapuziner	—
N. N. und der französische Abbé	67
Gastfreundschaft	69
Travestie der Kapuzinerrede in Wallensteins Lager	70
Ein Argumentum e contrario	77

	Seite
Allerhand	79
Die Rechnenmeisterin	82
Der Baschkire als Wilhelm Tell	83
Giebt es wirklich einen Buckel?	85
Etwas über Klaus Harms in Kiel	—
Die wundervolle Haarpomade	90
Empfehlung eines Esels	91
Seltene Gewissenhaftigkeit	92
Der Dictator in Harburg	93
Der discrete Copiist	95
Gewissenhafte Justiz	97
Der unbekannte Dieb	98
Etwas über den verstorbenen Violinisten von Praun	99
Der bespornte Referendar	101
Des Dichters Klage	102
Der Müller und der Kapuziner	103
Probe einer Uebersetzung von Ovids Verwandlungen	105
Unmöglichkeit einer thätigen Reue	128
Die Oedipe in den Herzogthümern Holstein und Schleswig	129
Geistesgegenwart	134
Die Zwischenahner	137
Die silberne Hochzeit	163
Der Amsterdamer Leichenstein	206
Die Geschichte vom siebenjährigen Kriege	207
Die Geschichte vom dreißigjährigen Kriege	212

Europäer und Hottentotten.

(Aus den Papieren eines verstorbenen norddeutschen Dichters.)

Funfzehn Jahre meines Lebens hatte ich hinter meinem mit Acten beladenen Tische als Philister und Richter mich abgequält, dicke Seeluft, unerträglich schwüle Hitze, oder Dampfbäder von feuchten, übel riechenden Nebeln, das ewig abwechselnde Klima der Nordküste, geschluckt, als ich in den glücklichen Ferien, in denen der Bauer sich nicht in dem Brantwein der Processe berauschen darf, meinem unwiderstehlichen Drange, den göttlichen Süden, das Land der Trauben, des Weins und der von Schiller besungenen Tochter aus Elysium, der Freude, wiederzusehen, folgte. Ja, er hatte Recht, der alte kluge Thibaut, als er mich,

den Nordländer, vor achtzehn Jahren an einem schönen, warmen Frühlingstage, die leere Hand zusammen drückend, mit den Worten empfing: »Fühlen Sie einmal die herrliche Luft.« Er hatte Recht; dieser Mann des Verstandes fühlte sogar, daß es sich mit Händen greifen läßt, wie viel vorzüglicher der Süden als der Norden ist.

Meine Reise war voll von Abenteuern, wie das, Gott sei Dank! immer der Fall ist. Ich habe in meinen Erzählungen nie gelogen, weil mir die Wahrheit früh eingeimpft worden ist, ich die Lüge zeitig hassen und als die Quelle jeder Sünde kennen lernte. Aber das darf ich bei meinem Selbstlob nicht außer Acht lassen, daß sich die ganze Welt, und vorzüglich auf meinen Reisen, verschworen hat, vor meinen Augen viel mehr Lustspiele, Abenteuer und Farcen auf- und herbei zu führen, als die kühnste Phantasie eines Flußfiebers zu produciren vermag. Daher ist mein Verdienst der Wahrheitsliebe sehr gering; es wird mir leicht, zu dichten, weil ich nur erlebte Dinge zu schildern brauche, welches ich mit den Worten hie-

mit zusammenfassen will: »ich kann und mag gegen das Leben nicht anlügen.«

Aber ich blicke auf den Titel, den ich mir und meinen diesmaligen Erzählungen vorgesetzt habe, und darf mithin nicht, wie die Ingredienzen einer Hamburger Aalsuppe, alles auf dieser Reise Erlebte zusammen werfen, ohne mein Ziel zu verrücken und das Recht auf die Ueberschrift einzubüßen. Nur eine Anekdote will ich hier beiläufig erwähnen, die sich unwillkührlich in meine Feder drängt.

Unsere Gesellschaft bestand aus verschiedenen Elementen. Glieder einer aufgelöst[illegible]ten Ständeversammlung, verkappte Royalisten, Kaufleute mit und Schauspieler ohne Brot, ein, [illegible] Robert, zu jedem Lustspiel nothwendiger [illegible] schweigsamer Bürgermeister aus der Nachbarschaft, eine alte Bürgersfrau, die immer von ihren Enkeln erzählte, ihr Butterbrot in der Tasche führte und in vierundzwanzig Stunden kaum einmal den Postwagen verließ: alle diese gewöhnlichen Erscheinungen in der neuern Zeit hatten sich eingefunden. Aber eine nicht ungewöhnliche Zu-

gabe hatten wir in der Perſon eines Menſchen, der in der Gegend von Hannover auf einem kleinen Städtchen, ich glaube aus Uslar, war, und zum erſten Mal in die Welt fuhr, um ſeinen nie geſehenen Vatersbruder in Paris, einen Schneider, zu beſuchen, — der, alt und kinderlos, nach Hauſe geſchrieben und ſich einen jungen Sprößling aus der Familie des Bruders erbeten hatte. Daniel erklärte auf die Frage, ob er ſich vor der Cholera, die ſo arg in Paris hauſe, fürchte: »o nein, bis Paris will ich den lieben Gott um ſeinen Schutz bitten, in Paris habe ich aber meinen Onkel.« Er erzählte nun, daß ſein Oheim, trotz der vielen Revolutionen, immer der Schneider des Königs geblieben ſei: ein Beweis, daß die Schneider, wie die Könige, in Frankreich nicht ſterben. — Um ſich verſtändlich zu machen, trug er ein franzöſiſch-deutſches Wörter- oder Phraſenbuch, von dem er, wenn auch nur rückſichtlich des deutſchen Theils, ſchon hinter Gießen Gebrauch machen mußte, weil man ſeine norddeutſche Sprache, und er die hüpfenden ſüddeutſchen Töne mit ſeinen

an eine Cadence gewöhnten Ohre nicht aufzufassen im Stande war. Es war sehr lächerlich anzusehen, wie er, der Deutsche, seinem südlichen Landsmanne die deutschen Phrasen: »Geben Sie mir Kaffee, Brot, Wein« in dem Büchelchen zeigte, das eigentlich nur bestimmt war, ihn in Frankreich verständlich zu machen. Dabei war er mißtrauisch, wie alle Dummköpfe, nur in Frankfurt am Main hatte er einen einzigen Vertrauten, einen malitiösen Scherzvogel gefunden, der ihm angerathen hatte, nicht über Mainz, sondern über Straßburg nach Paris zu reisen, und aus Oeconomie im Hôtel auf seinem Zimmer zu speisen. Dabei hatte er ihm aus Freundschaft für 50 Friedrichsd'ore eben so viele Napoleons verwechselt, damit er französisches Geld habe, und ihm erzählt, der Oheim habe sein Schneiderhandwerk aufgegeben, und sei ein reicher Gutsbesitzer geworden.

Doch genug des Eingangs. Endlich hatte ich Heidelberg erreicht. Die ergrauten Philister erkannten mich nicht wieder, nur der Wirth im Badischen Hofe betheuerte, ohne meinen

Namen zu wissen, daß hundert Male von mir die Rede gewesen sei. Der nach meiner Zeit ernannte Pedell meinte, zu meiner Zeit sei noch Zucht unter den Studenten gewesen; einige Philister thaten, als kennten sie mich, da sie meinen Namen hörten; aber bald machten die ersten Begrüßungen einigen Erkundigungen nach noch dort verschuldeten Landsleuten Platz, und allmälig schwand der Zauber des Wiedersehens, und der Glaube, daß meine von den Todten erweckte jugendliche Seele einen wirklich harmonischen Anklang in den, an halbjährige Trennung so sehr gewöhnten, Philistern fände. Verstimmt besuchte ich den Wolfsbrunnen, das Schloß und den heiligen Berg; ich fand die schöne Natur unverändert, und warf mich voll süßer Erinnerung an ihren unsichtbaren Busen. Ich saß auf der Schloßterrasse. Eure Bilder, Du trefflicher Ammon, Du Brüderpaar Pape, Du, in Griechenland gefallener, unglücklicher Ditmar, Du ewig gleicher Knobel, stiegen vor meiner Seele auf. Die Zeit hat unsere Körper getrennt, manche hat sogar der unerbittliche Tod geraubt: aber

mit unsterblicher Flammenschrift strahlt Ihr in dem vielleicht auch bald unter der Lebenslast brechenden Herzen. Wie wenig ist von unsern Träumen wahr geworden!!! Da fielst auch Du mir ein, süße Selmy! Du schönes Mädchen aus Neckarsteinach, Du meine erste, meine schüchterne Liebe, die Du im väterlichen Posthause, unter den vielen schönen Worten, die aus den Lippen der Musensöhne zu Deinen Ohren flutheten, wohl mein Herzenspochen überhört hast, aber mich doch, um meiner Bescheidenheit willen, den wilderen Gesellen vorzogst. Du warst damals schon Braut, und konntest daher auf mich wirken wie eine Heilige. Ach! wärest Du in der Nähe, ich würde zu Dir eilen und Dich an die frohen Abende erinnern, die wir kurz vor der Abreise in Deinem väterlichen Hause zubrachten. Nie war ich so zufrieden mit meinen Versen, als wenn Deine Rosenlippen ihnen Beifall lächelten. Doch Du bist in der Schweiz, eine glückliche Hausfrau, die Gattin eines hoffentlich Deiner würdigen Mannes, die Mutter blühender Kinder. So weit geht mein Ziel nicht; meine

Verse trogen, wenn ich Dir versprach, einst auf einer Schweizerreise an Deine Pforte anzuklopfen.

Noch immer mich im Geiste auf dem Schloßberge wähnend, saß ich schon vor dem zweiten Gerichte an der Abendtafel des Herrn Holwarth, als mich bei dem leise mir entquollenen Ausruf: »Selmy!« ein alter süddeutscher Universitätsbekannter mit der Bemerkung aus meinen Träumen weckte: »Aha! Sie meinen die »schöne Selmy aus Neckarsteinach. Nun, die »ist zu haben. Nach einer unglücklichen Ehe, »die endlich der Tod ihres seit sechs Jahren »vor seinem Ende schrecklich wahnsinnigen »Mannes beschloß, ist sie zurückgekehrt nach »Neckarsteinach, lebt dort still und eingezogen, »aber entstellt durch Kummer und Noth, keinem ihrer früheren Bekannten mehr kenntlich.« —

Ein heftiges Feuer durchbebte mein Inneres bei den Worten. Die träge Nacht schwand mir in süßem Wachen und in kurzen, noch süßeren Träumen. Hormuths Schimmel hatten bald ihre Aufgabe gelöst, und die zehnte

Stunde des folgenden Tages führte mich an den Ort, wo mein Herz beim Gedanken an das Wiederſehen ſo ſüß erbebte. Ich verlangte kein jugendliches Weſen, nur die Seele, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, meiner liebenswürdigen, heitern Selmy wieder zu ſehen. Nur ihr freundlicher Blick war es, der meinem Geiſte vorlächelte.

»Wohnt hier die Räthin ....ringer?« fragte ich eine übelgeſtaltete Magd, die mit grinzendem Lächeln die Thür mit den Worten öffnete, die Frau Räthin ſei darinnen. Haſtig folgte ich dem dürren Zeigefinger, aber nicht ohne Schmerz und Erſtaunen trat ich zurück, als ich in der mir gezeigten Dame ein altes Mütterchen erblickte, an der nur noch die, ſelbſt im Erlöſchen noch ſtrahlenden, Augenſterne an meine geliebte Selmy mich erinnerten. Und ſie ſchien mich nicht einmal zu kennen. »Sind Sie Selmy ....ringer?« fragte ich, ihre Hand ergreifend. Sie aber verneigte ſich bejahend, mich fremd, faſt mit Opheliablicken, betrachtend. »Kennen Sie mich nicht mehr?« fragte ich faſt ängſtlich; »denken Sie ſich einmal um

ſiebenzehn Jahre zurück.« — »Sie haben vielleicht dermalen in Heidelberg ſtudirt,« fuhr die Gefragte fort, »allein ich entſinne mich Ihrer nicht mehr.« — »Beſinnen Sie ſich einmal, ich bin ein Holſteiner,« fragte ich mit ſteigender Unruhe. — »Heißen Sie von Ahlefeldt?« — »Nein, das nicht.« Da fiel mir Geängſtigten Selmy's Stammblatt ein, das ich ſeit ſechszehn Jahren in meiner Brieftaſche trug. Zitternd überreichte ich es, wie ein Jude einen Wechſel, deſſen Ableugnung er fürchtet. »Haben Sie das geſchrieben?« — »Ja!« verſetzte die Frau mit ſtarren Blicken; dann aber ſetzte ſie bewegt hinzu: »Ach! Sie haben gewiß viel von mir gehalten in der Zeit meiner Jugend und meines Glücks; ich habe durch entſetzliche Leiden alle meine Erinnerung daran verloren; dieſe beginnt erſt in dem Momente, da der Prieſter meine Hand in die meines Mannes legte. Haben Sie mich darum nur lieb, wenn Sie es je gehabt haben; der ſchwere Schleier, der auf meinem Gedächtniſſe ruht, wird dereinſt ſchon fallen, und ich werde Sie erkennen.« — »Selmy!« rief ich und nannte ihr

meinen Namen, »kennen Sie mich noch nicht? Sie müssen ein Stammblatt von mir besitzen.« — »Nein!« entgegnete sie, »Ihr Name ist mir nicht erinnerlich, allein ich besaß ein Blatt, das mein Mann in einem Anfall von Wahnsinn zerriß; ich barg nur noch einige Reihen. Sie lauten:

»Klopf' ich an Deine Pforte an,
»Einst im Verlauf des Lebens,
»So sei es nicht vergebens.«

Das war mir zu viel. Thränen entstürzten meinen Augen; ich enteilte dem Hause. Vergebens bat mich Selmy, zu bleiben oder wieder zu kommen. Nicht ohne feuchten Blick rief sie: »Ich will mich besinnen auf Sie, sein Sie nicht böse!« Schweigend eilte ich ins Wirthshaus, ließ meinen Kutscher anspannen, und mit den Worten, welche ich mir oft wiederholte: »Die Menschheit vergißt innerhalb fünf Minuten Freundschaft und Liebe, und will unsterblich sein!« warf ich mich in den Wagen, der meine Laune, sehr verändert, nach Heidelberg zurück trug.

Als ich am andern Morgen, nach schlaflosen Nachtstunden, vom unerquicklichen Morgenschlaf erwachte, stand ein vierschrötiger Bursche vor mir, der beim Erwachen niederkniete, mich den Retter seines Lebens nannte und mit Küssen meine Hand berührte. Als eine wirksame Prise mich endlich von meinen Zweifeln, ob nur ein Traum mich befangen halte, befreit hatte, hörte ich den Redenden an. »Ich bin das Blumenfränzel, kennen Sie mich nit, Herr Baron?« fragte der Goliath. »Wissen Sie nit mehr, daß sie mich einst auf dem Neuenheimer Wege vor dem Hungertode schützten, und nachher durch täglichen Ankauf meiner Blumen und Empfehlung derselben vor Mangel und Noth schützten. Jetzt will ich gern sterben, da ich Sie wieder gesehen habe.« — »Ehrlicher Junge!« rief ich, mich des Blumenfränzels wohl erinnernd, »wie wohl thut diese Erinnerung meinem zerrissenen Herzen!« Erfreut plauderte ich mit ihm über seine Lage, die freilich noch nicht die günstigste zu sein schien; aber obgleich meine Börse eine Gabe zu entbehren vermochte, mein Herz protestirte

gegen den Gedanken, den trefflichen Menschen zu kränken und durch ein Geschenk das schöne Wiedersehen zu entweihen. Ich entließ ihn unbeschenkt. Aber bittere Täuschung!! Eine Stunde nach seinem Abschiede von mir hörte ich auf dem Corridor wieder seine Stimme, die mit einer andern im Wortwechsel schien. Es war die der Mutter, welche ihm vorwarf, die Scene mit mir nicht rührender gespielt, und nicht mein Herz zu Gaben, nach alter Weise, erweicht zu haben.

»O, Ihr verrätherischen Süddeutschen *)!« rief ich empört aus, »wie tief seid Ihr gesunken! Liebe verjährt bei Euch in kurzer Zeit, und Dankbarkeit wird überzogen mit giftmischendem Roste des schändlichsten Eigennutzes. Ungerechter Weise habe ich um Euretwillen mein norddeutsches Vaterland verachtet!« Und der Thür enteilte ich, mich bewußtlos auf den Markt drängend. Schon wollte ich in die

*) Vergebt diese momentane Aufwallung, Ihr ehrlichen Süddeutschen! Mein Gemüth war umflort, ich vermochte es nicht, Euch zu erkennen.

Bude eilen, wo wilde Thiere mir Portraits von Menschen darstellen sollten; aber meine eilenden Füße wurden gehalten. »Kommen Sie, lieber Herr!« rief mir ein Holländer zu, der einen Hottentotten für Geld zeigte. »Mein Hottentott hat Sie durch eine Spalte seiner Bude gesehen, und weint vor Freuden, nach ihrem Anblick sich sehnend, indem er Sie durchaus sprechen will.«

Ich folgte dem Führer; der mir unbekannte Hottentott warf sich zu meinen Füßen und benetzte sie mit seinen Thränen. »Kennen Sie den Menschen nicht mehr?« fragte der Führer, während der Neger mich immer mit seinem Willkommen »Salat« begrüßte. »Nein!« versetzte ich. — »Täglich hat er von ihnen gesprochen. Sie haben ihm einmal vor sechs Jahren, im Bremer Freimarkt, eine Salbe geholt, als ihn ein Knabe durch die Bude mit einem Steine verwundet hatte, und ihm eine Pfeife geschenkt, die er jetzt mit seinem Götzen verwahrt.

Erstaunt sah ich den, sich an meine Füße schmiegenden, mich zärtlich anblickenden Hot-

tentotten an. »Erinnern Sie ſich ſeiner nicht, myn Herr?« fuhr der Europäer fort; »ein Hottentott iſt ein dankbareres Thier und von mehr Memorie, als mancher europäiſche Menſch.«

In dem Augenblick öffnete ſich die Thür. Das Blumenfränzel trat auf den zweiten Platz, um den Hottentotten zu ſehen; mir aber dämmerte das Geſchehene mit dem wilden Freunde beim Abſchiede ohngefähr ſo auf, wie mein Name beim Scheiden am geſtrigen Tage der erinnerungsloſen Selmy. Betrübt ſtierte der Hottentott mich an.

Die Menſchenfalle.

»Es iſt mir aber unbegreiflich,« ſagte ich zu einem Barbier, der mir, nach zehnjähriger Abweſenheit aus meiner Vaterſtadt, ohne irgend eine Stadtneuigkeit zu erzählen, trübſelig, wie ein Lotteriecollecteur, in deſſen Glücksbude lauter Nieten gefallen ſind, den Bart

fällte, »daß Sie, den ich als einen begüterten »Mann verließ, nun scheinbar concursmäßig »und ohne alles Vermögen sein sollen.«

»Ich habe mein Unglück verdient, und ha»bre daher nicht mit der Vorsehung,« seufzte der Barbier, während er den Seifenschaum von den Fingern strich und die Serviette nebst Messern, nach beendetem Geschäfte, verbarg; »aber was thut die Liebe nicht!« — »Die »Liebe?« fragte ich. — »Und ein verunglück»ter Selbstmord,« fuhr er fort. — »Wie? Sie »haben sich ermorden wollen?« — »Das nicht, »aber meine Frau.« — »Erklären Sie das »Räthsel,« wechselten wir. — »Ich will es »thun. Sie wissen, daß Barbiere und Für»sten nicht immer nach Neigungen heirathen dür»fen. Das Amt liegt bei uns in den Händen »der Wittwen *), die ihre frühern Männer »todt geärgert, und sich nach neuen Opfern, »jungen Gesellen, sehnen, bis auch sie den über»lebenden Ehegatten finden. Ich liebte, als »Gesell, Ottilie Grün, die Tochter Ihres Stie»

*) dum felix Austria nubet.

»selwichsers. War sie nicht glänzend schön? »Aber wir hatten keine Aussicht, uns zu er»nähren, und herzhaft entschloß ich mich, dem »Antrage der alten Barbierwittwe Jänke »zu folgen, und nach ihrem reelen Tode mein »Ideal zu freien, wozu mir Ottilie weinend »ihre Einwilligung gab. Wir rechneten dar»auf, daß, wenn wir ihren Mops, genannt »Klütjendeef, vergifteten, sie unfehlbar, con»sensuell, aus Gram sterben würde.«

»Ottilie unterzog sich der That. Noch in »derselben Nacht, die meiner ehelichen Verbin»dung folgte, vollbrachte sie das Verbrechen. »Schuldgedrückt, aber scheinbar unbefangen, »verließ ich am andern Morgen die junge alte »Frau, die, an ein Gläschen starken Sect ge»wöhnt, den Morgenschlaf ihrer Jugend wieder »gewonnen hatte.«

»Am Mittag kehrte ich zurück, und erfuhr »zu meiner innigen Freude, wie zu meinem »tiefsten Schmerz, daß meine Frau, nachdem »sie eine Flasche Brantwein geleert, sich mit »einem dabei liegenden Barbiermesser halb den »Hals abgeschnitten, dieser aber durch einen

»herbeigerufenen Wundarzt glücklich wieder ver»bunden sei. Meine Frau wurde bald geheilt, »und betheuerte, indem sie sich heftig dem »Trunk ergab, jeden Morgen, daß sie die erste »Gelegenheit, sich wirklich total den Hals ab»zuschneiden, ergreifen werde.«

»Vergebens kaufe ich, auf diese Verhei»ßung bauend, jeden Morgen einige Flaschen »Liqueur, und stelle sie mit einigen Messern »in das Zimmer meiner Frau. Leer finde ich »sie, wenn ich zu Hause komme; zwor auch »meine Frau, sinnlos hingestreckt, mit einem »Messer in der Hand: allein selten ist dies »nur geöffnet, und so entgeht sie jedes Mal »der ihr gelegten Falle. Mein Hauswesen »verfällt, und dadurch, so wie durch die Aus»gaben an Spiritus, bin ich verarmt.«

»Lachen Sie nicht,« fuhr der Barbier fort, »lebt Ihnen denn kein Mensch zum Ekel und »zur Strafe, dem Sie gerne ein Messer an den »Hals wünschten? Aber das Härteste, was »mich zur Besinnung gebracht hat, ist, daß »Ottilie Grün, nachdem sie mit einem andern »Barbiergesellen gestern davon gelaufen ist,

»mir geschrieben hat: »Die Geschichte mit dem »Halsabschneiden Deiner Frau sehe ich als »eine Aufschneiderei an.«

Seltene Ehrlichkeit.

Vor einiger Zeit saß ein Wirth in der Stadt Oldenburg in seinem sogenannten Winkel, »Schnapsladen,« auf der Diele seines Hauses, welche zufällig wegen eines ausgeputzten Lichtes in Dunkel versunken war. Plötzlich ging die Thüre, leichte Tritte nahten seinem Ohre; dann erfolgte unfern der Casse seines Ladens ein dumpfer Ton, als ob Geld niederfiele. Der gewandte, nicht orthodoxe Wirth ergriff bald die weiße Gestalt, rief nach Licht, und erkannte bei seinem herannahenden Scheine gar bald ein junges, das Gesicht ängstlich verhüllendes Mädchen.

»Wer bist Du, Diebin!« rief er mit barschem Tone dem Mädchen zu.

»Um Gotteswillen, laßt mich los!« rief das erschrockene Kind.

Als aber der Wirth nicht nachgab, da warf sie ihn mit Contrerevolutionsgewalt von sich, und eilte mit den Worten: »In des Vaters Namen!« aus der Thüre.

Der mühsam aufgestandene Hausvater (denn fast alle Oldenburgischen Wirthe sind corpulent) folgte seiner mit Licht herbeigekommener Hausfrau in den Winkel, auf dessen Boden er dreihundert Thaler mit folgendem Zettel fand:

»Vor sechszehn Jahren wurden ihnen von mir hundertfunfzig Thaler entwandt. Ich war der Dieb. Vergeben Sie mir. Meine Tochter, der ich mein Verbrechen entdeckte, erbot sich, ihnen das Geld mit Zinsen, da es mich gesegnet hat, ins Haus zu bringen. Machen Sie mich nicht durch Nachforschungen unglücklich, und verlieren Sie nicht den Glauben an unglückliche Menschen, die nur zu oft, von den Reichen zurückgestoßen, in den Abgrund stürzen.«

Die halb gefüllte Flasche im Wappen.

Die Familie des angesehenen Kaufmanns F. in Flensburg trägt in ihrem Wappen eine halb gefüllte Flasche, die einem seltenen Edelmuth ihres Urgroßvaters ihre Aufnahme und Verewigung verdanken soll.

Dieser hatte nämlich in einem der häufigen Kriege zwischen Schweden und seinem Vaterlande, worin die Dänen eine Schlacht gewonnen, als gemeiner Soldat gefochten. Nachdem seine Landsleute des Schlachtfeldes Meister geworden, hatte der alte F., der dort als Wache commandirt war, mit Mühe eine Flasche Bier erhalten, die er an den durstigen Mund setzte, um sich zu erlaben. Da tönte in der Ferne der bittende Ruf eines Schweden, der, beider Beine beraubt, sehnsüchtig um einen Trunk bat. Von Mitleiden überwältigt, beugte sich unser F. über den Flehenden, und reichte ihm, seine eigene Qual vergessend, die volle Flasche. Aber in dem Au-

genblick feuerte der heimtückische Schwede, um zum letzten Male seinen durstigen Nationalhaß zu tränken, ein Pistol auf den milden Geber ab. Dieser aber ward von den Engeln bewahrt; der Schuß ging fehl. — Ruhig ergriff F. die Flasche, trank sie halb aus, reichte sie dann dem waffenlos Sterbenden mit den Worten: »Nun kriegst Du nur die Hälfte!«

Ein Offizier, der diesen Vorfall beachtete, schaffte dem edlen Krieger dies Emblem.

Der Tod des Papstes.

Die Familie des Grafen von Schimmelmann ist in Hamburg nicht unbekannt. Der Großvater des in Holstein jetzt begüterten Grafen war bekanntlich ein reicher Banquier Hamburgs, der von Preußen hieher zog. Sein größtes Glück soll er aber durch folgende Speculation gemacht haben.

Ein Handelsfreund in Rom hatte ihm

einen langen Geschäftsbrief geschrieben, meldete ihm dabei als Zugabe in einem Postscriptum: »Neues kann ich Ihnen nicht verkünden, als daß der heilige Vater seit gestern unheilbar schwer erkrankt ist.«

Schimmelmann hatte dies kaum gelesen, als er Stafetten nach Holland schickte, woselbst sich damals die größten Wachsbleichen befanden. Alles Wachs ließ er aufkaufen, und der Handel war geschlossen, ehe die Couriere aus den katholischen Landen ankamen, die nun dem zuerst Mahlenden doppelte Preise zahlen mußten, um die vielen Trauerlichter in ihren Kirchen anzünden zu können.

Die Conferenz der Esel.

Die Esel kamen einst zusammen,
Um sich, wie in der Menschen Staaten,
Recht in Gemeinschaft zu berathen,
Zu wählen oder zu verdammen. —

Auch asinus, der classischste von Allen,
Erschien mit Stolz und Wohlgefallen.
Man sprach nur leise, durch die Fistel,
Nur über neue, schwere Lasten,
Wie rar jetzt würde selbst die Distel,
Und fing dann an, in Compagnie zu rasten.

Da scheucht den Schlaf der Esel fort
Herr asinus — und bat ums Wort,
Und da ihm Stille das gewährt,
Wird Folgendes von ihm gehört:
»Geliebte gegenwärt'ge Brüder!
»Geehrte Herrn von asini!
»Versammelt sind wir heute wieder,
»Geehrte Herrn, ich grüße Sie! —
»So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
»Was uns, Ihr Brüder, nützlich ist,
»Den Esel muß man ja verachten,
»Der bloß lebt, weil er Disteln frißt;
»Ad vocem »Distel« — meine Herren!
»Wir sind durch dieses Kraut verachtet,
»Der Mensch, der nicht nach Disteln trachtet,
»Er überläßt sie uns zu gern.

»Durch Concurrenz wird man beträchtlich,
»Durch Abſtinenz durchaus verächtlich. —
»Wie alſo, wenn wir concurrirten?
»Das müßte unſ're Rettung ſein.
»Und wenn auch einige crepirten,
»Die neuen Speiſen uns genirten,
»Ich wette mit Euch Stein und Bein,
»Dies Mittel würd' uns ehrlich ſchlagen.
»Drum jeder Eſel, der jetzt lebt,
»Verlange Beafſteaks für den Magen;
»Das wär' ein menſchliches Betragen,
»Was ſicher alle Eſel hebt!«

Die Rede wirkte wahrlich Wunder,
Als wär' eine neue Welt entdeckt,
Und in dem beſten Dialekt
Scholls »Beafſteaks!« Diſteln hieß man »Plunder.«
Als man ſich hierauf vorgenommen,
Den erſten Ochſen zu ermorden,
Und morgen wieder her zu kommen,
Vertheilte asinus den Beafſteaksorden.
Allein er ſelbſt, des Tages Held,
Wie ein Paſtor ſich manchmal nicht nach ſeinen
Worten hält,

Schlich dann ſich auf ein Diſtelfeld
Und fraß, wie eine Roſinante,
Pomadig, bis der Schlaf ihn übermannte;
Die Dunkelheit der Nacht barg ihn den andern Tröpfen,
Er ſchlief, gefüllt den Mund von ſüßen Diſtelköpfen.

Da zeigt Aurora ſich, der Eſel iſt erwacht,
Hilf Himmel! welch ein Schreck ſich ſeiner da bemeiſtert,
Die Kameraden all', die geſtern er begeiſtert,
Sie freſſen Diſtelfleiſch, wie er's bei Nacht gemacht.

Der grüne Kohl.

Ich war ein nicht ganz junger Junggeſell, erzählte mir ein alter jovialer Mann, als mich das Schickſal, welches mir bereits zwei Bräute durch die ſicher mähende Senſe des Todes kurz vor der eheligen Verbindung von der grünen Seite des Lebens geriſſen hatte, nach

Aurich in Oſtfriesland führte, wo eine Waiſe, zwar über die erſten Blüthen der Jugend hinaus, aber doch noch nicht ſtark in den Neunundzwanzigen, meiner, nach ihren Briefen, mit einer Zärtlichkeit zu harren ſchien, wie Romeo dies von Julie nur immer hätte verlangen können. Ich hatte mich gut conſervirt, Lebensverſicherungen hatten um meine Reception gebuhlt, und noch immer ward ich, par excellence, ſelbſt von der Geheimerathstochter in den Cotillon geholt; was Wunder alſo, daß in mir lebensfrohem Menſchen, in der mich ſo freundlich verjüngenden Welt, endlich die Gefühle eines Jünglings erwachten, welche die Studirten, ſo recht bezeichnend, eingedenk ihrer alten Univerſitätsjahre, mit dem Worte »Burſchikoſitäten« andeuten.

Ich hatte kaum Kotzebue's Lied, was ſo Göthiſch klingt, und täuſcht wie ein halb ausgebrütetes Kukuksei, das in fremde Neſter gelegt iſt,

»Ueber die Berge mit Ungeſtüm
»Vor der Liebe ein Jüngling lief u. ſ. w.«

geſungen, als ich, ſelbſt langſam in den Moor-

wegen gezogen, einen in dieſer traurigen Erd-ſchocolate wandelnden Barfüßler erblickte.

Es iſt leicht, mit Verliebten umgehen, wenn man Geld von ihnen haben will, lehrt Knigge in ſeinem, ſonſt ſo ſeichten, Umgang mit Menſchen. Sehr wahr; denn kaum war mir Göthe's Spruch:

»Edel ſei der Menſch,
»Hülfreich und gut,«

eingefallen, als ich anhalten ließ und den Pilger nach ſeinem Gewerbe fragte. »Ich bin »ein Rothgerbergeſell,« war die Antwort des ſein Haupt entblößenden Wanderers. »Alſo »doch kein Weißgerber,« entgegnete ich. »Nein, »uf Ehre nicht!« betheuerte er ſtolz. »Nun,« verſetzte ich, »dann bitte ich Sie um die Ehre, »mit mir nach Aurich zu fahren, und bemerke »Ihnen dabei, daß Sie fordern können, was »unterweges die Küchen und Keller der Wirthe »vermögen. — Gegen Weißgerbergeſellen,« den Handwerksneid, die Contrevolution Gellerts: Bewahrt und verwahrt das Licht, wohl kennend, fuhr ich fort, »habe ich immer eine Art von Malice gehabt.« — »Die Idee iſt nicht

»übel,« entgegnete dieſer, »ich habe auch nur »einen einzigen Weißgerbergeſellen gekannt, den »ich ſchätzte, und das war mein Couſin, der »ſich nachher ufrappelte und Rothgerber wurde.«

In unſern aufgeklärten phariſäiſchen Zeiten, wo man nur ſo viel Liberalismus hat, um den höheren Stand hinter dem Rücken zu verſpotten, wird das Studium der Handwerksburſchen arg vernachläſſigt. Und doch finde ich in ihrem Geſpräche treffendere Bemerkungen über Deutſchland, als manche der gelehrten Frau von Stael mir erſcheinen.

Ich ließ mir von ſeinen harten Lehr-, wie von ſeinen erſten glücklichen Wanderjahren erzählen, und hielt in den Wirthshäuſern treulich mein Wort, ihn zu bewirthen. Meine Laune ſtieg, wie ſich Magen und Herz meines Clienten erwärmten.

Als wir aber, unſern Aurich, an ein Gehöft kamen, in dem langer grüner (brauner) Kohl ſtand, wurde er ernſthaft und ſtill. »Herr!« rief er aus, »der grüne Kohl erinnert mich an »meine Leiden. Zwei Bräute ſind mir aus »Gram geſtorben, weil ich kein Brot hatte,

»ſie zu ernähren, und doch gönne ich jedem »Menſchen ſein liebendes Mädchen. Sie ſind »gewiß auch verliebt, ſonſt wären Sie nicht »ſo ſpendabel.«

Nicht ohne Bewegung, durch eigene Erinnerung, ſah ich den Redenden erſtaunt an, und wollte ſchon um Erläuterung ſeines dunkeln Spruchs bitten, als dieſer fortfuhr: »Ja, es »ging mir mit den Mädchen, wie jetzt mit dem »braunen Kohl. Dieſer iſt nämlich mein Leib»gericht. Seit zwei Jahren auf der Wander»ſchaft, ohne Arbeit zu finden, ſehne ich mich »immer nach dieſem Eſſen, das ich heißhun»grig verſchlingen würde, weil ich mir ein»bilde, daß es meinen, von kalter Koſt, Bier »und Brantwein erſchlafften Magen ſtärken »wird. Allein das Schickſal hat es anders »beſchloſſen. Frage ich die Meiſterin auch »noch ſo freundlich: mit Gunſt, wann eſſen »Sie mal braunen Kohl? ſo heißt es entwe»der: Geſtern hättet Ihr kommen ſollen, oder: »Uebermorgen, aber ſo lange dürft Ihr nicht »bleiben.«

»So geht es mir immer, geſtern oder

»übermorgen,« aber obgleich ich auf dieſe Weiſe »keinen grünen Kohl erhalte, ſo freue ich mich »doch, daß er auf der Welt iſt, und werde »den Menſchen nicht gram, die ihn eſſen.«

»Edel gedacht!« verſetzte ich nicht ohne Rührung; »ſo denkt kein Weißgerber.«

»Wohl möglich!« verſetzte jener; »ich bin aber auch ein Rothgerbergeſell.«

Der Improviſator und der Bäckergeſelle.

Der bekannte Schauſpieldichter und Schauſpieldirector Brandes hat ein ſehr bewegtes Leben gehabt, welches er auch, den kommenden Walter Scott, unſern Lafontaine, ahndend, in drei Theilen beſchrieben hat. Obgleich ich glaube, daß der folgenden Anekdote in dieſen Büchern gedacht iſt, ſo meine ich doch, der Leſewelt, in der kaum der Hundertſte die fraglichen opuscula kennt, einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich ſie auftiſche, wie ſie mir

von einem Ohren- und Augenzeugen erzählt ist.

Brandes war dermalen, in den Proberollen seines Lebens, Bedienter eines Herrn von Buchwald zu Freesenburg, mit dem er oft damals in das Lübecker Theater fuhr. Damals war noch Dichter und Schauspieler Eine Person. Man verabredete sich höchstens über den Gang des Stücks, und skelettirte es, etwa wie man, in Schillers Nachlaß, dessen »Demetrius« gefunden hat. Jeder Schauspieler war ein Langenschwarz, ein Improvisator, wie ein Sänger, in den guten Minnezeiten, Tenorist und Körner zugleich.

Heute wurde die Feier des Friedens gegeben. Ein durchreisender, sehr parlanter, aber etwas kurzsichtiger Acteur sollte den König machen. Der Humor des Stücks war:

Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Probe hatte man nicht anstellen können, denn wer kann das wiederholen, was der günstige Augenblick bringt. Ein Fürst sollte aus dem Felde zurückkehren, und, wie ein Iffland, einen

böſen Geheimerath, einen tugendhaften Advocaten, einen adelſtolzen General, einen kreuzbraven alten Lieutenant außer Dienſt u. dgl. m., finden, und Alles im fünften Act beſſern, oder, wie Lichtenberg von den Pfarrern ſagt, die arme zum Tode Verurtheilte bekehren, wie Kapaune für den Himmel fett machen.

Um alle Granden gehörig zu beſetzen, hatte man nothgedrungen einen Bäckergeſellen zum Miniſter gemacht — was freilich gegen den vierzehnten Vers des vierzigſten Capitels im erſten Buch Moſes iſt, wonach die Bäcker bei Hofe kein Glück machen — ohne dies dem gaſtirenden König zu ſagen, der wenigſtens auf Hochdeutſch bei den Lübecker Schauſpielern rechnete.

Der Vorhang geht auf. Auf tritt der König mit ſeinen Granden. Im Geiſte des damals noch nicht geſchriebenen Schillerſchen Wallenſteins beginnt er:

»O ſchöner Tag, wenn endlich der Soldat,« variirt die Begriffe von Krieg und Frieden, wie ein Paſtor bei Taufreden, das »was da leuchtet in der Finſterniß« und »was da taget in der Nacht.«

Nach diesem absoluten Ablativ beginnt er den Dialog. Mit den Worten: »Nun, mein »lieber Zukonifarnes! mein treuer Feldherr! »setze Dich zu mir, und erzähle mir die ge»naueren Umstände der Schlacht,« wendet er sich unglücklicher Weise an den Bäckergesellen. Verlegen blickt ihn dieser an, und die übrigen hochdeutschen Granden, wahrscheinlich uneheliche Söhne von fürstlichen Leiblakeien, wissen kein Mittel, den fürstlichen Irrthum intercedirend zu redressiren.

Der arme König hält, ungewöhnlich genug, Wahrheit für Spiel, und ruft aus: »Welche himmlische Bescheidenheit! Bei Verlust meiner »königlichen Gnade befehle ich Dir, zu reden!« und fügt, wie dieser sich fortwährend fischmäßig beträgt, die Drohung hinzu: »Bei Ver»lust meiner königlichen Gnade nicht allein, »bei Todesstrafe befehle ich Dir, zu reden!«

Da ruft Zukonifarnes mit sinkendem Herzen aus: »Mit Verlöf, Ehr Majestät, ick bin »nich mit be de Schlagt wesen!« (Mit Verlaub, Ew. Majestät, ich bin nicht mit bei der Schlacht gewesen.)

Das Haus lacht. Aber mit diplomatiſcher Gewandtheit tritt der Director hervor, erklärt Zuckonifarnes für einen unächten Miniſter, und übernimmt ſelbſt die Rolle.

Berliniſche Geſchichten.

»Heda, Junge!« ruft in der Spreeſtadt ein wohlgekleideter Berliner einem zerlumpten Knaben zu; »da haſt Du zwei Dreier, gehe »für mich in den Bäckerladen, woſelbſt Du »für das Geld zwei Brezeln erhältſt. Bring' »mir nur eine; die andere will ich Dir »ſchenken.«

Der Burſche conſentirt ſtillſchweigend, indem er in die Bäckerbude mit dem Gelde läuft. Langſam, mit Talmaſchritten, kehrt er indeſſen ſogleich zurück, mit den Zähnen eine Brezel ſcheinbar apportirend. Als er ſich dem wartenden Herrn naht, der ihn abgeſendet hat, überreicht er demſelben gleichgültig einen an-

vertrauten Dreier, indem er die Brezel anbeißt, mit den Worten:

»Da hat der Herr einen Dreier och wieder. Ik habe nur eene Brezel gefunden, und die will ik för den Laufgroschen behalten.«

»Ja, es sind curiose Leute, diese Berliner, der Witz der oberen Classen steht nicht im Verhältniß mit dem der unteren,« sagte mir neulich ein Reisender, dessen Wahrheitsliebe ich verbürgen kann. »Vor einigen Wochen war ich dort, und passirten mir zwei komische Dinge in einer Minute. Ich stand vor einem Bilderladen, und betrachtete zwei Kupferstiche, die dort zusammenhingen. Der linke stellte eine Scene der Pariser Bluthochzeit vor, und führte die Unterschrift:

SCÈNE
de la nuit de St. Barthélemy.

Zwei Schneidergesellen nahten, und betrachteten das Bild, welches einige Würger darbot, die auf Leichen umherschritten, aus denen sich ängstlich ein lebender Kinderkopf erhoben

hatte. »Was is das?« fragte Einer den Andern. »Nu, dat sind Räuber!« entgegnete der Andere, »dat siehst Du ja wol.« — Von wem is dat Bild? lies doch mal,« versetzte der Andere, welcher der Buchstaben unkundig war. Kaum hatte dieser, mit der Erinnerung an seine frühere Idee, die Lettern SC herausgebracht, als er, des Buchstabirens müde, ruhig bemerkte: »Von Schiller!« und dann mit dem Beruhigten beruhigt fortging.

Gleich darauf kamen zwei Schulknaben, mit ihren Mappen auf dem Rücken. Die Berliner Schulknaben sind nicht so hochmüthig, wie die Göttinger, von denen Heine mit unsterblichem Witze einen Tertianer redend einführt: »Der Theodor ist ein rechter Lumpenkerl; mit dem mag ich nicht umgehen; er wußte gestern nicht den Dativ von mensa.« — Die beiden Quartaner kuckten ein Bild an, welches den anscheinend mädchenhaften Herzog von Orleans darstellte, wie er während der Julirevolution durch die Pariser Straßen ritt. »Das ist die polnische Gräfin Plater,« meinte der Eine. »Narr!« versetzte der Andere, »das

ist ja Französisch, und nicht Polnisch. Das is de Jungfrau von Orleans.« — »O, Du Selbstnarr!« entgegnete der Erste, »wo käm die zu dat neie Costüm?«

Acht Vartel breiter Gingham.

In den Jahren 1815 oder 1816 wurde in Hamburg in dem wohlseligen Schauspielhause zum ersten Male Müllners treffliches Trauerspiel »die Schuld« aufgeführt. Während meines dreijährigen Aufenthalts in dem großen Edelstein Norddeutschlands erinnere ich mich nicht, daß etwas auf der Bühne größeren Effect gemacht hätte, als diese erste Darstellung, es sei denn der erste Vortrag des Körnerschen »der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus« durch den Kammermusikus Ehlers aus Weimar.

Es gab damals links vom Orchester einen sogenannten coin du roi, in den sich fast alle Schöngeister, und unter diesen manche Juden,

drängten. Coin du roi ward früher im Pariſer Theater ein ſolcher Platz der Schöngeiſter und Stutzer genannt, ſo daß ein Schneider eine Mode mit den Worten empfahl: »So trägt man einen Rock jetzt im coin du roi.«

Plötzlich erſcholl dort mitten in der tragiſchen Kriſe ein Gelächter. »Haben Sie den Witz von Herrn Elias gehört?« (ich nenne den rechten Namen nicht, aus Gutmüthigkeit) ſcholl es unter den Juden. »Herr Elias hat einen einzigen Witz gemacht!« ging es wie ein Lauffeuer nach der Melodie: »Halt's Maul hat er geſagt.« Herr Elias zeigte auf die Galerie und ſagte: »Da ſitzt acht Bartel breiter Gingham.« Ich begriff dieſen Judenwitz nicht; nachher erfuhr ich, Gingham ſei nur ⅝ breit, der nachgemachte ⅞ breite alſo nur Cattun.

Ein Gedicht von Hebel.

Die sämmtlichen Gedichte von Hebel sind von der Müllerschen Buchhandlung in Carlsruhe angekauft worden, und werden, wie ich bei meiner neulichen dortigen Anwesenheit erfahren habe, vereint herausgegeben werden. Hier folgt eins, das davon ausgeschlossen ist, und das ich einem der genauesten Freunde des Verewigten, dem Herrn Canzleirath Lepique, verdanke. Die zahlreichen Verehrer und Verehrerinnen des schon auf Erden seligen, jetzt wol, sensu proprio, hochseligen, Dichters werden mir für diese Rettung aus den Wellen der Vergessenheit schon Dank wissen, und sich es vielleicht gar ausschreiben auf das leere Blatt, das das Ende der Buchstaben jedes Werkes schneemäßig zu bedecken pflegt. Das Gedicht ist an die Tante zu Basel gerichtet.

Zu Baſel an mi'm Rhy,
Jo dört möchti ſy.
Geht nit d'Luft ſo mild und lau
Und der Himmel iſt ſo blau
An mi'm liebe Rhy.

In der Münſter Schuel,
Uff mi'm harte Stuel
Zwor, dort magi nit me ha', [1])
D'Töpli [2]) ſtöhn mer nimmer a
In der Basler Schuel.

Aber uff der Pfalz
Alle Lüte g'fallts!
O! wie wechsle Berg u Thal,
Land und Waſſer überall
Vor der Basler Pfalz.

Uff der breite Bruck,
Für ſi hi und zuruck,
Nei, wos ſicht man Jungfern goh
Nei, wos ſicht man Here ſtoh!
Uff der Basler Bruck.

Wie ne freye Spatz
Uffem Peters Platz,
Fliegi um unds wird mer wohl,
Wie im Buebe-Camisol
Uffem Peters Platz.

Uff der grüne Schanz,
In der Sunne Glanz,
Woni [3]) Sinn u Auge ha,
Lacht's mi nit so lieblig a [4])
Bis go Sante Hans.

In der reine Luft
Und im friſche Duft
Schwimmt mi Herz und hat nit g'nueg,
Wenn i ab dem Bollwerk lueg
In die reine Luft.

Seilers Rädli ſpringt
Und der Vogel ſingt
Summervögeli jung und froh
Ziehn de blaue Blume noh,
Alles ſingt und ſpringt.

Und e bravi Frau
Wohnt do uſſen au,
Nehmich Gott in treui Hut [5])
Gunnich Gott [6]) e frohe Mueth
Liebe Basler Frau!

* * *

Erklärung einiger allemanniſcher Worte.

Ad 1) Dort mag ich nichts mehr zu thun haben.
» 2) »Töpli,« Schläge auf die Finger.
» 3) »Wo ni,« Wo ich.
» 4) Auf der Seite gegen Sanct Johann lachts mich nicht ſo freundlich an.
» 5 »Nehmich Gott,« Nehm' Euch Gott.
» 6 »Gunnich,« Gönn' Euch Gott.

Dienstuntüchtigkeit.

»Wir leiden Beide an einer gleichen Krankheit,« sagte ein alter, mit Chiragra befallener Justiz-Rath, als er hörte, daß sein Hausgenosse, ein Kammerherr, sich durch Erkältung einen steifen Nacken zugezogen hatte. »Wir sind Beide dienstuntüchtig; denn ein Kammerherr mit einem steifen Nacken ist equal einem deutschen Richter, den die Hand am Schreiben verhindert.«

Die Musikanten in der goldenen Zeit.

Nicht nur die Friseure, Hutmacher und Confectbäcker, sondern auch die Musikanten erfreuten sich früher einer besseren Zeit, in welcher der Schoß nicht bloß in heutigen, unfreiwilligen Schillingen, sondern auch in viel grö-

berer, also in viel feinerer, Münzsorte bestand. Wenigstens war dies in den Marschgegenden der Elbe, und vorzüglich auch in denen der Weser, der Fall. Im Budjadingerlande war es nicht selten, daß die Bauern auf einer Hochzeit die gewöhnliche Galgenzahl der sieben Musici an dreihundert Thaler verdienen ließen. Wenn man weiß, daß für den Tanz nicht mehr als zwei Grote bezahlt wurden, so ist dies schwer zu begreifen. Allein das war nur der Einsatz. Die edlen Häuser überboten sich, indem sie riefen: »Speel mal upp vor twölf Groten!« (Spiel mal auf für zwölf Groten) und sich dann auctionsmäßig überflügelten, bis sie sich zu Pistolen überboten. In einer brillanten Ernte, und besonders der Rapsaatzeit, hätte man wohl Schillers tönende Glockenverse:

»Wehe, die dem Ewigblinden«

mit dem Zusatze:

die hunderttausend Thaler leih'n,

travestiren können. Der Allertollste indessen war ein Wirth, der, sonst sehr mäßig und nüchtern, selbst seine betrunkensten, renommi-

rendsten Gäste zu überbieten pflegte, und sich dadurch zu dem Range eines geehrten Schlägers der Studenten unter seinen täglich mehr bei ihm einkehrenden Gästen erhob.

Und doch wurde dieser kluge Mann reich; er trieb nur Scheinhandel; oft wurde aus Luxus eine Arie umsonst gespielt, sing er aber den trunkenen Gast, da erhielt er die Hälfte des Paganini-Honorars von den Musikanten.

Der Hundefreund.

Ein alter, braver, in vorjenaischen Kriegsdiensten erzogener Officier, der das Wort Feindschaft nur in der Schlacht kannte, übrigens die Wissenschaft der Grammatik zu verachten pflegte, weil er die Erfahrung gemacht hatte, es sei einerlei, ob man zu seinen Cameraden sage: »Frühstückt bei mir oder bei mich« (sie wären in beiden Fällen gekommen),

hatte einen Hund, dessen Geschlecht er ungemein liebte, zum Geschenk erhalten. Der Geber hatte ihm dabei den Namen des Hundes mit dem Worte »Lion« bezeichnet, und hinzugefügt, daß er aus der Stadt gleiches Namens in Frankreich sei. — Der alte Preuße suchte vergebens, mit junkerhafter Hundekenntniß, in Cäsarischer Eile die Liebe des Herrn Lion zu gewinnen. Es schien, als ob der Nationalhaß der Franzosen wider die Preußen auch in dem Menschengeschlechte zweiten Grades, den Hunden, noch nicht erloschen sei, und nur mit der größten Mühe hatte er es binnen vier Wochen so weit gebracht, daß der Hund schwanzwedelnd auf den doppelten Ruf »Lion!« vielleicht nur mit Erinnerung an erhaltene Leckerbissen, sich langsam seinem Herrn näherte.

Da war dieser einmal mit seinen Bekannten in die Kegelbahn gegangen, gefolgt von seinem Hunde, der sich keck beim Beginnen des Spiels vor die Musenzahl der Kegel stellte. Der alte Herr wollte ihn rufen, aber indem sternschnuppte der Name des Hundes aus seinem himmlischen Gedächtnisse. Phrasen,

wie: »Komm hier, ici, Hund!« bewegten den anonymen Köter nicht. —

»O, du böser Hund!« rief der alte Preuße, und suchte ihn vergebens von der Bahn zu treiben. »Es ist Ihr Landsmann!« rief er einem Franzosen zu. »Ach, sagen Sie mir doch einmal alle Städte von Frankreich.«

Der höfliche Franzose willfahrte mit Paris, Marseille, Bordeaux, Straßburg und mit den übrigen kleinen Contrefaits von Paris. Alles vergeblich. — Die Mitspieler drängten. Der Hund blieb unbeweglich.

»Nun, meinetwegen!« rief der alte Thierfreund dem Hunde zu; »ich habe das Meinige gethan; laß dir todt werfen, ich kann dir nicht rufen!«

Der Mond und der Rautenkranz.

Die Stadt Eisenach, berühmt durch ihren theologischen Trocadero, die Wartburg, auf welcher Luther das Wort Gottes übersetzte,

um die Wörter der Menſchen zu verdrängen, beſitzt unter mehreren Wirthshäuſern den Mond und den Rautenkranz. In dem letzten Gaſthof, dem erſten der Stadt, welcher die unverheiratheten Herren des Civils wie des Militairs ſpeiſt, ſoll vor einigen Jahren ſich folgende Geſchichte zugetragen haben:

Es kommt ein junger Mann des Abends dort, der das Aermliche ſeiner Kleidung ſogleich durch die Frage verſchönt: Ob 'er für ſein Geld dort logiren und zehren könne? — Die Antwort des habſüchtigen Wirths klingt bejahend, und ſo ſchlecht die Speiſe in den ſächſiſchen Herzogthümern, und der ſaure, dort mit Rheinweinrang verſehene Frankenwein munden mag, ſo bringt der nichts verſchmähende Hunger und der tolerante Durſt des Gaſtes die Zeche doch bald zu einer erklecklichen Summe. Je unbekümmerter der Jüngling zehrt, deſto ſorgenvoller wird der Wirth, der am Ende ſeinen Gaſt an die Bezahlung derſelben erinnert. Dieſer greift in die Taſche, aber ach! was kann betrübter ſein? Er reicht dem hoffenden Wirth einen einzigen Silbergroſchen, indem er

dem Verſtummenden zuruft: »Ich habe Euch »vorher gefragt, ob ich für mein Geld hier »zehren könne; mehr iſt nicht mein.« Es erfolgte eine Pauſe. Nachdem die erzürnten Muskelfluthen des Harpagon ſich calmirt hatten, ſagt dieſer mit der Ruhe eines Verzweifelten: »Schon gut! ich merke, Ihr ſeid ein »Spaßvogel; ich vergebe Euch, aber nur unter »der Bedingung, daß Ihr zu meinem Colle»gen, dem Gaſtwirth zum Mond, einem ſchlech»ten, neidiſchen Manne, geht, und ihm denſel»ben Streich, aber noch dreimal ſo arg, »ſpielt.« — »Gern thäte ich das,« erwiederte achſelzuckend der Gaſt, »der hat mich aber ſchon herüber gewieſen.«

Einladung zum Frühſtück.

Ein Mönch, der zum Frühſtück eingeladen wurde, lehnte dieſe Einladung mit den Worten ab: Ich danke für dies Anerbieten, das

ich aber nicht annehmen darf; denn erstens ist es heute Fasttag, und zweitens habe ich schon heute Morgen gefrühstückt. — Für Juristen bemerke ich, daß dies nach der Eventualmaxime geantwortet ist.

Seltenes Vertrauen.

Ein gescheiter und ein etwas einfältiger Officier lebten in freundschaftlichen, sehr cameradschaftlichen Verhältnissen. Die Geistesüberlegenheit des Ersteren benahm dem Letzteren den Muth, seinem Waffenbruder gleich zu sein, und er entschloß sich daher bald, wie Don Carlos es mit Posa machte, seinen Freund grenzenlos zu lieben. Wie sehr er aber dabei seinen Verstand auf Urlaub schickte und sich jedes eigenen Urtheils enthielt, bewies sich noch nach drei Jahren. Als nämlich in dieser Zeit der Gescheitere entfernt gewesen war, und Herrn Simpler wiedersah, fragte er

diesen — mit wem er hauptsächlich umgehe. »Mit dem Zollverwalter N. N.« war die Antwort. »Wie kommst Du denn zu dem Umgang mit dem Einfaltspinsel?« fragte der Geistesüberlegene. »So habe ich mich versehen,« antwortete der Gefragte, sichtlich bestürzt; »ich muß mich verhört haben, ich glaubte einmal von Dir zu verstehen, der Mann sei sehr interessant — deshalb bin ich immer mit ihm umgegangen.«

Das Duell.

Zwei Lieutenants gingen in den Wald,
Einander todt zu schießen;
Ihr Blick war glänzend, 's Blut war kalt
Vom Kopf bis zu den Füßen,
Als hätten sie die Cholera,
Und dabei span'schen Pfeffer. —
Sie standen nun zehn Schritte nah,
Und hielten auf den Treffer.

Die Secundanten lauschten fern,
Ein alter und ein neuer,
Und commandirten: meine Herrn!
Eins — zwei — und drei — und — Feuer!
Da fielen beide Lieutenants hin, —
Fahr' wohl, du Erdenwallen!
Der eine Secundant, ohn' Sinn,
Wollt' auch in Ohnmacht fallen.
Allein der vierte Lieutenant spricht:
Reicht Schnaps ihm aus der Flasche,
Ich habe, Bruder, fürcht' Dich nicht,
Die Kugeln in der Tasche.

Beweis durch die That.

Ein Superintendent, der, nachdem er sich vom Rabnerschen Hauslehrer, der nur Bremer (jetzt Amersforter) raucht, einen Hasen zu tranchiren versteht und dem jungen Herrn die Stiefeln putzt, zum Landprediger, dann durch Neujahrsgratulationen, Gelegenheitsgedichte und

Erklärung des sträflichen Umgangs eines Ministers mit einer Maitresse durch das Wörtchen »Gewissensehe« zu seinem jetzigen Oberhirtenposten avancirt war, fiel nach Erreichung dieses Postens in die häufige Amts-Lethargie seiner Brüder. Vergebens sollicitirten seine Unterhirten, die zum Theil besoldet wurden, als ob Gott in rerum natura nicht existirte, um Zulage; mit scheinheiligen Worten verwies er auf Geduld und Jenseits, und berief sich auf seinen guten Willen; ja, als der ärmste Landpfarrer einmal mit Hülfe des arithmetischen Schullehrers, des Chirurgen loci und des Müllers ihm mathematisch bewiesen hatte, daß er sothaner Maßen mit der Familie verhungern müsse, rief er aus: »Thun Sie das, und geben ein Beispiel durch die That. Dann, ja dann wird man einsehen, wie Unrecht man Ihnen that, und wenigstens Ihre Amtsbrüder versorgen.«

Probe
einer humoriſtiſchen Ueberſetzung
des Terenz.
In usum modernum.

Alles wiederholt ſich nur im Leben.

Die Perſonen ſind:

Thraſo, ein Officier.
Gnatho, deſſen Schmarotzer.
Parmeno, ein Diener des Phaedria.

Thraſo hat der Thais einen Eunuchen geſchenkt, und erkundigt ſich am Anfang der Scene bei Gnatho, wie ſein Geſchenk aufgenommen iſt. Es iſt nur ein Theil Einer Scene hier dargelegt.

Actus III. Scena I.

Thraso. Gnatho. Parmeno.

T. Magnas vero agere gratias Thais mihi?

G. Ingentis. *T.* ain tu, laeta est? *G.* non tam ipso

quidem

Dono, quam abs te datum esse: id vero serio

Triumphat. *P.* huc proviso, ut ubi tempus siet,

Deducam. sed eccum militem. *T.* est istuc datum

Profecto, ut grata mihi sint, quae facio omnia.

G. Advorti hercle animum. *T.* vel rex semper

maxumas

Mihi agebat, quidquid feceram; aliis non item.

G. Labore alieno magnam partam gloriam

Dritter Act. Erſte Scene.

Thraſo, Gnatho, Parmeno.

(Letzterer wird von Beiden nicht geſehen, ſpricht vor ſich und begleitet die Reden jener durch Pantomimen.)

Thraſo. Alſo die Thais iſt mir ſo erſchrecklich dankbar?

Gnatho. Unmenſchlich.

Thraſo. Ne, ſagt mal, iſt ſie fidel?

Gnatho. Nicht ſo ſehr über das Präſent, als darüber, daß es von Ihnen kommt, das iſt ihr auf Ehre ein Triumph.

Parmeno. Ich muß ſpeculiren, ob die Luft rein iſt, um meine Leutchen herzuführen. Aber — was ſehe ich, den Offizier!

Thraſo. Es iſt mir, auf Taille! ſo gegeben. Alles, was ich beginne, ſchlägt mir ein.

Gnatho. Das habe ich, auf Ehre! auch immer gefunden.

Thraſo. Der König war auch immer äußerſt zufrieden mit meinen Handlungen; mit den Geſchichten von Andern war es immer au contraire.

Gnatho (bei Seite). Der pflügt gleich wieder

Verbis saepe in se transmovet. Qui habet salem,
Quod in te est. *T.* habes. *G.* rex te ergo in oculis? *T.* scilicet.

G. Gestare? *T.* vero credere omnem exercitum
Consilia. *G.* mirum. *T.* tum sicubi eum satietas
Hominum, aut negoti si quando odium ceperat,
Requiescere ubi volebat, quasi: nostin? *G.* scio:
Quasi ubi illam expueret miseriam ex animo. *T.* tenes.
Tum me convivam solum abducebat sibi. *G.* hui,
Regem elegantem narras. *T.* immo sic homo
Est, perpaucorum hominum. *G.* immo nullorum, arbitror,
Si tecum vivit. *T.* invidere omnes mihi,

mit fremdem Kalbe. (laut) Ja, wer ſo viel Witz hat, wie Sie.

Thraſo. Das will ich zwar nicht abläugnen. —

Gnatho. Alſo die Augen Seiner Majeſtät waren immer auf Sie gerichtet?

Thraſo. Toujours auf mich.

Gnatho. Sie waren ſein Favorit?

Thraſo. Die ganze Armee vertraute er mir an; alle Pläne —

Gnatho. Sapperment!

Thraſo. Wenn die Menſchheit und ſein Scepter ihn anekelten, wenn er ſich erquicken wollte, wenn er ſo zu ſagen — — Verſtanden?

Gnatho. Ja, ja. Wenn er, ſo zu ſagen, die Erinnerung an die misère aus ſeiner Seele ſpucken wollte —

Thraſo. Gut geſagt. Dann war ich ſein einzigſter Gaſt.

Gnatho. Wetter! Da müſſen Seine Majeſtät ein Menſchenkenner geweſen ſein.

Thraſo. Ja, ſo iſt er, ein Herr für Wenige.

Gnatho. Ich glaubte, für keine Mehrheit, da er nur für Sie lebte.

Thraſo. Die Hofleute wurden alle hölliſch

Mordere clanculum: ego non flocci pendere:

Illi invitlere misere. verum unus tamen,

Impense, elephantis quem Indicis praefecerat,

Is ubi magis molestus est, quaeso inquam, Strato,

Eone es ferox, quia habes imperium in belluas?

G. Pulchre mehercle dictum, et sapienter. papae!

Jugularas hominem. quid ille? *T.* mutus illico.

G. Quidni esset? *P.* dii vostram fidem hominem perditum

Miserumque et illum sacrilegum! *T.* Quid illuc Gnatho,

Quo pacto Rhodium tetigerim in convivio,

Nunquam tibi dixi? *G.* nunquam: sed narra, obsecro.

Plus millies audivi. *T.* una in convivio

Erat hic, quem dico, Rhodius adolescentulus.

neidiſch. Heimlich cabalirten ſie; ich fragte aber nicht die Kanaille danach. Ungegönntes Brot wird auch gegeſſen. Einen aber, der eine Schwadron indiſcher Elephanten commandirte, crepirte das Ding zu ſehr. Als er aber anfing, ſich unangenehm zu machen, fragte ich ihn: »Sagen Sie, Baron Strato, »ſind Sie denn deshalb ſo grimmig, weil Sie die »wilden Beſtien commandiren?«

Gnatho. Fein gegeben, auf Ehre! wunderſchön, göttlich! Das heißt mit Elephantenfüßen todt treten. Und was antwortete er?

Thraſo. Er ward ſtumm wie ein Fiſch.

Gnatho. Natürlich.

Parmeno. O Gott, Gott! was iſt das für ein ſchändlicher, niederträchtiger Erzſchurke!

Thraſo. Sagt mal, Gnatho, habe ich Euch nie erzählt, wie ich den Rhodier auf dem Kommerſch touchirt habe?

Gnatho. Nein, niemals! Um Alles in der Welt, das müſſen Sie mir erzählen. (bei Seite) Ich habe die Geſchichte ſchon mehr als tauſend Male gehört.

Thraſo. Es war beſagtes rhodiſiſches Jüngelchen mit mir auf einem Bankett. Zufällig hatte

Forte habui scortum: coepit ad id adludere
Et me irridere. quid agis, inquam, homo impudens?
Lepus tute es, et pulpamentum quaeris. *G.* ha, ha, hae.
T. Quid est? *G.* facete lepide, laute: nihil supra
Tuumne, obsecro te, hoc dictum erat? vetus credidi.
T. Audieras? *G.* saepe: et fertur in primis. *T.* meum est.
G. Dolet dictum imprudenti adolescenti et libero.
P. At te dii perdant! *G.* quid ille, quaeso? *T.* perditus.
Risu omnes, qui aderant emoriri: denique
Metuebant omnes jam me. *G.* non injuria.

ein Mädchen, mit dem er careſſiren und mich railliren wollte. »Was will Er?« fuhr ich ihn an, »Er Kiek in die Welt! eſſen Haſen auch Wild»pret?«

Gnatho (überlaut). Ha, ha, ha!

Thraſo. Was kommt Euch an?

Gnatho. Das war ſüperbe, einzig, himmliſch, unvergleichlich! Aber ernſtlich, iſt der Witz von Ihnen? ich habe ihn uralt gehalten.

Thraſo. Habt Ihr ihn ſchon gehört?

Gnatho. Und wie oft; er ſteht ja obenan in den »Anekdoten zum Todtlachen.«

Thraſo. Der iſt von meiner Fabrik.

Gnatho. Der arme Schelm dauert mich doch, daß er für ſeine Unvorſichtigkeit ſo angekommen iſt.

Parmeno. Hol' Dich der Henker!

Gnatho. Aber ſagen Sie mal, was antwortete der Menſch?

Thraſo. Er war aufs Maul geſchlagen. Die ganze Geſellſchaft wollte vor Lachen berſten. Nachher hatte ich aber allerwärts Reſpect.

Gnatho. Und das von Rechtswegen.

Großvater Christian der Vierte.

Der König Christian der Vierte von Dänemark, welcher im Jahre 1618 starb, regierte länger denn funfzig Jahre. Gegen das Ende seiner Regierung hörte er ungern Widerspruch von seinen Reichsräthen, und versetzte nicht selten seinen Rathgebern: »Was wollt Ihr viel dawider reden? Diese Sache habe ich bereits mit Eurem Großvater reiflich überlegt.«

Der unmündige Kapuziner

Die Bank in Wiesbaden war beendet. Die letzten drei Coups im Roulette hatten mir auf vingt-sept, rouge, impair et passe drei volle besetzte Nummern eingebracht. Meine verwunderte Tasche trug Carolinen und Kronthaler, und verdrießlich sah mich der alte

Bankier an, den Iffland einſt zum Ideal ſeines hüſtelnden Moſerts genommen hatte. Ich verließ die niedergeſchlagenen Spieler und niedergebrannten Lichter, und wollte aus dem Spiel- durch den nur matt erleuchteten Kurſaal nach Hauſe eilen. Da ſtand in der Mitte ein ehrwürdiger Franziskaner-Mönch, mit dunkler Kutte und weißem Strick angethan, in lauter Rede begriffen.

Von den heranfluthenden Worten verſtand ich nur: »Das iſt alſo der verruchte Kurſaal, eins von den Höllengebäuden, die meine ewige Unmündigkeit verſchulden.«

Staunend ſah ich den Redenden an, unwillkührlich griff ich in die volle Taſche und reichte der entgegenkommenden Hand einige Silberſtücke, indem ich ausrief: »Da iſt profanes Sündengeld, ehrwürdiger Vater! macht es ehrlich, und mit ihm ſeine zurückgebliebenen Brüder. Aber Ihr müßt wiſſen, daß ich ein Ketzer bin.«

»Thut nichts!« verſetzte der Alte ſchmunzelnd, vom Kanzelton in den der Welt über-

gehend; »ich ehre die Religion in jedem Gewande, ich armer Unmündiger.«

»Wie, unmündig? Erklärt mir den Sinn Eurer Worte,« fragte ich abermals staunend.

»Ach, lieber Herr,« klagte der Bettelmönch, »unser Orden ist schwer und die Prüfung hart. Die verfluchte Aufhebung der Klöster hat mich um die Hoffnung betrogen, je das zu ernten, was ich in der Jugend gesäet habe. Ich bin im Kloster zu M., wo wir sechs Franziskaner aussterben sollen. Im sechs- und sechzigsten Jahre bin ich der Jüngste von ihnen, und muß die Siebenziger, Achtziger und Neunziger bedienen, wie im dreißigsten Jahre, zur Zeit meiner Aufnahme. Will ich mitreden, da sagt man mir, ich sei ein unmündiger Gelbschnabel, der das Maul halten solle; will ich Wein trinken, da heißt es, der sei zu hitzig für junge Leute; ja man nimmt mir den Mittagsschlaf, um den älteren Brüdern die Fliegen zu scheuchen. So bleibe ich immer ein junger Greis, ohne Repressalien üben zu können. Um solcher Kursäle willen

haben die Fürſten die heiligen Klöſter vernichtet und mich zur Unmündigkeit verdammt.

N. N. und der franzöſiſche Abbé.

N. N. (ich will mich nämlich wol hüten, die Geſchichte in der erſten Perſon zu erzählen, weil ſo etwas unbeſcheiden klingt und dem beſcheidenen Leſer unangenehm ſein würde) befand ſich einmal bei einem landesfürſtlichen Geburtstage an einer wohlbeſetzten Tafel, wo ein franzöſiſcher Emigrant, nachheriger Sprachlehrer und Pfeffermünzkuchen-Fabrikant, die ganze Geſellſchaft mit ſchlechten, ſelbſtgemachten Verſen in ſeiner Mutterſprache unterhielt, während er mit der größten, den hungrigen dermaligen Emigranten ſehr oft nicht fehlenden Unverſchämtheit einzelne kalte Speiſen, wie Schinken und dergleichen, in ein aus der Taſche gezogenes Papier legte und empochirte.

War dies zwar an sich komisch, so wurde doch die Springfluth der Alexandriner [illegible]arg, daß die Gesellschaft den Abbé mehrere Male um sein Stillschweigen anflehte. Da aber der Franzose erklärte, daß er nur schweigen werde, wenn er durch ein französisches Inpromptu, denn deutsche hatten schon ihre Wirkung verfehlt, dazu aufgefordert werde, so rief N. N. seinen schwachen französischen Vocabelnlandsturm auf, der sich ziemlich schnell versammelte, und die feindlichen Zungenkanonen durch die Worte:

Nous sommes tous deux poètes,
En Allemagne et en France,
Nous avons fait des conquêtes,
Mais Vous par excellence.

Grand maître! quel dommage
D'être Votre compagnon:
C'est l'esprit qui perd le courage,
Et l'estomac le jambon.

zum Schweigen brachte.

Gaſtfreundſchaft.

In einer kleinen preußiſchen Stadt, ohnweit der jeiſt- und jemüthvollen erſten Haupt-Reſidenz-Stadt Berlin, prügelte ein Philiſter im Angeſichte ſeiner Penaten, d. h. vor der Hausthüre, einen ſauber gekleideten, vierzehnjährigen, dies tief empfindenden und hölliſch laut aufſchreienden Knaben. Nach Beendigung dieſes Geſchäfts verebbeten alsbald die Zornmienen des Gewaltigen. »Wat is des denn vor een Junge?« fragte ein vorübergehender Mitbürger den ihn freundlich wiedergrüßenden Strafmeiſter. »O,« verſetzte dieſer gleichgültig, »dat is man mein Couſin, der is ohs der Stadt, un is hier uff een paar Dag bei mich, zum Vergnügen.«

Travestie der Kapuzinerrede in Wallensteins Lager; verfaßt auf der Schule in Hamburg im Jahre 1814.

Vorwort.

Der Beifall, womit, selbst in mehreren Literaturblättern, meiner Travestie der Schillerschen Glocke, als »Lied von dem Prügel,« in meinen früheren Skizzen gedacht ist, so wie die Bitten meiner Schulfreunde, bestimmen mich, diese ähnliche Arbeit, auch aus jener Zeit, gleichfalls dem Druck zu übergeben. Sie ist einem nicht beliebten, höchst schwachköpfigen, jetzt verstorbenen Lehrer in den Mund gelegt, der lange von seiner Frau getrennt gewesen war. Die losen Primaner nannten ihn in ihrem vitae curriculum, welches sie einreichen, und worin sie ihre früheren Lehrer schildern mußten, immer »homo imbecillis.« Der alte gute Gurlitt, der nicht merkte, daß man ihm wiederholt eine Falle legte, strich

das Wort »imbecillis« jedes Mal mit dem Entſcheidungsgrunde in margine: »Imbecillis enim non tantum de corpore, sed etiam de animo dicitur.«

(Der Magiſter tritt auf.)

Heiſa, Juchheiſa, Dudeldumdei!
Das geht ja hoch her. Bin auch dabei!
Iſt das eine Klaſſe von Studioſen?
Seid Ihr Türken? ſeid Ihr Franzoſen?
Werft Ihr ſo mit frechem Blick,
Als hätte der allmächtige Fick *)
Das Chiragra, könnte die Hand nicht rühren.
Iſt es jetzt Zeit zum expectoriren,
Sich für's Schwänzen zu expoſtuliren?
Quid hic statis otiosi?
Was ſteht Ihr und legt die Hände in den Schooß?
Der Teufel iſt jetzt in den Klaſſen los,
Die Primaner haben ſich ſchlecht betragen,
Einer iſt an die Ohren geſchlagen **)

---

*) Name des damaligen, noch fungirenden Cuſtos.
**) Conferire das oben gedachte Lied von der Glocke.

Und Ihr, anſtatt ein Exempel zu nehmen,
Streicht umher, laßt's Euch wenig grämen,
Geht lieber ins Wirthshaus und in die Schenke,
Als in den Unterricht des Herrn Enke;
Sorgt lieber für Euren dummen Bauch,
Als für den gelehrten Doctor Strauch;
Nehmt lieber Liqueur und fränkſche Eſſenz,
Als franzöſche Dictate des feinen Lemenz;
Mögt lieber den Dampf aus der Pfeife ziehn,
Als Nutzen aus den Lehren des Doctors Köſtlin.
Die Lehrer ſtudiren Tag und Nacht,
Doch Ihr gebt kaum bei Tage Acht.
Es iſt eine Zeit der Thränen und Noth,
Auf Euren Rücken ſtehen die blauſten Wunder,
Und ſchlüg' Euch Fick nicht blutigroth,
Ihr rißt mich am Ende vom Katheder herunter!!
Der Cuſtos ſteckt ſeine dicke Ruthe
Vor ſeiner Bude Fenſter aus,
Die ganze Schul' iſt ein Klagehaus,
Doch Ihr beharrt im Uebermuthe.
Um unſer berühmtes Gymnaſium
Leider Gottes — giebt man nichts um.
Die Prüfungen ſind worden zu Prüglungen,
Die gelehrten Klaſſen ſind worden rohe Maſſen;

Anſtatt alter Folianten aus Bibliotheken,
Leſ't Ihr in alten Romanencharteken,
Und das beſchimpfende Carcer allhie
Iſt worden Euer täglich Logis. —
Woher kommt das? Das will ich Euch verkünden!
Das ſchreibt ſich her von Euren Laſtern und Sünden,
Von dem Greuel und Heidenleben,
Dem ſich primi und Schüler ergeben.
Das Billard bei Benne iſt der Magnetſtein,
Der Euch führt in das Haus der Sünde hinein;
Doch auf den Spectakel da folgt der Bakel,
Wie auf den Brantwein das Trunkenſein;
Das zu lieben erregt das jus,
Das iſt die Ordnung im Livius *).

»Sed ubi erit spes literarum,
Me si vexatis?« Wie ſoll man ſiegen,

*) Der Lehrer docirte den Livius. Die Anſpielung iſt etwas à la Pater Abraham a Sancta Clara. Dieſer predigte: »Es giebt allerhand Narren: Tanznarren, Freßnarren, Hofnarren, Spielnarren, Saufnarren, Geldnarren. Daher ſteht auch geſchrieben: Narraverunt patres et nos narravimus omnes.«

Wenn Ihr die Stunden ſchwänzt, und warum?
Weil Ihr thut in den Pavillons liegen.
Eine Frau hier in der Nachbarſchaft
Fand ihren böſen Ehemann wieder,
Der Bäcker fand ſeine Geſellen wieder*),
Napoleon ſeine vertriebenen Brüder:
Aber wer bei Schülern ſucht
Fleiß, Gehorſam und gute Zucht,
Der wird nie ſeine Hoffnung erjagen,
Thut er auch alle Rücken zerſchlagen.
Zu dem König der Franzoſen,
Wie wir leſen im Correſpondenten,
Kamen ſogar Soldaten gelaufen,
Thaten Buß, um ſich Gnad zu erkaufen,
Fragten ihn: »Sire! que faire?«
Wie machen wir's, daß wir kommen bei Euch in Ehr'?
Et il repond, Und er ſagt:
Dites: »vive le roi!«
Wenn Ihr keine Nelken tragt,

*) Die Bäckergeſellen hatten ſich dermalen mit ihren Meiſtern veruneinigt und waren ausgezogen geweſen, jedoch nach Statt gehabter Vereinigung zurückgekehrt.

L'état c'est moi,
Wenn Ihr nicht in meinen Jagden jagt,
Suivez le loi, Euch begnügt
Avec les fleurs de lis, mit meinen Orden,
Kurz, wenn Ihr beſſern Sinnes geworden. —
Es iſt ein Gebot: Du ſollſt die Namen
Deiner Lehrer nicht übel auskramen;
Aber wo hört man mehr blasphemiren,
Als wenn man hier horcht an den Stubenthüren?
Wenn der Senat für jeden boshaften Witz,
Den Ihr losbrennt von Eurer Zungenſpitz,
Müßte geben ein Zweimarkſtück her,
Es wäre die Hamburger Bank bald leer;
Und wenn Euch für jede Traveſtie,
Die Ihr macht ohne mathematiſch Genie,
Ein Waſſertropfen fiel' in ein Anker Wein,
Das Getränk würde bald ſchier Waſſer ſein.
Der alte Gurlitt war auch ein Primaner,
Der gelehrte Hipp war lange Tertianer,
Aber wo ſteht denn geſchrieben zu leſen,
Daß die Beiden jemals witzig geweſen?
Muß man den Mund doch, ich ſollte meinen,
Nur aufmachen zu einem »Helf Gott!«
Zum Exponiren und Butterbrot;

Aber Ihr ſeid ſtets mit Wein erfüllt,
Der als Humor aus Eurem Munde quillt.
Wieder ein Gebot iſt: »Du ſollſt ſtudiren!«
Ja, das befolgt Ihr nach dem Wort,
Ihr ſtudirt auf Ränke immerfort.
Vor Euren Griffen und Satansſpiffen,
Vor Euren Praktiken und böſen Kniffen
Iſt man nicht ſicher in ſeinem Haus,
Ihr hebt des Nachts die Läden aus
Und tragt mir Hunde und Katzen heraus.
Was ſagt Doctor Gurlitt? »Assidui estote,
Spart die clavis Ernesti vom Morgenbrote!«
Aber wie ſoll man die Schüler loben,
Wenn ihnen immer verziehn wird von oben,
Weil der Profeſſor Zimmermann
Die Menſchen ohne Strafe regieren kann.

Ein Argumentum e contrario.

Es kam ein Bauer im O . . . . schen zum Chef der Justiz-Kanzlei und begehrte die Zuordnung eines Anwaltes. Der Richter, welcher glaubte, der Supplikant bedürfe des Armenrechtes, verlangte von demselben deßfallsige Bescheinigungen des Armenvaters und Predigers. Wie erstaunte er aber, als er erfuhr, daß der Beschwerdeführer bereit sei, einen Advocaten zu bezahlen, und, so zu sagen, für Geld zu processen, daß aber, trotz seiner Zahlfähigkeit, der Bauer keinen Anwalt habe vermögen können, die Sache einzuleiten. — Neugierig geworden, ließ er sich den Proceßgegenstand vom Querulanten erzählen, und fand bald, daß die gänzliche Ungerechtigkeit und Ungereimtheit der Sache jeden Advocaten, wenn er auch kein O . . . . scher ist, aus Furcht vor Lächerlichkeit hätte abhalten müssen, Ruf und Ehre an ihre Verfechtung zu setzen. »Aber, mein lieber Freund,« bemerkte er dem

Bauer, »die Sache ist von der Art, daß Ihr sie nicht gewinnen könnt, und Ihr müßt der Rechtlichkeit unserer Sachwalter Dank wissen, daß sie die Vertheidigung einer ungerechten Sache, bei der sie ihren eigenen Nutzen verfolgen konnten, von sich ablehnten.« — »Das klingt ganz gut,« versetzte der Bauer, »allein ich habe auch einen gerechten Grund, weßhalb ich die Zuordnung eines Anwaltes fordere — ich hatte nämlich einen von meinem Vater geerbten Proceß, von dem die ganze Welt behauptete, ich könne denselben nicht verlieren; und doch verlor ich ihn mit Erstattung der Kosten. Nun habe ich einen Proceß, von dem alle Menschen sagen, ich könne denselben nicht gewinnen. — Ist nicht jetzt viel Wahrscheinlichkeit dafür, daß ich meinen Proceß gewinne? Sind sich die Verhältnisse nicht gleich? — Hätte ich damals nicht gehört und geglaubt, ich wäre besser gefahren. Warum soll ich denn jetzt hören und glauben?«

Allerhand.

Folgendes ist ein Factum: Eine Dame gab ihr letztes Geld hin und ließ sich falsche Zähne dafür einsetzen. Um die Ausgabe zu decken, trank sie Wasser und aß Schwarzbrot, zu welcher Speise und zu welchem Trank Hunger und Durst freilich die Würze erst hergeben mußten. Und siehe! die Pseudo-Zähne waren zu schwach, und entfielen beim Zerbeißen der harten Brotrinde. — Da war der Bursche doch noch glücklicher, welcher seine schönen Locken an einen Friseur verkaufte, um für den Erlös seiner Haare in einer Glücksbude spielen zu können. Er warf, haarberaubt, sein Simsonsgeld auf den Tisch der Fortuna, ergriff die Würfel und gewann — einen Haarkamm.

Im Oldenburgischen liegt ein Dorf „Neuenburg," woselbst der nachfolgende Eigenthü-

mer des Gasthauses den Namen seines Vorgängers durch den seinigen übersetzte. Jener hieß »Güldenstedt« — dieser »d'Orville.«

Eine Frau, der der französische so wie der englische Gesandte die Cour machten, indem sie täglich ihr Haus besuchten, nannte man »pas de Calais.«

Ein Judenkind schrie; der Vater, im Gespräch mit einem Christen, rief: »Gieb ihm doch einige harte Thaler, damit es ruhig wird.«

Wäre die Eintheilung in blonde, brünette und rothe Seelen, im Sinne der Farbe des Haares, ganz zu verwerfen?«

Warum wirfst Du die Fenster ein?« fragte ein Leipziger Student einen fernhin werfenden,

ſonſt ſchnell einfädelnden, betrunkenen Schneidergeſellen.

»Weil jetzt die Völker mündig geworden ſein!« war die Antwort des traveſtirten Diomedes.

Als vor einigen Jahren im Schauſpielhauſe zu Altona ein Feuerlärm entſtand, wurden bekanntlich auf der voreiligen Flucht mehrere Menſchen erdrückt. Unter dieſen war eine Judenfrau, die, von der Galerie eilend, ihren Tod fand. Bald darauf ſprachen einige Juden an der Straßenecke über dieſen Vorfall.

»Herr Süskind iſt doch ein glücklicher Mann,« lispelte der Eine.

»Wie ſo?« fragte der Andere.

»Er iſt ſeine Frau bei dem Comedienbrand für acht Schilling losgeworden,« war die Antwort.

Die Rechnenmeisterin.

Vor etwa zwanzig Jahren, in der Smuggelzeit, kam ein Reisender in ein holsteinisches Dorf, verweilte dort einige Stunden im Wirthshause, und fragte alsdann nach seiner Zeche.

»Die ist leicht berechnet,« versetzte die Wirthin freundlich. »Sie haben drei Schnäpse Rum gehabt, recht etwas Gutes, — drei mal drei ist sieben; vier Schillinge für Butterbrot, vier und sieben sind zehn; neun Schillinge für Ihr Pferd, macht im Ganzen achtzehn Schillinge, also einen Mark und einen Schilling. Ein Mark und einen Schilling, mein Herr.«

Lächelnd zog der Reisende die Börse, und zahlte das Verlangte mit den Worten: »Aber Ihr könnt flink rechnen, liebe Frau!«

»Das ist auch ein Glück,« versetzte die Wirthin, »denn mein Mann kann gar nicht rechnen, und wir haben hier eine starke Passage an der Landstraße.«

Der Baschkire als Wilhelm Tell.

In dem deutschen Befreiungskriege, zur Zeit des Wiederauflebens der Nationalität — welches wir, billig gedacht, wahrhafter Weise ursprünglich den Kosaken und Baschkiren verdanken, und auf die Folioseite des Credits schreiben müssen, wenn wir diese Nation für die Cholera debitiren — kamen die obgedachten Asiaten, geschmückt mit Pfeil und Bogen, nach Berlin. Hier traf es sich nun, daß ein junger Hauptstädtler einen Baschkiren fand, der außer seinen wilden Tönen der Kehle, diese auch an einige deutsche Laute gewöhnt hatte. Der Berliner ermangelte nicht, ihm zu erzählen, wie gut man in der Stadt mit Flitzbögen (Armbrüsten) schösse; um aber dem Fremden ganz zu imponiren, machte er Wilhelm Tell zu einem Preußen, und erzählte dem Baschkiren, wie einst dieser große Bogenschütze, um sein Leben zu retten, seinem Sohne auf eine große Entfernung von einigen hundert Schrit-

ten einen Apfel vom Kopfe geſchoſſen habe. — Der lächelnde Krieger bezeigte keine Verwunderung darüber, er gab vielmehr durch ſein »nikkers« zu erkennen, daß ihm dieſer Vorfall gar nicht ſehr auffalle.

Mittlerweile kam am Ende der Straße, in weiter Ferne, ein Landsmann gegangen: den Bogen ſpannen, den Pfeil auf die Senne legen, ihn losſchnellen und ſeinem Kameraden die Mütze vom Kopfe ſchießen, war die Sache Einer Secunde. Der mützenberaubte Baſchkire eilte auf ſeinen Gegner los, der ihn aber mit der Bemerkung beruhigte, der junge Berliner habe es als eine Kunſtthat erzählt, daß ein Anderer einmal ſeinem Sohne einen Apfel vom Kopfe geſchoſſen habe, was, wie er ſogar mit dem Abſchießen der Mütze beweiſe, ja eine Kleinigkeit ſei.

Giebt es wirklich einen Buckel?

Nichts auf der Welt ist mehr geeignet, den größten Skepticismus herbei zu führen, als der Gedanke, ob man bucklig sei. — Denn da wir aus Erfahrung wissen, daß es keinen Buckligen giebt, der sich seiner Deformität bewußt ist, so sind wir im Allgemeinen auch dieser Selbsttäuschung möglicher Weise unterworfen. Hieraus ergiebt sich, daß der größte Buckel keine Realität hat, und daß er sich nur durch die angenommene Meinung Mehrerer, nicht des Buckligen selbst, construiren läßt, sonach, wie die Ehre, nur auf der Meinung Anderer beruht.

Etwas über Klaus Harms in Kiel.

Der Pastor Harms in Kiel, vielleicht das erste Gestirn am theologischen Horizont, ist

ein in vielfacher Beziehung höchſt merkwürdiger Mann. Vor allen Dingen aber iſt er dadurch ausgezeichnet, daß er auf Kindtaufen, Hochzeiten, am Sterbelager wie am Freudenfeſte, immer in ſeinem gottgeweihten Berufe iſt. Harms iſt nie ein Heuchler, weil er in ſich die große, bewunderungswürdige Kraft hat, immer ein Prediger, d. h. ein frommer Mann von Profeſſion zu ſein. Denn nur ſo kann man einen Stand definiren, dem die Seelſorge zu ewigen Zeiten übertragen iſt, an den man die Anforderungen macht, wie an einen Erzengel, und deſſen ganzer Beruf oder Objectivität in Subjectivität beſteht.

Harms hat durch craſſe, pfäffiſche Behauptungen manche Feinde ſich zugezogen. Allein unter dieſen ſind wenige ſo reinen Herzens, wie er ſelbſt iſt. Er iſt ein ungemein poetiſcher Menſch; dieſe Eigenſchaft verleiht ſeiner Rede einen beſonderen Zauber, die ſonſt weinerlich ſingend klingt. Mit welcher Kraft begann er einſt ſeine Predigt am Bußtage. „Nicht cantate, wie am vorigen Sonntage, nicht jubilate, wie am zukünftigen, ſondern

ejulate, weinet und wehklaget, ist Dein heutiger Text, liebe Gemeinde!« Zu einer anderen Zeit bat er (wie dies in Holstein gebräuchlich ist) in einer anhaltenden Dürre um Regen. Keiner der Anwesenden hatte diesen bei seinem Kirchengange erwartet, und Alle, selbst Harms, waren nicht wenig überrascht, als die schweren Tropfen plötzlich an die hohen, alten Kirchenfenster klopften. — Tief ergriffen und erblaßt, schwieg er einige Secunden, anscheinend lauschend, und rief dann mit gedämpftem, immer mehr anschwellendem Tone: »Horch, liebe Gemeinde! horch, der Herr hat Dich erhört, der Herr geht über Dir einher, und seine Ferse triefet von Segen.«

Unter den größten Verehrern von Harms befand sich ein ehemaliger Officier, den früher der Hafer des Witzes gestochen, und der eine Schrift, betitelt »Philaletes,« geschrieben hatte, in welcher er Harms, der früher ein Müllerknecht war, den Rath giebt, nach wie vor seine Säcke zur Mühle zu tragen. Jede Predigt zerknirschte den martialischen Jünger, der jedes Mal im Begriff stand, sich seinem Mei-

ſter zu Füßen zu werfen, und ſich als Autor einer Schrift zu nennen, der einzigen, die Harms gekränkt haben ſoll. Wie ſehr aber die Gelehrten irren können, beweiſ't dies literariſche Product, das ohne Sachkenntniß, mit Goldſchaum der Gelehrſamkeit ge- und beſchmiert, zuſammengeſtoppelt iſt. Von dieſem Büchlein ſagt nämlich der Recenſent in der Halleſchen Literatur-Zeitung: es ſei nicht zu verkennen, daß das Werk von einem ſehr gründlichen Theologen herrühre, nur ſei es auffallend, daß der Verfaſſer den Unterſchied zwiſchen »ich glaube Calvins und Zwingli's Lehre« nicht ſchärfer auffaſſe. Da hat ſich nun der theologiſche Hallore alle mögliche Mühe gegeben, der Unwiſſenheit des Herrn Lieutenants eine gelehrte Tendenz unterzuſchieben, und die Geiſtesrettung deſſelben verſucht. — Harms war toleranter in Glaubensanſichten, als ſeine meiſten anderen Kameraden vom Regimente Myſticismus. Als ein ſehr aufgeweckter, freidenkender Kopf, ein Studioſus von Meklenburg, beim Baden ertrunken war, hielt er ihm, auf den Wunſch der Stu-

denten, eine Rede an seinem Grabe, und sprach an der Leiche des Jünglings, welcher, trotz der Anhänglichkeit an seine Lehren, eine freisinnige, liberale Religionsansicht hatte, die denkwürdigen Worte: »Dieser in einer besseren Welt gelandete Moses zweifelte in der Religion, Wer da aber zweifelt mit Religion, der hat die wahre Religion.« —

Als der Kaiser Alexander ihm das lutherische Bischofthum in Petersburg hatte anbieten lassen, hörte ich zwei seiner Feinde reden. Der eine sagte: »Er folgt dem Rufe, seine Eitelkeit ist zu groß!« der andere aber meinte: »Nein, er ist so hochmüthig, es auszuschlagen!« — Nun mochte Harms thun, was er wollte, er kriegte gewiß die Nachrede: »Haben wir das nicht gesagt!«

Merkwürdig bleibt es, daß Harms Professoren, Officiere und Studenten in seine Kirche predigt, daß man sich schämt, ihn nicht gehört zu haben, und daß Rationalisten, ich meine nicht die aus der Kirchen-Zeitung, sich, vorbehältlich ihres Verstandes, bei dem poetischen Frommen erbauen.

Die wundervolle Haarpomade.

„Meine Pomade darf ich empfehlen,“ versicherte ein Galanterie-Händler einem seine Waare besehenden, mit dem Kauf zögernden Herrn. „Die Pomade thut Wunder. Gehen Sie als Kahlkopf, nachdem Sie sich mit diesem arcanum den Kopf eingerieben haben, zu Bette, am anderen Morgen zeigt sich wenigstens eine Million Härchen, also die Hälfte dessen, was ein wohlbelaubter Kopf an Haar-Contingent zu stellen vermag. Nur beim Einreiben müssen sie vorsichtig sein, und sich nicht der nackten Hand bedienen, sondern Handschuhe anziehen, sonst wachsen Ihnen Haare in der Hand.

Empfehlung eines Esels.

Kurz vor der Entweichung des bekannten spanischen Generals, Marquis de la Romana, mit seiner Armee, welche er von Dänemark aus nach England einschiffte, blieb einer der Soldaten krank in einem kleinen holsteinischen Flecken mit seinem Esel zurück. Es gelang ihm, sich dort den Nachforschungen der Franzosen zu entziehen: er fing an, als Trödler das Land mit seinem Grauen zu durchziehen, und bürgerte sich allmählig in dem Orte ein. — Das Glück, welches ihn anfangs zu begünstigen schien, wandte sich indessen vor einem Jahre; Verluste und Unglücksfälle verfolgten den armen Spanier, ja, er sah sich am Ende genöthigt, seinen alten Freund und Landsmann, den treuen Langohr, seinem Nachbar, einem wohlgenährten Bäcker, zu verkaufen. Die Uebergabe des Thiers geschah indeß in folgender, höchst rührenden Scene. Weinend küßte der ausgedörrte Spanier sein zurückbleibendes

zweites Ich; dann ergriff er die Hand des Käufers, indem er ausrief: »Lieber Vater, machen Sie, daß der Esel nicht aussehen wird, wie ich« (dabei wies der Spanier auf seine eingefallenen Wangen), »sondern« (hier kniff der unglückliche Verkäufer die rothen Wangen des Bäckers zusammen) daß er wird, wie Sie.«

Seltene Gewissenhaftigkeit.

In Hannover hatte eine etwas streng pietistische Frau vor einigen Jahren von ihrem verstorbenen Ehemann ein Lotterieloos zur letzten Classe geerbt. — In der sicheren Erwartung, nichts zu gewinnen, hatte sie in einer großen Gesellschaft allen Mitgliedern, in dem Fall, daß ihr, wider Erwarten, das große Loos zu Theil werden würde, bedeutende Geschenke versprochen. Der Humor des Schicksals nahm sie beim Worte, und sie gewann die unverhoffte Prämie wirklich. Aber sie hielt ihr Ver-

ſprechen, worauf keiner eine Klage hätte anſtellen mögen, noch viel weniger können. Privatnachrichten zufolge hielt ſie daſſelbe ſo getreu, daß ſie, ohne irgend eine Quarte abzuziehen, Alles bezahlte, aber auch, unverbürgten Nachrichten zufolge, dabei vier Groſchen Schaden hatte.

Der Dictator in Harburg.

In Weihnacht 1830 kam die Bremer Diligence in Harburg mit zehn Paſſagieren an, deren nächſtes Reiſeziel die Weltſtadt Hamburg war. Man eröffnete ihnen, daß die Elbe zugefroren ſei, und daß die Reiſenden ihren Weg über einige erſtarrte Elbadern und die Inſeln Wilhelmsburg und Fiddel nehmen müßten, welchen auch Poſtgüter und Briefe verfolgen würden. Mit gewohnter Unverſchämtheit forderten die Schiffer für den Transport jedes Paſſagiers 9 Mark. Das Fluchen und

Wettern der sich geprellt sehenden Reisenden, erblickt die Mienen der Schiffer in unbeweglicher, stoischer Ruhe, die nur, gleichsam zum Beweise ihrer billigen Forderungen, die Versicherung hinzufügten, daß gestern ein russischer General funfzehn Thaler für die Ueberfahrt bezahlt habe.

Da erbot sich einer der Reisenden, ein munterer Passagier, in Vollmacht Aller, als Mandatar zu handeln, um den Dämon der Unverschämtheit zu beschwören. Zu jener Zeit war eine Dictatur noch an der Tagesordnung, welche auch diesem von den Gefährten gerne übertragen ward. Vergebens wandte sich dieser an die Postbehörde, und wollte auf das Amt eilen; man versetzte ihm, daß keine Taxe zur Zeit des Eisgangs gälte, und man der (Corsaren-) Discretion der Schiffer überlassen sei. Umsonst drohte er diesen mit Bekanntmachung in öffentlichen Blättern, mit dem Zorn des Neptuns und des christlichen Gottes, wenn das Eis wieder aufthaue; die Schiffer lachten, wie ein Wucherer bei den Contestationen einer Zinsen-Erlaß bittenden Wittwe.

Da rief zuletzt der Dictator: »Nun wohl, dann mache ich morgen in den Hamburger Zeitungen bekannt, die Ueberfahrt von Hamburg sei sehr gefährlich, und rathe einem Jeden, die sichere Ueberfahrt beim Zollenspieker zu wählen, der vier Meilen oberhalb Harburg liegt.«

Dies Mittel wirkte. Die verblüfften Schiffer beredeten sich leise, und schnell sanken ihre Stocks der Unverschämtheit von neun auf vier Mark.

Der discrete Copiist.

Es ist bekannt, daß Cromwell, trotz seiner ängstlichen Vorsicht, viele seiner geheimsten Briefe dictirte. Er hatte aber einen Schreiber, auf dessen Dummheit er sich verlassen konnte. Deshalb auch die Stelle in seinem Briefe: »Wundern Sie sich nicht, daß dieser Brief nicht eigenhändig geschrieben ist, aber

der Schreiber desselben ist so dumm, daß er dieses niederschreibt, ohne zu wissen, daß von ihm die Rede ist.«

Einen Pendant hiezu liefert ein alter Baron, den ich vor sechzehn Jahren kennen zu lernen den Genuß hatte. Er war der Vetter eines süddeutschen Ministers, und von seinen Verwandten als Secretair beim Cabinet angestellt. Sein Beruf war, das Echo seiner vetterlichen Buchstaben zu formiren, d. h. dessen Scripturen zu copiren. Um sich indessen seiner Verstandesschwäche zu versichern, und um zu erforschen, wie weit der Verstand seines Agnaten unter Null stehe, hatte der Minister dessen vollständiges Todesurtheil mit allen Vor- und Zunamen entworfen. Ruhig hatte der gute Baron es achtzehnmal copirt, beim neunzehnten Male hatte er das über ihm schwebende Schwert gewahrt, und war, heulend vor Todesfurcht, zur lachenden Excellenz gelaufen.

Gewiſſenhafte Juſtiz

In einer Stadt, die ich nicht nennen mag (nicht weil ſie gar nicht exiſtirt hat, wie Kotzebue's Krähwinkel, noch, weil ſie nicht untergegangen iſt, wie Karthago, ſondern weil die betheiligten Perſonen noch leben), hatte das Obergericht an den Schöppenſtuhl ein fulminantes Reſcript erlaſſen, daß dieſer in Zukunft mit mehr Sorgfalt die verwirkten Geldſtrafen beitreiben ſolle. Der Magiſtrat ſpitzte ſein belehrtes Ohr. — Da begab es ſich nun, daß ein armer rechtlicher Mann von einem andern armen Trunkenbold angegriffen und mißhandelt wurde. Der Damnificat klagte, und ſchlug einen reichen, alten, jovialen Apotheker als Zeugen ſeines Unfalls vor. Auf erkannten Actenſchluß wurde hiemit zu Recht befunden, daß der Miſſethäter eine Strafe von zehn Thalern zu entrichten habe. Dieſer opponirte aber exceptionem Caesariam, zu deutſch: »wo nichts iſt, da hat der Kaiſer ſein Recht

verloren.« Deshalb nahm das hochweise Gericht seinen Regreß an den Geprügelten. Da aber dieser sich derselben Einrede, wie sein Gegner, bediente, verurtheilte das Gericht den Zeugen. Als dieser vor dem Tribunal erschien, wurde ihm das Erkenntniß nicht ohne Zagen eröffnet, weil einige Mitglieder nur durch die Mehrheit überstimmt waren. Der Apotheker aber bezahlte lachend, und begab sich aller Appellation. Er bat sich eine Quittung aus, und rief: »Diese Quittung schicke ich meinem Freunde v. K.«

Der unbekannte Dieb.

Ein mißmuthiger Demagoge wurde von einem Prediger mit der Idee getröstet, daß die Gaben der Welt so wunderbar vertheilt wären, daß für einen jeden Menschen eine Bouteille Wein sei. »Nun möchte ich doch

in aller Welt wiſſen,« rief der belehrte Gläubige aus, »wer immer meine Bouteille ausſäuft!«

Etwas über den verſtorbenen Violiniſten von Praun.

Der intereſſante Violiniſt von Praun, welcher in Krakau ſtarb, hatte ſich bei einem Concerte, in welchem er, ſehr leicht gekleidet, zur Winterzeit ſpielte, erkältet. Seine erſte Krankheit war ſeine letzte. Die Aerzte hatten ihn, vielleicht unvorſichtiger Weiſe, zur Ader gelaſſen: eine Waſſerſucht tödtete dieſen ſchönen, kräftigen und ungemein liebenswürdigen Jüngling. Nach ſeinem Tode ſoll ſich gefunden haben, daß der ihn begleitende öſterreichiſche Officier ſein Vater war. Praun trug vier Decorationen: einen Orden von Oeſterreich, einen von Lucca, den goldenen Sporn (Caſanova's Auszeichnung) und einen Stern, als

Pfalzgraf von Rom. Der Adel sah aber ungern in ihm den für Geld agirenden Künstler, den der große Fürst Süddeutschlands mit seinem Ehrenzeichen geschmückt hatte, und daher geschah es, zur Schande einer norddeutschen Residenz, daß man diesen Halbgott lieber hätte verhungern lassen, als daß man ein so großes Uebel gethan hätte, wider den Gott der Etiquette zu sündigen, da der einfältige Hofchef die Nase gerümpft hatte, so daß keiner der Sechzehn- und Zweiunddreißig-Ender des Hofes diesen Engel der Violine — der sich gewiß zur Gottheit hinaufgedient hätte, wenn ihn seine himmlischen Genossen nicht zu früh zur Sphärenmusik gerufen hätten — in seinem Concerte besuchten. Stumm und sich vor dem Rathschlusse des Unerforschlichen beugend, soll der Vater an seinem Grabe ausgerufen haben: »Der Adel der Erde war Dein Fluch auf der Welt; möge der Adel Deiner Seele Dir oben das ersetzen, was sein Namensgenannter Dir auf Erden verdarb.«

Der bespornte Referendar.

Ein junger adeliger Referendar, aus einer ministeriellen Familie, besuchte das Oberlandesgericht mit klirrenden Sporen. Der alte Präsident des Collegii war ein trockner Mann, der nur eine passende Gelegenheit suchte, um dem jungen Mann seine untere Garderobe zu vereinfachen. Diese fand sich bald, denn da man im Laufe des Vortrags eine Acte begehrte, rief er aus: »Herr Referendar, reiten Sie doch einmal in die Registratur, und holen Sie mir die Acte.«

Der Referendar trägt seit jener Zeit Schuhe in den Sessionen; der Witzblitz hat also richtig eingeschlagen.

Kgl. Univ. Bibl. Berlin

Des Dichters Klage.

Wo soll ich Dich suchen, Du freundliches Kind,
Wenn ich am Morgen erwache?
Es äfft Deine Sprache der säuselnde Wind,
Mein Bild das Deine im Bache.

Dein Haar ist so goldgelb, wie Veilchen so blau
Das Auge, — wo weilst, mein Verlangen?
Es gleicht Deine Haut der Lilie genau,
Wie die Rose schimmern die Wangen.

Dein Ton flötet süßer als Nachtigall,
An Deinen Sohlen sind Schwingen,
Wenn Du naheſt, so fühl' ich harmonisch das All
Von süßem Wohllaut durchdringen.

Was fliehst Du, wenn ich Dich angeschaut?
Du gleichst ja dem blitzenden Sterne;
Sei doch nicht so kalt — bist mir innig vertraut,
So in mir, und wieder so ferne?

Wo soll ich Dich suchen, Du freundliches Kind,
Wie still' ich im Herzen die Wehen?
»Hilf Himmel!« da säuselt ein tückischer Wind:
»Du hast sie ja niemals gesehen.«

Der Müller und der Kapuziner.

Unfern Mühiheim am Rhein wohnte in früheren Jahren ein Müller, der nüchtern lebte und eine ordentliche Wirthschaft führte. Als er aber einmal nach Cöln reiste, gerieth er unter lustige Zechgesellen, welche ihn dermaßen in ihren Weinstrudel zogen, daß der berauschte Müller Besinnung und Gleichgewicht verlor. Hiemit nicht zufrieden, zogen die losen Vögel dem auf eine Zeitlang Gestorbenen eine Kapuzinertracht an, und legten denselben an die Landstraße auf eine Bank unter einen Hollunderstrauch. Bald darauf kamen einige Kapuziner aus einem nahen Kloster die Straße entlang. Kaum hatten diese ihren Herrn

Collegen in solch einer unwürdigen Lage erblickt, als sie mit mädchenhafter Kameradschaftlichkeit denselben umstellten, verbargen und ihn ins Kloster trugen. Hier bewachten sie ängstlich den Schlaf ihres Bruders, in der Absicht, ihm beim Erwachen nicht die begangene, in Klöstern stark grassirende Sünde, sondern die Oeffentlichkeit derselben vorzuwerfen.

Als der Pseudo-Kapuziner den Rausch ausgeschlafen, und erwacht war, sah er sich von vielen neuen Brüdern umringt, welche ihn alle mit der Frage, wer und woher er sei, bestürmten. Noch mehr stieg seine Verwunderung, als er sich selbst im Mönchshabit sah. Verwundert rieb er sich den Kopf, und entgegnete endlich auf die sich immer wiederholenden Worte: »Wer bist Du?« — »Geht nach Mühlheim zum Müller vor dem Thore, und wenn der zu Hause ist, so weiß ich nicht, wer ich bin!«

Probe einer Ueberſetzung

von

Ovids Verwandlungen *).

Zweites Buch.

Phaeton

Fabel I.

Hell, in Rubinenpracht, verziert mit goldnem Scheine,
Erhebt die Sonnenburg auf Säulen hoch ihr Dach;
Die Gipfel leuchten weit vom hellen Elfenbeine,
Die Thür des Hauſes gleicht dem ſilberhellen Bach;

*) Auf den Wunſch mehrerer mir befreundeter Gelehrten gebe ich dieſe Probe einer Arbeit, die zwar herkuliſch genug ſcheint, deren Vollendung ich mir aber zutraue, wenn Beifall der Beurtheiler mich hiezu ermuthigt. Ich verſchmähe das Ueberſetzen nicht, es iſt auch ein Schaffen, mithin eines Poeten nicht unwürdig. Und wie trefflich iſt dieſe Fabel vom Fauſt der alten Welt! Ich rechne auf den Dank meiner Leſerinnen.

Doch mehr noch strahlt die Kunst: im zartesten Vereine,
Schuf Mulciber auf ihr das große Weltmeer nach;
Den Himmel über ihm, und daß ein Ganzes werde,
Erglänzet unter ihm der weite Kreis der Erde.

Bläuliche Götter trägt das Reich der Wogen,
Den Proteus, den Aegeon sieht der Blick.
Auf Wallfischrücken kommt er hergezogen,
Hier suchet Doris stilles Mutterglück;
Der Töchter grünes Haar ist ganz der Fluth entzogen,
Auf Fischen schwimmen sie, gleich ist der Schwestern Blick,
Die doch verschieden sind. — Du siehst der Erd' Getümmel,
Die Flüss' und Nymphen hier, und drüber strahlt der Himmel.

Es prangen rechts und links daran sechs Zeichen;
Kaum sah Climenens Sohn man jene Thür erreichen,
So tritt er rasch hinein. Ob es zum Vater sei,
Ist ihm noch ungewiß. Er will den Vater sehen.

Doch alſobald wird er vom nahen Lichte ſcheu,
Er bleibt zurück, wagt vorwärts nicht zu gehen;
Den Phöbus ſieht er jetzt auf ſeinem Throne ſitzen,
In Purpur eingehüllt, an dem Smaragde blitzen.

Zur Seite ſtehen ihm Jahr, Monat, Tag und Stunden,
Auch die Jahrhunderte in vorgeſchrieb'ner Fern',
Ganz nahe ſteht der Lenz, der Blüthen ſich gewunden,
Der Sommer iſt geſchmückt vom reifen Aehrenkern,
Voll rothen Traubenbluts, mit Beeren rings bebunden,
Naht ſich der Herbſt dem allgewalt'gen Herrn.
Sie ſtehn zuſammen dort, und eiſig ſteht dahinter
Ein grauer, borſt'ger Mann, der zott'ge alte Winter.

Von ſeinem Throne aus, mit hohem Götterblicke,
Womit er Alles prüft, ſchaut Phoebus Phaeton
Jetzt auf den Staunenden, den Jüngling, voll Entzücken:
»Sieh, ich verkenn' Dich nicht,« ruft er, »geliebter Sohn!

»Was führte Dich hieher zu Deines Vaters Hallen?«
Und jener spricht: »O großes Licht der Welt!
»Mein Vater, der Du ließ'st den Namen Dir gefallen,
»Wenn man ringsum mit Recht für Deinen Sohn mich hält:«

»Ein Zeichen gieb aus Deiner Götterhand,
»Daß ich Dein Sohn bin, gieb ein Unterpfand.
»Nimm mir die Zweifel, bann' die bangen Qualen.« —
Da nimmt der Gott von seinem Haupt die Strahlen:
»Komm näher,« spricht er, »Phaeton!
»Dein Vater bin ich, laß Dich Furcht nicht quälen,
»Und sieh, als Zeichen, daß Du bist mein Sohn,
»Ich schwör's beim Styx! darfst ein Geschenk Dir wählen.«

Doch kaum verstummt Apoll, so hört man jenen sagen:
»Gieb, Vater, einen Tag mir Deinen Sonnenwagen,
»Die Flügelrosse mir, sie einen Tag zu lenken.«
Den Vater jetzt begann sein Eidschwur tief zu kränken.

»Verlorner Sohn!« tönt es, es ſchlägt der Gott die Bruſt,
»Bedenke die Gefahr! o, unglückſel'ge Luſt!
»Verſagen darf ich nicht, doch darf ich, Sohn, Dir rathen,
»Es fehlet Alter Dir und Kraft zu Götterthaten. —

»Du biſt ein Sterblicher, und das was Du begehreſt,
»Wird Göttern nicht zu Theil. Solch Ziel erwählſt Du Dir?
»Zwar edel iſt der Sinn, wodurch Du ſo Dich ehreſt,
»Doch lenk' ich das Geſpann, und keiner außer mir.
»Zeus ſtarke Hände ſelbſt, die den Olymp regieren,
»Womit er Blitze wirft in hehrer Majeſtät,
»Ohnmächtig bleiben ſie, gilts Götterroſſe führen,
»Ohnmächtig bleibt der Gott, der über Zeus noch ſteht.«

»Sofort hebt ſich der Weg, ſchon bei den erſten Schritten
»Der Pferde, doch grad' auf des Himmels Mitten
»Wird er am ſteilſten, und von dieſem Stand
»Blick' ich hinab auf Meer und Land.

»Nicht ohne Zagen meſſ' ich dann die Weiten,
»Bergab iſt ſchwerer noch der Zug zu leiten,
»Und Thetis, deren Fluthen uns dann baden,
»Sie fürchtet ſelber oft den Sturz von jähen Pfaden.«

»Gedenke nun des Himmels wälzend Schweben,
»Wie jegliches Geſtirn ſich ſtets im Kreiſe dreht,
»Nicht zwingen darf es mich, ich muß ihm widerſtreben,
»So daß der Wagen ſtets dem Druck entgegengeht.
»Was machſt Du nun, wenn Du den Wagen führſt?
»Nicht Trotz kannſt Du alsdann den kräft'gen Polen bieten,
»Verhindern nicht, daß Du die Achſe dort berührſt;
»Fort reißt ſie Dich, Du kannſt Dich nicht behüten.«

»Du denkſt vielleicht, daß ſich dort Götterhaine
»Und Tempel zeigen, die geſchmückt und reich,
»Dort giebt es Uebel, Freuden ſind dort keine,
»Viel wilde Thier'. — Und dies nur merke gleich,

»Des Stieres Hörnern geheſt Du entgegen,
»An Hämons Bogen geht der Weg vorbei,
»Scorpion und Löwenmaul droht Dir entgegen,
»Und Dich umſchlingt der Arm des Krebſes frei.«

»Denk' Dir die Roſſe, die ſtets Feuer ſprühen,
»Das in dem Innern brennt, nicht lenken kannſt Du ſie;
»Der Nacken reißt den Zügel. Wenn ſie glühen,
»Regiere ich ſie kaum mit Götterkraft und Müh'.
»O laß Dich mein Geſchick nicht ins Verderben ziehen,
»Jetzt wende Deinen Sinn, jetzt oder nie.
»Daß ich Dein Vater bin, wie zeig' ich's meinem Kinde
»Wohl mehr, als wenn ich Angſt um ſeinen Tod empfinde?«

»Schau mir ins Angeſicht, o könnte ich Dir malen
»Mein armes Vaterherz, bewegt durch tiefe Qualen. —
»Blick' um Dich, wähle Dir von allen Himmelsſchätzen
»Und was die Erde beut, was Dich nur kann ergötzen,

»Gebeu, und es ſteht da. Sprich, es geſchieht Dein Will'.
»Nicht Ehre, Strafe iſt's, wenn ich den Wunſch erfüll'.
»Was ſchmeicheln Deine Arm', die mich umfangen haben?
»Ich ſchwur beim Styx, — Sohn! fordre beſſ're Gaben!« —

Die Mahnung ſchweigt, des Sohnes Blicke leuchten
Nur nach dem Wagen hin. »O, gieb die Roſſe mir!«
Noch zögert Helios, dann führt er den Erzeugten
Zum Kunſtwerk des Vulkans, die Achſe gülden ſchier,
Der Räder Felgen Gold, die Deichſel Gold desgleichen,
Von Silber glänzten hell am Rade alle Speichen,
Und an dem ganzen Joch erglänzten Edelſteine,
Sie warfen Phöbus Bild zurück in hellem Schein.

Noch während Phaeton das Herz Erſtaunen füllt,
Gehn plötzlich auf Aurora's Purpurthüren,
Es glänzt ihr roſ'ger Hof, erbleicht der Sterne Bild,
Und ſelbſt den Frühſtern ſieht man ſich zuletzt verlieren.
Wie Himmelsröthe nun auf Erd' und Weltall quillt,
Und bleich den Himmel nur der Luna Hörner zieren,
Ruft Gott Titan: »Die Roſſe angebunden!«
Und pfeilſchnell folgen ihm die flücht'gen Stunden.

Geſättigt von ambroſiſchen Genüſſen,
Siehſt Feuer Du aus ihrem Munde fließen,
Die Zügel rauſchen, ſeinem Sohn Berather,
Salbt Phöbus ihn, ſchützt ihn vor Flammenqualen,
Umgiebt ſein Haupt dann mit dem Kranz der Strahlen,
Und, Unglück ahnend, ſpricht zu ihm der Vater,
Indem ſich Seufzer ſeiner Bruſt entwinden,
Die Trauer ihm und ſchweres Leid verkünden:

„Willst diesmal, Sohn! Du meinen Wunsch erfüllen,
„So sporne nicht, und halt die Zügel an;
„Schnell sind sie von Natur, drum zeige festen Willen,
„Nur wähle ja nicht der fünf Gürtel Bahn.
„Nimm jenen krummen Weg, der lang durchschnitten,
„Und halte Dich in beider Gürtel Mitten,
„Folg' dort dem Pfad, und nahe ja Dich weder
„Dem Süd- noch Nordpol je, bleib' auf der Spur der Räder.

„Damit Du Erd' und Himmel recht durchglühst,
„Führ' nicht zu hoch, zu niedrig nicht die Pferde:
„Der Himmel flammt, wenn Du nach oben fliehst,
„Zu sehr nach unten, zündest Du die Erde;
„Nur sicher wirst Du durch die Mitte ziehn.
„Zur Rechten flieh' das Rad der krummen Schlange,
„Vor dem gedrückten Altar sei Dir bange,
„Die Mitte halt', die Seiten mußt Du fliehn.

»Dem Glück befehl' ich Dich, es mag Dir beſſer rathen,
»Als Du Dir ſelbſt; noch deckt Heſperien Nacht,
»Doch zaudre länger nicht, Aurora iſt erwacht,
»Die Schatten flohn, verzögre nicht die Thaten.
»Ergreif' den Zügel, doch, wenn Dich mein Wort gewann,
»Nimm meinen Rath ſtatt meines Wagens an;
»Noch trägt Dich feſter Grund, der Wagen trägt Dich nicht,
»Die Erde, die Du ſiehſt, hat nur durch mich ihr Licht.«

Man ſieht den Jüngling auf den Wagen ſtiegen,
Die Zügel in der Hand, erfreuet ſich ſein Herz,
Er dankt dem Vater, der verſenkt in Schmerz,
Und Kummer ſpendend lohnt er das Vergnügen.
Pirocis, Ecous, Phlegon und Aethon,
Laut wiehert durch die Luft der Sonne Glanzgeflügel,
Mit ihren Füßen ſchlagen ſie die Riegel: —
Da, unbekannt mit dem, was Phaeton,

Dem Enkel, droht, schließt Thetis auf die Thüren,
Es liegt der große Weltraum aufgeschlossen; —
Die Thiere setzen an, und von den schnellen Rossen
Wird flugs die Luft durcheilt; durchschnitten von den Vieren
Ist schnell der Nebeldunst, der in den Weg sich stellt;
Bald übertreffen sie — so stürzen sie geschwinde,
Indem das Flügelwerk noch ihre Kräfte schnellt —
Die an dem Morgen mitgezognen Winde.

Doch ist die Last zu leicht, die Sonnenrosse fühlen
Den Druck des Joches nicht, und wie die Wellen spielen
Mit Schiffen, welche nicht gewohnte Lasten tragen,
So tanzet durch die Luft der allzuleichte Wagen.
Die Pferde spüren dies, sie weichen aus dem Gleis,
Und ungeordnet fliehn den alten Weg die Hufen;
Es zittert Phaeton, der nicht zu lenken weiß,
Und wenn er's auch vermag, sie hören nicht sein Rufen.

Von fern ſieht man zuerſt den kalten Polſtern rauchen,
Vergebens müht er ſich, in kalte Fluth zu tauchen,
Die Schlange, welche ſonſt dem Eispol nahe war,
Die jüngſt von Kälte faul, noch nie gedroht Gefahr,
Erglühet jetzt in Wuth; Dich, Fuhrmann, ſieht man eilen,
Obgleich Du träge biſt und Dich Dein Wagen hält. —
Der arme Phaeton blickt nieder, viele Meilen
Tief, tief unter ſich ſieht er die ganze Welt.

Es wird ſein Antlitz bleich, der Schreck durchbebt ſein Knie,
Ein allgewalt'ges Licht verſchließt ſein Augenpaar,
Ach! hätte er berührt des Vaters Pferde nie,
Hätt' er den Vater nicht, der ſo erbittlich war,
O! wär' er Merops Sohn. Er hebt ſich, gleich dem Nachen,
Deß Führer ſteuerlos nun zu den Göttern ſchreit;
Allein was iſt zu thun, der Wagen iſt zu weit,
Und noch den größten Weg hat Phaeton zu machen.

Im Geiste mißt er ihn, nach Abend steht sein Sinn,
Den er doch nie erreicht, er sieht nach Morgen hin,
Und weiß nicht, was er thut; sich nicht vom Zügel trennen,
Noch halten kann er ihn, auch nicht die Pferde nennen.
Viel Wunder kommen jetzt vor seinen Blick geflogen,
Der wilden Thier' Gebild sieht er am Himmelszelt,
Dort krümmt der Skorpion die Scheeren in zwei Bogen,
Indem er die Gelenk' und Schweif danieder hält,

Drängt er sich in den Raum zwei andrer Himmelszeichen.
Kaum sieht der Knabe den, vom schwarzen Gift befleckt,
Und wie er seinen Schweif, um zu verwunden, reckt,
Entfällt der Zügel ihm, und seine Sinne weichen. —
Die Pferde merken kaum, wohin der Zügel fällt,
So eilen pfeilschnell sie durch ungemess'ne Ferne,
Den Wagen heben sie bis an das Himmelszelt,
Und schleudern hoch hinan ihn an die festen Sterne

Die Räder reißen ſie auf unbekannte Bahnen,
Bald zu dem Himmel auf und bald der Erde nah,
Auf ungebahnten Weg, man ſieht erſtaunt Dianen,
Die unter eignen tief des Bruders Roſſe ſah.
Die Wolken brennen jetzt, der Erde Gipfel flammen,
Der Boden ſpaltet ſich, verdorrend, ohne Saft,
Es welket alles Gras mit Laub und Baum zuſammen,
Und durch das Feuer wird das Saatkorn hingerafft.

Zu wenig klage ich, denn ganze Städte ſchwinden,
Wo jüngſt ein Volk gewohnt, wirſt Du jetzt Aſche finden,
Es brennet Wald und Berg, der Athos Feuer ſprüht,
Tmolus brennt, Oeta brennt, der Taurus heiß erglüht,
So Eryx, Ida auch, berühmt durch ſeine Quellen,
Man ſieht den Helikon durch Flammenlicht erhellen,
Auf Hämus, damals noch Oeagriſch nicht genannt,
Es flammt der Aetna auf, von Doppelgluth entbrannt.

Cynthos, Othrys, Eryx, Parnaß, deß Haupt gezweiet,
Mimas und Rhodope vom ew'gen Schnee befreiet,
Mykale, Dindyma, Cithäron, welcher heilig,
Es glüht der Caucasus, der Scythen Schnee schmilzt eilig,
Ossa und Pindus brennt, Olympus hoch vor beiden,
Der wolk'ge Apennin, die luft'gen Alpen auch,
Dies schauet Phaeton, von allen Seiten Rauch,
Sieht von der Hitze er den ganzen Erdkreis leiden.

Der Wagen heiß erglüht; statt Athem mit dem Munde,
Schöpft Phaeton nur Luft wie aus des Ofens Schlunde.
Die heiße Asche flockt, schon fliegen Funken auch,
Und es umwirbelt ihn ein glühend heißer Rauch;
Nicht weiß er, wo er ist, vom Dunkel schwarz umwallt,
Die Rosse fliegen fort nach Willkühr, ohne Halt. —
Es dringet heißes Blut vorn auf die Haut vom Herzen,
In Aethiopien ein ganzes Volk zu schwärzen

Auch dörret Libyen, von allem Waſſer leer.
Um Quellen wie um Seen weint laut der Nymphen Heer,
Um Dirce Thebens Flur, Argos klagt Amymonen,
Und um Pirene die, ſo Ephyra bewohnen.
Die Ströme bleiben nicht in den gemeſſ'nen Fluthen,
Es brennet Tanais, der Greis Peneos brennt,
Ismenus, Erymanth, Kaycus glänzt in Gluthen,
Xanthus, der jüngſt geglänzt, Lykormas, den Ihr kennt.

Froher Mäander Du, Mygdoniſcher Melas!
Du Strom von Tänaros, Orontas, Eurotas!
Euphrat um Babilon, Phaſis Thermodon, Iſter,
Alphäos, Sperchéos im feurigen Gekniſter!
Das Gold des Tajus fließt, und ſelbſt der Fluth Gefieder,
Das Lydiens Ufer pries durch feſtlich ſchöne Lieder,
Glüht in Kayſtros Strom, es flieht der Nil erſchreckt
Bis an das End' der Welt, wo er den Kopf verſteckt.

Wie ein beſtäubtes Thal, ſo ſtehen waſſerleer
Die ſieben Mündungen; dem armen Thracier
Dörrt Strymon, Hebron aus; den Po, den Rhein, die Rhone,
Die Tiber, welcher einſt verkündigt iſt die Krone,
Verliert Hiſperien — der ganze Boden ſpringt,
Bis in den Tartarus, in den ein Lichtſtrahl dringt,
Der eilt zum Königspaar, beleuchtet die Erſchrocknen, —
Das Meer beginnt zum Sandfeld auszutrocknen.

Auch Berge, welche ſonſt ihr Haupt in Fluthen baden,
Sie tauchen jetzt hervor, vermehren die Cycladen;
Die Tiefe ſucht der Fiſch, der Delphin, ohne Muth,
Hebt, wie er ſonſt gewohnt, ſich nicht mehr aus der Fluth,
Der Seehund ſchwimmt entſeelt, den Rücken auf den Wogen,
Der Doris Töchter birgt die laue Fluth dem Blick,
Dreimal hat Gott Neptun ſein Haupt emporgezogen,
Weil er das Feuer ſcheut, kehrt dreimal er zurück.

Auch Tellus iſt nur noch vom kleinen Meer umgeben,
In ihrer Mutter Schooß ſiehſt Du die Quellen nicht,
Da aber ſieht man die ihr Antlitz hoch erheben,
Doch bis zum Nacken hin gedörrt iſt das Geſicht;
Sie ſetzt die Hand zur Stirn, und mit gewalt'gem Beben
Erſchüttert Alles ſie, ſinkt tiefer dann im Sitz,
Und ihrem trocknen Mund hört man das Wort entſchweben:
»Zeus! hab' ich das verdient, was zögert denn Dein Blitz?«

»Soll ich in Gluth vergehn, mag mich Dein Feuer ſengen?
»Daß ich durch Dich verging, ſoll meine Tröſtung ſein.
»Kaum kann ſich dieſes Wort aus meinem Munde drängen,
»Denn ihn bedeckt nur Dampf; ſieh her, kein Haar iſt mein,

»Mein Auge iſt voll Rauch, mein Mund von Aſch' erfüllt!
»Iſt das der Lohn dafür, daß ich Dir Früchte zeuge,
»Daß unter Eiſenqual ich jedes Jahr mich beuge,
»Daß meine Frucht, mein Laub der Weſen Hunger ſtillt?«

»Daß ich Euch Weihrauch ſchaff'? — Doch hätt' ich's auch verdienet,
»Was thut die Meerfluth Dir, daß alle Waſſer fliehn,
»Was hat ihr Herrſcher denn, Dein Bruder, ſich erkühnet,
»Daß ſtündlich Fluthen ſich dem Himmel mehr entziehen?
»Denkſt Du des Bruders nicht, und hilfſt Du nicht mir Armen,
»So wolle Deiner Dich und des Olymps erbarmen,
»Die Pole dampfen ſchon, und wenn die Pole flammen,
»Fällt Eure Wohnung auch in Staub und Schutt zuſammen.

»Auf Atlas blicke hin, ſchau! wie die Achſe brennt,
»Die Schultern können kaum noch jene Laſten tragen,
»Wenn Himmel, Erd' und Fluth zuſammenſchlagen,
»Zerfällt in Chaos gleich ein jedes Element.« —
»Entreiß' den Flammen uns, ſorg' für das Allgemeine,«
So redet Tellus nur. — Den Qualm erträgt ſie nicht,
Nicht ſprechen kann ſie mehr, und birgt jetzt ihr Geſicht,
In Höhlen flieht ſie ſchnell, ganz nach dem Schattenhaine. —

Drauf nimmt der mächt'ge Zeus zu Zeugen alle Götter,
Bezeugt auch dem Apoll, daß ein gewiſſer Tod
Und ſchnöder Untergang die ganze Welt bedroht,
Daß er nur helfen kann, als aller Weſen Retter;

Eilt dann zur Himmelsburg; hier hüllt er sonst die Erde
In Wolken ein, durch die er Blitze senkt.
Jetzt fehlen Wolken ihm, daß feucht die Erde werde,
Es fehlt das Wasser ihm, womit er Fluren tränkt.

Und sieh! er donnert laut. Vom rechten Ohr geschwungen,
Wirft er den schnellsten Blitz hin auf des Lenkers Haupt.
Todt aus dem Wagen wird schnell Phaeton geschwungen,
Und durch dies Feuer wird des Feuers Kraft geraubt.
Die Rosse stutzen scheu; indem sie rückwärts ziehen,
Entfällt dem Hals das Joch — der Riemen bricht — sie fliehen;
Da liegen ringsumher die Räder und die Speichen,
Die Deichsel, Zügel auch, des großen Unglücks Zeichen.

Jählings ſtürzt Phaeton, der durch die Lüfte
ſinket,
Es iſt das rothe Haar auf ſeinem Haupt verbrannt,
Er gleichet einem Stern, der erſt am Himmel
blinket
Bei hochgeklärter Luft, dem Auge drauf entſchwand,
Und hin zur Erde fiel; fiel der auch wirklich nicht,
Scheint's doch dem Auge ſo. Jetzt zwiſchen große
Klippen,
Entfernt vom Vaterland, in jenen großen Fluß,
Verſenkt ſich Phaeton; drauf wäſcht Eridanus
Mitleidig ihm den Schaum von ſeinen heißen
Lippen.

Unmöglichkeit einer thätigen Reue.

Ein Münſterſcher Bauer lag im Sterben. Da rief er ſeinen Sohn zu ſich, und erzählte ihm, wie er eine Wieſe hinterm Hauſe durch falſche Zeugen von ſeinem Nachbar erproceßt habe. Er verlangte vom Nachfolger, daß er dieſe Wieſe dem Betrogenen nach ſeinem Tode zurückgeben ſolle, und ein desfallſiges Verſprechen von demſelben, um nicht ſeine ewige Wohlfahrt zu verſcherzen.

Der ökonomiſche Sohn hörte den Vater an. »Wenn wir dieſe Wieſe weggeben ſollen,« entgegnete er traurig, »ſo verfällt unſer ganzes Hausweſen. Bedenkt nur, wo ſoll das Rindvieh weiden? woher ſollen wir Heu für die Pferde nehmen? wie und wo? u. ſ. w.«

Der Alte ſah den Sohn bedenklich an, die Vorſtellungen deſſelben wurden ihm indeſſen immer plauſibler, und die lebhaften Redensarten des Sohnes überzeugten ihn am Ende

immer mehr von der Unmöglichkeit einer Rückgabe der Wiese.

»Nun,« rief er am Ende kopfschüttelnd aus, »Du hast doch wohl Recht; ich muß denn sehen, wie ich mit meiner Seele fahre.«

Die Oedipe in den Herzogthümern Holstein und Schleswig.

In keinem Lande Deutschlands findet man die Kunst, Räthsel aufzulösen, in einem so hohen Grade ausgebildet, als in den rubricirten Herzogthümern, von denen ich das nördliche, Schleswig, mit kecker Versetzung des Rendsburger Steines, welcher die Inschrift trägt:

Eidera finis Imperii Romani,

auf die Jütländische Grenze für unser Vaterland vindicire. Die ruhige, speculative Natur der Eingebornen giebt ihnen viel Spiralkraft zu Reflexionen; Mode und Sitte haben die Turandotschen Anlagen zu großen Talenten

vervollkommnet. Sobald der Lotzisch-Töpfersche Almanach erscheint, und der Beckersche versandt ist, werden die Familienglieder, als in einen Winterschlaf verfallend, nachdenkend, und erwachen nicht eher aus ihrer Beschauung, die dem Taumel eines Opiumtrinkers gleicht, als bis sie alle die Sphinxfragen gelöst haben, welche die diesjährige Messe mit leicht und schwer zu hebendem Schleier verdeckt.

Wahrlich, man könnte manchen ehrlichen Holsteiner und Schleswiger in das Tollhaus bringen, wollte man es unternehmen, den Verstand auf die Probe zu stellen, und, ohne selbst eine Auflösung zu wissen, die heterogensten Bestandtheile als Rätdsel oder Charade aufzutischen. Und ich möchte noch eine Wette wagen, daß von diesen deutschen Dänen Auflösungen gefunden würden, die ein ziemlich befriedigendes Resultat liefern. Nie vergesse ich die Unruhe, mit welcher man vor etwa zwanzig Jahren dem kommenden nußreichen Beckerschen nächsten Taschenbuch, welches die Auflösung des unentzifferten vorjährigen Anagramms:

»Vier Zeichen paſſen wohl auf manchen Recenſenten,
»Verkehrt ſah ich's von Hühnern und von Enten« —

enthielt, entgegen ſah. Die Nuß war freilich am Ende hohl genug, und erregte allgemeinen Unwillen gegen den mit einem † unterzeichneten Verfaſſer. Die Auflöſung lautete nämlich: »feil« und »lief.« Dieſes Reſultat war, durch die Natur der Recenſenten (sit venia verbo succensores!), freilich an jedem innern Geſichte der Rathenden vorübergegangen, wegen der Ineptheit des Anagramms aber von Jedem wieder verworfen.

Der geiſtreiche Advocat G..... in Flensburg antwortete auf die Frage, was das ſei:

»Laß mich ganz, ſo rinn' ich träufelnd nieder;
»Kürze mich, ſo ſprieß' ich nährend auf« —

in der gleichen Cadence, nachdem er blitzſchnell die Auflöſung »Zähre« und »Ähre« gefunden hatte:

»Gieb mir jetzt ein neues Zeichen wieder,
»Renn' ich fort in vollem Lauf« —

wodurch er das Wort »Mähre« und die Lösung der Aufgabe andeutete.

Noch merkwürdiger war die Divination eines Kaufmannes in demselben Orte, der seinen merkantilischen Scharfsinn auch auf dieses Talent, Räthsel zu lösen, verwendete, dem aber Mangel an Kenntnissen oft zum Begreifen der Aufgaben im Wege stand. Das thema divinandum war CLIO; er hatte es glücklich durch Nebenumstände herausgebracht, hatte aber nicht die Ehre, die Muse der Geschichte zu kennen, und wandte sich daher mit der naiven Frage an seinen gelehrten Nachbar: »Seegen Se mal, Herr Nachbar, Clio, is dat wat? Clio mut dat Ganze syn.« (Sa-Sie mal, Herr Nachbar, Clio, ist das etwas? Clio muß das Ganze sein.)

Wie die Alten, so pfeifen die Jungen. Das ist ein alter Erfahrungssatz. Diese Auflösungswuth ergriff alle Troßbuben des Lebens, ja sogar die Kinder. Wohl entsinne ich mich, daß wir als zehnjährige Knaben in dem Klo-

sterflecken Untersen eine Fertigkeit im Aufgeben und Errathen von Räthseln erlangt hatten, welche uns in sothaner Kunst eine Volljährigkeitserklärung sicherte.

Eines Abends hatte sich aber auch, von gleicher Leidenschaft angesteckt, ein kleiner sechsjähriger Knabe eingefunden, der mit großer Begierde unsern geistigen Turnübungen zusah und zuhorchte. Plötzlich bat er, indem ihm die Augen von innerer Inspiration leuchteten, ums Wort und begann:

»Nun rathet einmal mein Räthsel.« Wir verstummten neugierig, und er fuhr fort: »Auf dem Ersten kann man sitzen; in das Zweite legt Mutter Allerhand hinein, und mit dem Dritten putzt man das Licht. Das Ganze — ja das Ganze kann ich so eigentlich nicht beschreiben.«

Wir riethen; die Aufgabe klang piquant. — Lege nicht das Buch fort, geehrter Leser, um den Knoten zu lösen; er ist von der Unmöglichkeit geschürzt. Vergebens mühten wir uns, ihn zu entwirren; lächelnd sah uns der kleine Tyrann an, und fertigte jede etwaige Auflö-

sung mit einem höhnischen Lächeln und mit einem »Falsch gerathen!« ab.

Endlich wurden wir ungeduldig, und drohten der kleinen sich weigernden Sphinx mit Schlägen, wenn er nicht die Riegel des Geheimnisses lüfte. Da rief er endlich mit triumphirendem Lächeln: »Es ist Stuhl-Commode-Lichtscheere.«

Geistesgegenwart.

Zwei noch lebende Männer von Rang, von denen der eine ein Regent, der andere ein Graf ist, sind die handelnden Personen in meiner folgenden Geschichte.

Der Fürst hatte gehört, daß der Graf ....k ein Mann ist, der in der That das Vermögen besitzt, einen Jeden zu copiren, und zwar nicht bloß durch Zungenbewegungen, nein, auch dadurch, daß er seine Gesichtszüge so zu ziehen und zu richten versteht, bis

er die Physiognomien der ihm sonst total unähnlichen Menschen erreicht hat. Vielleicht hat Garrik dies Talent nicht in einem so hohen Grade besessen, als der Graf. Wenn ich nicht an den unglücklichen Patrik Peal, den ehemaligen Geheimerath, dächte, ich würde es für unverantwortlich erklären, daß diese Gesichtsredekunst, seltener als die des Bauches, so unbewundert, ungesehen vom großen Publikum, nur in kleinen Gesellschaften dann und wann die Staunenden erfreut.

Der Fürst hatte, wie gesagt, von diesem Talent reden, und auch dabei gehört, daß der Graf ihn selbst, mit allen komischen Bewegungen, die dem guten Regenten eigen waren, copire. Das verdroß ihn, und er ergriff die Gelegenheit, auf einem Balle, den Mimiker derb zu beschämen, indem er ihn aufforderte, ihn selbst, in des Herrn Gegenwart, nachzubilden, indem er sagte: »Sie spielen meine Rolle, und reden zu mir, als wenn ich Sie wäre.« — Vergebens entschuldigte sich der Graf, der Fürst rollte die Augenbraunen und befahl. — Der Geängstigte

mußte Ordre pariren; aber seine Verzweiflung trieb ihn auf die Höhe des Barocken. Nie espirte er mit mehr Glück seinen Fürsten, als in diesen Tortur-Augenblicken; allein nach wenigen Minuten wandte er sich zu dem König mit den Worten: »Ich höre, Herr Graf, daß Sie mich, Ihren Landesherrn, zuweilen karikiren. Ich verzeihe Ihnen den bis dahin getriebenen Scherz, verbitte mir aber in Zukunft ein so leichtsinniges, rücksichtsloses Benehmen.«

Der Fürst lachte; der Graf dankte Gott im Stillen, und ward behutsamer. Der Regent hat, seitdem er sich so im Menschenspiegel gesehen, übrigens einige Gaucherien in der Haltung abgelegt.

Die
Zwischenahner.

Ein oldenburgisches Drama.

Personen.

Berend Leschen, ein Bauer.

Anna, seine Tochter.

Hilbert Reiher, ein Fischer, deren Bräutigam.

Ein fremder Offizier.

Die Scene spielt im Jahre 1813.

Anmerkung. Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß dieses Drama fast im ganzen deutschen Vaterlande durch einige Veränderungen local gemacht werden kann.

Erste Scene.

(Freie Gegend; links ein Haus mit einem Anbau.)

Anne (tritt auf).

Gott sei gedankt, daß es Tag geworden! Habe ich doch die letzte Nacht schlaflos wie die sel'ge Tante Talke zugebracht! Nur einmal war mir's, als ob ich einschlief; aber ehe ich dazu kam, sah ich ein blutiges Gesicht durch die Fensterscheiben gucken, und hörte das Gewimmer eines Sterbenden. So etwas soll Gewissensbisse bedeuten, oder, wie die Tante Talke sagte, von schwerem Blute zeugen. — Und doch ist mein Blut frisch und gesund, und ich weiß kein Unrecht, das ich begangen, als daß ich neulich in der Kirche auf Christens Lisbeth in Edewacht wegen ihres neuen Kleides neidisch war, und ihr nicht freundlich dankte, als sie mich so herzlich grüßte. Aber welche Thörin bin ich gewesen! Ist es denn ein Glück, Braut eines Douanen zu sein, der von dem Unglück unsers

Landes lebt? Und vollends jetzt. Der Vater iſt nach Weſterſtade, und die andern Fiſcher ſagten, nächſtens würden die Franzoſen auf ewig geſchlagen. Der Schulmeiſter hat die Zeitungen im Kruge vorgeleſen, und ein Gericht Kohl mit Pinkel verwettet, daß kein Franzoſe wieder nach Roſtrup, geſchweige denn nach Zwiſchenahn, käme. — Arme Lisbeth! — Sei munter, Anna; Dein Hilbert bleibt Dir treu, und wenn er auch arm iſt, ſo hat er doch nicht einmal beim Schmuggeln Geld verdienen wollen. Auch haben wir rüſtige Arme, und können ſchaffen und verdienen, und Gott wird es uns ſegnen. — Aber geſteh' Dir's nur, Anna! Du haſt aus beſondern Gründen nicht ruhen können; Dein Gefangener im Heuſchober hat Dir Angſt ausgepreßt. — Du fühlſt Dein Unrecht, einem gütigen Vater das verſchwiegen zu haben. Wie, wenn er nun kein Herzoglicher Alliirter, ſondern ein Spion, ſo ein Oberdouan wäre? Gott, das wäre ſchrecklich! — Nein, das kann nicht ſein, da kämen wir um alle Ehre. Und wenn er es wäre? Er iſt doch auch ein Menſch. — Aber

nein! wie er ſo vertrauensvoll geſtern Abend ankam, und ſeinen Arm in der Binde trug, und den Herzog mit Begeiſterung nannte: ich hätte ihm für keinen Preis der Erde das Obdach weigern können. Und wie bekannt er war, und mich gleich Anne nannte! Und als ich ihm antwortete, es ſeien mehr Talken als Annen in Zwiſchenahn, entgegnete er: ich ſähe einmal ſo annenmäßig aus. Und wie er Beſcheid wußte im Anbau und in unſerm Hauſe! Er ſagte freilich, das gehöre zur genauen Kenntniß des Landes für einen Soldaten; aber ſo gelehrt ſind die Soldaten doch nicht. — Und vollends behauptete er, daß ich einen Schatz habe, der Hilbert heiße. Ja, das ſagte er. — Himmel! er iſt doch ein Spion! O mein Gott!

Zweite Scene.

Anne. Offizier

(der die letzten Worte gehört hat, tritt aus dem Anbau).

Offizier. Ja, ein Spion, Du gutes Kind, der Dich hier in der Stille belauscht.

Anne. Gerechter Gott, welche Unvorsichtigkeit!

Offizier. Ehe Du mich dem Zorne dieses guten Dorfs überlieferst, will ich Dich von einer Angst befreien, die Dich meinethalben zu plagen scheint. Ich werde mich aufs Feld begeben, und mein Heil dem Zufall anvertrauen.

Anne. Und das mit Eurem schlimmen Arme? Und da die Franzosen noch so nahe sind? — Glaubt Ihr denn, unser Pastor hätte nie vom barmherzigen Samariter gepredigt?

Offizier. Ist es nicht genug, daß ich Dir einmal mein Leben danke? Hätten die Franzosen mich gestern, als ihren entwichenen

Kriegsgefangenen, ereilt, ich würde wahrlich nicht mehr unter den Lebendigen sein. Seit den Affairen bei Hamburg, wo ich gefangen wurde, und an demselben Tage entfloh, habe ich wahrlich nicht so süß, wie in Eurem Heu, geschlafen. Drei Nächte habe ich schlaflos in den Gruben des Wildenlohs zugebracht, und meine Verfolger, die mich im fernsten Dörfe versteckt hielten, durch mühsame Gänge getäuscht.

Anne. Lieber Herr, Ihr müßt entweder klüger sein, als unser Pastor und Organist, oder mit dem Bösen selbst im Bunde stehen, der uns den Wildenloh gestohlen hat. Aber Ihr plaudert hier, und denkt nicht an Eure Sicherheit!

Offizier. Was ist an einem Spion gelegen, der mit dem Teufel im Bunde steht!

Anne. O, Ihr seid unartig, ich scherzte nur. Ja — und wenn Ihr ein Spion wäret, (zutraulich) ich verriethe Euch doch nicht; ich bin einmal gegen die Todesstrafen. Ich würde Euch meines todten Bruders Kleider geben, und Euch bitten, von hier zu gehen, und lie-

der zu betteln, und kein Spion zu sein. Abe Ihr seid doch kein Spion? Sagt einma Spitzbube darauf!

Offizier. Nein, mein Kind. Ich könnte Dir Ehrenzeichen der verbündeten Heere zeigen, die Dir beweisen, daß ich der Partei Deines Herzogs als Oberster angehöre. Kennst Du diese Dinge? (Er zieht Orden aus der Tasche.)

Anne. Ach, geht mit Euren Ehrenzeichen; solche Silbersachen haben die Franzosen auch. Jedoch die Franzosen sehen nicht so gerade aus, wie Ihr, — so — Zwischenahnisch, so — Oldenburgisch. Aber, lieber Herr! verbergt Euch, ich will Euch Kost besorgen.

Offizier. Sei nicht furchtsam, mein Kind. Durch die Spalte dieses Anbaues sah ich heute Morgen Kosaken auf dem Wege nach Westerstade reiten.

Anne. Ich glaube Euch, denn Ihr wißt Alles. Aber — (ängstlich) o, wenn Hilbert käme!

Offizier (der die letzten Worte gehört hat). Du fürchtest Dich wohl gar, daß mich Dein Hilbert überrascht. — Ist er denn so eifersüchtig?

Anne. Gott bewahre! eiferſüchtig nicht. Allein er zankt immer, wenn ich mit jungen Herren rede. Hat er mich doch faſt geſchimpft, weil ich neulich auf einer Hochzeit in Specken zwei Male mit einem Advocatenſchreiber aus Oldenburg getanzt habe. Er ſagte freilich, es käme vom Engagiren, wie es die Herren Schreiber nennen; allein es kam vom Tanzen. Darum geht weg, lieber Herr! Der Hilbert iſt zum Fiſchen nach den drei Bergen, und wenn er zurückkommt und Euch hier ſieht, dann macht er ein ſaures Geſicht, und wenn er zehn Pfund Baarſe gefangen hätte. — Oder wenn Ihr dieſe Nacht noch bleiben wollt, ſo geht wieder in den Heuſchober. Ich will heute Mittag nach Specken laufen, da iſt eine Frau, die hat Salbe, die gut heilt, und gleich hilft, wenn man nur dreimal Cochelorum ſagt, und damit könnt Ihr Euch den Arm reiben und bis morgen bleiben. — Bis morgen! — Ja, und wenn es Euch bei uns gefällt, dann kommt morgen in unſer Haus und gebt Euch für einen Alliirten aus. — Aber Ihr müßt es auch ſein, — denn der Ba-

ter kennt genau den Küster, und der Küster den Herrn Baron, und der Herr Baron die ganze gute alliirte Armee. — Und dann ist Hilbert auch gegen Euch freundlich.

Offizier. Nun, mit dem wäre schon fertig zu werden. Aber Deinen Vater möchte ich doch nicht gerne sehen.

Anne. Wirklich nicht? Fürchtet Ihr Euch vor dem? Ach, da seid Ihr doch ein Spion.

Offizier. Das nicht, mein gutes Kind. Traue Deinem richtigen Gefühle. Aber dennoch möchte mir Verkleidung Noth thun. Die Kosaken könnten zurückgetrieben werden, und ich würde ihnen verwundet nicht folgen können. — Du sprachst vorhin davon, daß Du mir die Kleider Deines Bruders geben wolltest. Hast Du einen Bruder?

Anne. Ich hatte einen; den hat, als er noch in Holland auf den Schiffen diente, der französische Kaiser unter seine Soldaten genommen. Wir haben von einem alten Invaliden nachher gehört, daß er in Rußland gestorben sei. Aber der alte Invalide war boshaft, und hat Hilbert mit einer Westerschepse-

ein verklatscht. — Nun hoffte ich immer, das Erste sei auch unwahr, und wenn ich Bier und Butter nach Oldenburg brachte, habe ich jedesmal die Postschreiber um Briefe von Gerhard gebeten, und der Eine war immer so gutherzig, und sah die Couverte durch, und sagte mitleidig, diesmal sei keiner da. Und die alte verstorbene Tante Talke hat ihn auch im Leichentuche gesehen.

Offizier. Weiter! Weiter!

Anne. Da schien es mir denn außer Zweifel, und dem Vater auch, daß er erfroren ist, während wir am warmen Ofen saßen. — Ich war noch klein, als er wegging, aber ich weiß, daß es ein guter, lieber Bruder war. Den haben die Franzosen uns genommen. Herr! wenn Ihr ein Französischgesinnter wäret, und wenn Ihr an Vatersschmerz und an meinen armen Bruder dächtet, Ihr würdet Euch ändern.

Offizier. Gutes Geschöpf!

Anne. Aber nein, Ihr müßt Oldenburgisch gesinnt sein; Ihr habt Augen, wie mein Bruder Gerhard, nur ernster seht Ihr aus.

Ach! alle Ebewachter Mädchen beneideten uns Zwischenahnerinnen, und die schönen Oldenburger Damen gaben ihm auf den drei Bergen immer ein größeres Trinkgeld, als er verlangte.

Offizier. Schwester — liches Mädchen!

Anna. Ja, Schwestergroten nannte er das Geld, was er überher bekam, und wenn er nach Oldenburg ging, brachte er mir immer etwas dafür mit.

Offizier. Dankbares Geschöpf!

Anne. Er wäre freilich, wenn er zurückkäme, Grunderbe, und ich könnte dann meinen Hilbert noch nicht heirathen. Allein ich würde selig ihm in die Arme fallen. — Aber was fehlt Euch? Ihr werdet blaß; Ihr habt doch meinen Bruder nicht gekannt?

Offizier. Von Ansehen habe ich ihn gekannt. Allein mich erfaßt ein unangenehmes Gefühl, vielleicht Vorahnung von Feindes Nähe. — Bringe mir meine — die Kleider Deines Bruders.

Anne. Nun, Ihr sprecht, als ob Ihr sie schon hättet. Herr, auf die Kleider hält

Vater mehr, als auf den Sonntagsrock, und ich würde schwer zu verantworten haben, sie Euch zu geben, wenn ich nicht einen Unglücklichen dadurch rettete. — Ich hole sie Euch. Begehrt Ihr auch Speise und Trank?

Offizier. Tausend Dank! ich bin vollkommen gesättigt.

(Anne ab.)

Dritte Scene.

Offizier (allein).

Süße Schwester, stilles, anmuthvolles Veilchen, wie liebe ich Dich! Indem Du allen Menschen hilfst, hilfst Du Deinem Bruder. Welche Freude würde diesen alten, ehrlichen Wänden bevorstehen, wenn sie Empfindung hätten! Alter ehrlicher Vater! treue Anne! Wie süß winkt der baldige Frieden mit der Aussicht, unter einem alten, rechtmäßigen Herrn wiederum für Haus und Heerd

zu leben! — Was wäre ein Oberstenthum ohne solche Familie? Dort kommt Anne; ich will mit den Kleidern meinen Schlupfwinkel benutzen.

Vierte Scene.

Offizier. Anne (mit Kleidern). Hilbert (im Hintergrunde mit Netzen).

Anne. Da, lieber Herr!

Offizier. Danke Dir, mein gutes Kind! Gott wird es lohnen.

Hilbert. Alle Teufel!

Anne. Das Gute lohnt sich selbst. Ach, wenn mein Bruder sie noch trüge! Sie sind noch neu, nur die Knöpfe sind angerostet; das kommt, weil er an einem Sonntag Nachmittage in diesen Kleidern die Kinder einer armen Wittwe aus dem Wasser gezogen hat. Ach! er war so gut. Es war am Tage ehe er wegging.

Offizier (schnell). Leben beide Kinder noch, auch der Lockenkopf?

Anne. Nun freilich, das ist mein Hilbert. Der Bruder ist auch Soldat. Aber wie wißt Ihr denn das Alles? Meine Liebe mit dem Hilbert habe ich Euch am Ende ausgeplaudert; allein Ihr wißt alles Zwischenahnsche besser, wie ein Rostrupper und Speckener. Ach, wäret Ihr mein Bruder! Wie wäre ich da glücklich! — Wie komm' ich doch auf solchen Traum! Wenn Ihr das wäret, hättet Ihr mich längst umarmt.

Hilbert. Brav! Brav!

Offizier. Es mag Dir gewiß auffallend sein, daß ich Zwischenahn so genau kenne, allein das ist sehr begreiflich. Ich war mit dem vorigen Amtmann verwandt, und habe hier einige glückliche Kinderjahre verlebt.

Anne. Habt Ihr auch die Tante Talke gekannt?

Offizier. Freilich.

Anne. Sie hat, nach dem frühen Tode meiner Mutter, meinen Bruder und mich erzogen.

Offizier. Du gleichst ihr, liebes Kind! sie war eine fromme Frau.

Anne. Ja, das war sie; so werde ich nie.

Offizier. Nun, mein Kind, lebe wohl; ich werde nicht lange weilen. Wenn ich kann, so komme ich morgen, laut Abrede, wieder, um Deinen Vater von meinem Oldenburger Herzen zu überzeugen; auch verlasse ich Dich jetzt, um Deinen Hilbert nicht eifersüchtig zu machen.

Hilbert (bei Seite). O, das ist er längst!

Offizier. Lieb wirst Du mich doch immer behalten?

Anne. O ja! Ihr ähnelt meinem Bruder zu sehr, und wenn mein Vater sagt, daß Ihr für die gerechte Sache gefochten, dann will ich recht glücklich sein, Euch das Hauquartier gegeben zu haben.

Hilbert (wie oben). Für die eignen Kühe hätte sie sorgen sollen, aber nicht für fremde Menschen!

Offizier. Reich mir die Hand zum Abschiede.

Anne. Es ist die Hand der Schwester.

Hilbert (wie oben). O, daß ein Blitz sie trennte!

Anne. Seid vorsichtig. Daß Ihr morgen nicht thut, als ob Ihr mich kenntet.

Offizier. Sei unbesorgt, ich will schon machen.

(Offizier und Anne ab.)

Fünfte Scene.

Hilbert (allein).

Der alte närrische Plotzer aus Querenstedt hat Recht: wer einem Mädchen traut, der ist ein wahnsinniger Häring. Wenn ich meine Fische an der Angel habe, und sie haben rechtschaffen gebissen, so behalte ich sie, wenn die Schnur nicht abreißt. — So sollte es auch mit den Mädeln sein; wenn sie einmal so fest Ja gesagt und einem die Liebesangel ins Herz gedrückt haben, so dürfte doch die Schnur nur mit dem Lebensfaden abreißen. Verdammt! und noch dazu ein Offizier von den Verbün-

deten. Wenn uns die die Mädchen wegkapern wollen, so wäre es, Gott verzeih' mir die Sünde! besser, wir wären geblieben, was wir waren, oder wir hätten unter den Stutzern die Douanen behalten, die doch kein Mädchen leiden mochte. Wie vertraut sie mit ihm thut! — Himmel! wenn es nur kein französischer Spion ist. Nun, er hat hier was Rechtes zu spioniren, da thäte er besser, daß er in Westerstade wäre, wo den ganzen Vormittag geschossen worden ist. Aber doch, wenn er es thäte, um mich ins Unglück zu bringen, und dann mein Mädchen zu heirathen. Ja, es ist ein Spion! — List gegen List; ich will meine alte französische Uniform, die ich neulich gefunden, und meine Flinte holen, und ihr und ihm Angst einjagen. Ist er ein Deutscher, so flieht er; ist er ein Franzose, so bringe ich ihn durch Gewalt in die Hände der Kosaken. Und mit Anne? — ja, da ist es ganz vorbei! Nun — das wohl nicht, aber doch halb und halb, und sie muß einsehen, was es heißt, sich so leichtfertig zu benehmen. Das ist ein herrlicher Einfall, mehr werth als hundert Pfund Baarsc.

Sechste Scene.

Anne (tritt auf).

Küſters Lene ſagt mir, daß die Fiſcher ſchon zurück ſind. Wo der Hilbert ſtecken mag? Es iſt ihm doch kein Unglück paſſirt? Mein Traum war ſo übel! — Mir iſt ſo wunderlich zu Muthe! Wenn der fremde Herr doch erſt fort, und der Vater und Hilbert wieder hier wären!

Siebente Scene

Anne. Oberſt. Hilbert (als franzöſiſcher Soldat, mit einer Flinte).

Oberſt. Hier bin ich! (erblickt Hilbert) Alle Wetter! (verriegelt ſich in der Scheune.)

Hilbert (geht, ohne den Oberſten zu ſehen, auf Anne los, und ruft laut:) Parlez-vous, Monsieur!

Anne (ſieht den Oberſten und Hilbert, ſchreit) Ach Gott! (fällt in Ohnmacht.)

Hilbert (läßt die Flinte fallen). Ach Gott! was habe ich gethan! Sie ſtirbt!

Anne (ſich langſam aufrichtend). Biſt Du das, Hilbert? Pfui, Du abſcheulicher Menſch! — Solch einen Schrecken mir einzujagen! Ich vergebe Dir das nicht.

Hilbert. Stirb nur nicht, Anne, ſonſt lebe wie Du willſt; für mich biſt Du doch nicht mehr auf der Erde. Gehe in Gottes Namen in die weite Welt mit dem Böſewichte. Deinen Tod will ich nicht, obgleich Du beſſer thäteſt, wie ein armes, ehrliches Mädchen, als wie eine Landſtreicherin zu ſterben.

Anne. O, Du Hartherziger! Erſt erſchreckſt Du mich bis in den Tod, und nun behandelſt Du mich gar ſo! O, ich wollte, ich wäre vor Schreck geſtorben, als ſolche Dinge von Dir zu erleben!

(Lange Pauſe. Stummes Spiel.)

Achte Scene.

Vorige.

Offizier (in einfacher Bauernkleidung, mit einer Piſtole, die er ſogleich auf die Bruſt des Hilbert ſetzt). Vous êtes mon prisonnier!

Hilbert. Alle Hagel!

Anne (wirft ſich zwiſchen Beide). Ach, es iſt kein Parlez-vous, es iſt mein Hilbert! (nimmt die Piſtole, welche Hilbert ſogleich ergreift.)

Hilbert. Hilbert bin ich, aber nicht Dein Hilbert. Aber wer iſt Er denn, Herr Naſeweis, Herr Heudieb, Er Straßenräuber? Wenn ich ihn nun eben ſo behandeln wollte, wie er mich, ſo wäre er in einer Secunde im Vagabondenſaale. — Pack' Er ſich, oder ich brenne Ihm auf den Pelz.

Anne. Aber er hat mich ja von einem Franzoſen retten wollen.

Offizier. Nun, Hilbert, von Dir bin ich zum erſten Male entwaffnet. Ich vergebe es Dir. Thue Deine Piſtole weg, wir werden in einer Stunde gute Freunde ſein.

Hilbert. Großprahler! Nimmermehr.

Doch vor meiner Piſtole iſt er ſicher. Ein Zwiſchenahner mordet nicht. — Nur aus meinen Augen!

Offizier. Nun ja. Gieb mir nur Deine Hand zum Zeichen der Verſöhnung.

Hilbert. Nein, nimmermehr!

Offizier. Du, Anne, zum Abſchiede.

Anne. Darf ich?

Hilbert (will zielen und ſchießen, dann wirft er die Piſtole weg). Meinetwegen!

Offizier (drückt die Hand der Anne und geht ab).

Anne. Lebt wohl! (Pauſe) Er wollte mich retten.

Hilbert. Aus den Händen Deines guten Engels.

Anne. Er ſieht meinem Bruder ſo ähnlich.

Hilbert. Teufel nehmen oft Lichtgeſtalten an.

Anne. Er iſt hier ſo bekannt.

Hilbert. Dir nur leider zu bekannt.

Anne. Ich habe mich nicht an unſerer Liebe vergangen.

Hilbert. Das ſagen ſie Alle.

Neunte Scene.

Berend Leſchen. Anne. Hilbert.

Berend. Victoria! Kinder, in einer Viertelſtunde ſind die Koſaken hier, und bringen die Franzoſen, die in Weſterſtade capitulirt haben. Das Land iſt frei, und bald wird unſer edler Herzog mit ſeinen Getreuen Beſitz vom Fürſtenhauſe nehmen. O, ſelige Zeit, daß ich das noch erlebe! — Aber was ſehe ich? Ihr ſchmollt! Alle Hagel! hört Ihr denn nicht? Das Land iſt frei, und wir haben unſern Fürſten wieder! — Was iſt denn das? Ihr macht mich ängſtlich. Der Streit iſt nicht über ein Gericht Fiſche hergezogen. Antwortet, ich befehle! Sprich, Hilbert! Rede, Anne!

Hilbert. Sprich Du, und vertheidige Dich, wenn Du kannſt!

Anne. Ich will aber nicht. Dem Kläger gebührt das erſte Wort.

Hilbert. Wer Unrecht hat, der muß zuerſt.

Anne. Ja, erſt fragt es ſich, wer Unrecht hat.

Berend. Nun, das iſt doch wunderlich, ſo rede doch der Gekränkte zuerſt.

Hilbert und Anne (zugleich). Das bin ich! Hört nur.

Hilbert. Du hörſt ja, ich ſoll ſprechen.

Anne. Die Gekränkte ſoll zuerſt.

Hilbert. Nun, mit dem Maulwerk komm' ich nicht aus.

Anne. Geſtern Abend, als Ihr auf dem See waret, kam ein Herr, der einen Arm in der Binde trug, athemlos angelaufen. Er ſagte mir, er ſei ein Alliirter des Herzogs, und da verbarg ich ihn in dieſem Heuſchober.

Berend. Warum ſagteſt Du uns nichts davon?

Anne. Geſtern waren noch Franzoſen in der Hütte. Ich wollte Euch nicht Eure Unbefangenheit nehmen; und wenn verrathen und geſucht worden wäre, ſo hätte ich doch nur Strafe erlitten.

Hilbert. Als wenn wir auf der Welt ohne Dich ſein möchten. Das ſind glatte Worte.

Berend. Schweig, Hilbert! Auf keinen Fall hat Anne einen andern Verweis verdient, als daß sie sich durch ihre Gutmüthigkeit hinreißen ließ, unvorsichtig zu handeln. — Weiter, weiter!

Anne. Diesen Morgen kam er aus seinem Heuschober, und bat um fremde Kleidung.

Berend. Anne! Anne! Wenn es nur kein französischer Spion ist.

Anne. Das glaubte ich auch, und fragte ihn; er nannte sich aber einen alliirten Obersten, und hatte viele Orden.

Berend. Nun, Gott gebe, daß er ein verdienter Mann war. — Ist er lange weg?

Anne. Er geht so eben.

Hilbert. Nun, wenn ich auch alles Andere vergeben und dem Vater verschweigen will, so kann ich doch nicht leiden, daß Du ihm die Kleider des guten Gerhard gegeben hast.

Berend (böse). Hast Du das gethan?

Anne. Ja, ich habe es gethan. Die Tante Talke pflegte zu sagen: in der Noth muß man dem Menschen helfen, damit Gott uns in der letzten Noth nicht verlasse. Und wenn er ein guter

Menſch iſt, ſo wird er in Gerhards Kleidern als wie von einem Schutzgeiſt geleitet durchs Leben gehen. — Ich habe die Kleider an den Fremden gegeben. Zürnt Ihr noch, Vater?

Hilbert. Die Here hat doch wohl Recht.

Berend. Nein, meine Tochter. (weich) Dieſe Kleider können den Menſchen nur ſegnen. O, mein Sohn!

Offizier (der ſich beim Anfange der Scene im Hintergrunde gezeigt hat, ſtürzt hervor). Mein Vater! (umfaßt ſeine Knie).

Hilbert. Was iſt das?

Anne. Mein Bruder! Gott, meine Ahnung!

Berend. Mein Sohn! mein Gerhard!

Hilbert. Lebensretter! Schwager!

Offizier. Mein Vater!

Berend. Mein Sohn! — Ja, Du biſts! — Gott! ein Sohn und die Freiheit an einem Tage; das iſt zu viel! (Trompetenſtoß; es rufen mehrere, größtentheils Kinderſtimmen hinter der Scene:) Die Koſaken! die Koſaken! (wobei der Vorhang fällt.)

Die ſilberne Hochzeit.

Novelle.

I.

Die Ehefrau ohne Ehemann.

Es war am 5. Februar des Jahres 1833, als ein Commis des angesehenen Hauses M*** und Compagnie in Hamburg zu dem Chef der Handlung, den wir Reinhold nennen wollen, eintrat, um die endliche Ankunft seines Schiffers Peter Hansen zu verkünden, den der Prinzipal schon mehrere Male am Morgen zu sich beschieden, und der sich, unbegreiflicher Weise, jederzeit mit den Worten entschuldigt hatte: »Der Herr Reinhold möge es mir vergeben; ich kann aber platterdings weder heute noch morgen zu seinen Diensten sein.« — Die wiederholten Botschaften hatten indeß am Ende gewirkt; Hansen war erschienen und wurde gemeldet.

Seine Zögerung war auch in der Tha höchst unangenehm. Uebermorgen sollte ein ganz befrachtetes Schiff nach Drontheim unte

seiner Leitung abgehen; der Wind blies günstig, aber tausend Dinge waren noch bis dahin in Ordnung zu bringen. Hansen, der thätigste und zuverlässigste Schiffer des Hamburger Hafens, war hievon unterrichtet, wenn gleich die Abreise durch die Umstände um einige Tage beschleunigt werden mußte. Desto unbegreiflicher war es dem Herrn, der von dem pünctlichen Schiffer auf mehreren Reisen so bedient gewesen war, daß er, trotz seiner Grämlichkeit, nie die mindeste Ursache gefunden hatte, mit seinem Capitain unzufrieden zu sein.

»Lassen Sie ihn herein kommen,« erwiederte Reinhold, indem er sich aus seinen Kissen erhob, die den Sopha, worauf er ruhte, bedeckten. Sein Aeußeres war mager und abgezehrt, verrieth indessen Spuren einer ehemaligen ausgezeichneten männlichen Schönheit. Nicht das Wohlleben der Hamburger, welches mehr durch übermäßiges Essen, als durch ein zügelloses Trinken leicht zum Stumpfsinn und Lebensüberdruß, ja sogar früher zum Tode führt, als die Natur es verlangt — noch sonstige Leidenschaften hatten sein Unwohlsein

herbeigeführt. Er datirte daſſelbe vielmehr aus der Smuggelzeit, welche ihn, nach der von den Franzoſen geſchehenen Beſetzung Hamburgs in den Jahren 1807 bis 1814, als Contrebandier zu den erſchöpfendſten körperlichen Anſtrengungen verleitet hatte. Das nahe gelegene Holſtein war größtentheils der Schauplatz ſeiner herkuliſchen Arbeiten geweſen. Denn als ſchon die franzöſiſche Douanenlinie alles Blut des Handels in den von ihr beſetzten Häfen hatte erſtarren laſſen, blieben die Herzogthümer Schleswig und Holſtein noch immer Depots für die als Amerikaner ſich nahenden Engländer, und jeder Hamburger Kaufmann war gezwungen, ſich in irgend einem der kleinen Orte ein Entrepot zu gründen, um von dort aus die Waaren in das neue Frankreich einzuſchwärzen. Wenigen iſt es übrigens, wie Reinhold, gelungen, aus dieſem chaotiſchen, faſt mährchenhaften Thun und Treiben bleibende Schätze zu gewinnen, denn bei den meiſten übrigen Speculanten iſt das Geld wie gewonnen, ſo zerronnen, und in der That den in Laub verwandelten harten Tha-

lern des neckischen Berggeistes Rübezahl vergleichbar. Die Hauptorte aber, in denen diese merkantilischen Glücksritter lebten, waren Tönningen, Friedrichsstadt, Brunsbüttel, und in Holstein vor Allem der drei Meilen von Hamburg an der Pinnau, welche in die Elbe fällt, gelegene Marktflecken und Kloster Untersen *).

Die Thür öffnete sich, und der angemeldete Schiffer trat herein. Von gleicher Größe mit seinem Prinzipal, bildete er einen auffallenden Contrast mit ihm. Aus seinen schwarzen Augen blitzte ein mildes, kluges Feuer, und sein kräftiger Gliederbau vollendete das Bild eines männlichen Halbgotts. Bescheiden trat er ein, und gleichsam, als ob er die Wellen des Zorns, welche in dem Gesichte des Prinzipals aufstiegen, calmiren wolle, begann er mit den Worten:

*) Wer sich nähere Notizen über diesen durch viele wunderbare Ereignisse ausgezeichneten Ort verschaffen will, dem erlaube ich mir, meinen historischen Roman: »Die Schweden im Kloster zu Untersen — Bremen, bei Kaiser. 1830« — zu empfehlen.

»Ich weiß, lieber Herr Reinhold, daß Sie einige Urſache haben, mit mir unzufrieden zu ſein. Allein mein ganzes Familienglück hängt davon ab, daß der morgende Tag zu meiner Dispoſition ſtehe; ich muß nach Unterſen, um mich dort mit meiner Frau copuliren zu laſſen, und um zu gleicher Zeit meine ſilberne Hochzeit zu feiern.«

»Seid Ihr närriſch geworden,« — polterte Reinhold — »daß Ihr auf ſolche Ideen kommt, an Eurem fünfundzwanzigjährigen Hochzeitstage, wie vornehme Leute, die ihre Zeit nicht beſſer hinzubringen wiſſen, eine ſolche leere Ceremonie zu wiederholen, und Euren Prinzipal dadurch in großen Verluſt und Schaden zu bringen?«

»Keine leere Ceremonie,« verſetzte der Schiffer mit Betonung; — »ich bin überall noch nicht prieſterlich eingeſegnet, und wenn das morgen nicht geſchieht, ſo geſchieht es nie.«

»Ihr ſprecht in Räthſeln,« fiel Reinhold ein.

»Mag ſein,« verſetzte Hanſen, — »iſt mir doch die ganze Geſchichte ſelbſt ſo unklar, wie ein halbvergeſſener Traum.«

»Aber,« rief der Kaufmann kopfschüttelnd, »so viele Buben und Mädchen Euch umspringen und Euch als ihren Vater liebkosen: Ihr seid meines Wissens erst seit meinem Etablissement in Hamburg verheirathet. Damals brachtet Ihr ja Eure junge Frau hierher. Das mag höchstens sechzehn Jahre her sein; wie kommt da die silberne Hochzeit heraus?«

»Sie haben Recht,« bemerkte der Capitain, — »erst seit sechzehn Jahren habe ich meine liebe Lucie, und doch muß ich morgen meine silberne Hochzeit feiern und mich mit meiner Frau copuliren lassen.«

»Das ist ein reiner Nonsens,« erwiederte Reinhold, »gegen allen Menschenverstand, wider alle Mathematik und Religion.«

»So klingt es,« lächelte Hansen nicht ohne Wehmuth, »aber hören Sie meine Geschichte, um sie zu begreifen.« — Es war im Jahre 1817, als ich am Kieler Hafen umherging, um mich nach einer Stelle als Steuermann, die ich durch das Scheitern des unlängst befahrenen Schiffes verloren hatte, umzusehen. Meine Gedanken waren düster; ich verwünschte

faſt mein Leben. Der letzte Schiffbruch hatte mir mein geringes Vermögen geraubt, und hülflos lag, ohne mich, meine alte kranke Mutter auf dem Todtenbette. Alle Bemühungen, mir eine Officierſtelle auf einem Kauffahrteiſchiffe zu verſchaffen, waren vergebens geweſen, und ſchon war ich im Begriff, meine Mutter nothgedrungen den Armenanſtalten zu übergeben, mich ſelbſt aber als Matroſe zu verdingen. Da begegnete mir ein Mann, den ich, nach ſeinem Aeußeren, für einen Gutsbeſitzer hielt, welcher eine etwas bleiche, aber wunderſchöne Tochter führte. Dieſe hatte mich kaum gewahrt, als ſie hocherröthend die Arme nach mir ausbreitete, dann aber convulſiviſch zuſammenſank. Nicht ahnend, daß ich möglicher Weiſe die Urſache dieſes Unfalls ſein könne, trat ich nur ſo lange helfend hinzu, als der Vater, außer mir, allein mit der ohnmächtigen Tochter beſchäftigt war. Als aber bald darauf weibliche und beſſere Hülfe, und ein vorübergehender Arzt die meinige überflüſſig gemacht hatten, ging ich ruhig meiner Wege. Ich war allerdings von der Schönheit der

Kranken ergriffen, allein die Sorge um mein und meiner Mutter Fortkommen hatte meinen Nerven doch gewehrt, eine besonders erotische Richtung zu nehmen.

Noch an demselben Tage fand ich im Vogtschen Kaffeehause in der dänischen Straße ein Engagement als Steuermann auf einer Reise nach Riga, wohin ich innerhalb drei Tagen abgehen sollte. Ich wurde, da ich meine Forderungen nicht zu hoch spannte, gar bald Handel eins. Wir besiegelten gerade unsern Contract mit einer Flasche Siegelwein, als der Herr, der Vater der kranken Tochter, die ich heute Morgen am Hafen gesehen, in die Stube trat und mich ungestüm zu sprechen verlangte.

»Ich erfahre auf der Polizei,« redete er mich an, »daß Sie Peter Hansen heißen.«

Ich bejahte dies.

»Wie ich vernehme, sind Sie brotlos,« fuhr er fort, »und suchen eine Anstellung.«

»Noch vor einer Stunde war ich es, und suchte, was ich jetzt gefunden habe,« entgegnete ich, und erzählte ihm, welch einen Ver-

trag ich mit dem Rheder und Kaufmann Holst abgeschlossen hatte.

»Der Contract gilt in alle Ewigkeit nicht!« polterte der Alte. »Sie müssen mit mir; ich gebe Ihnen das Doppelte auf dem ungefährdeten Lande von dem, was Sie auf den vom Ostwind beunruhigten Wellen verdienen können.«

»Es liegt weder in meiner Macht, noch in meinem Willen, wortbrüchig zu werden,« versetzte ich achselzuckend.

»Aber in meiner liegt es, Ihr Wort zu lösen,« fuhr der Alte fort, »und dadurch das Glück zweier vielleicht, und hoffentlich dreier Menschen zu gründen. — Wo ist Ihr Rheder?«

Mit diesen Worten stürzte er, ohne eine Antwort zu erwarten, in das Nebenzimmer, wo er meinen menschenfreundlichen Prinzipal so ungestüm, so dringend, mit so verzweiflungsvollen Geberden bat, mich ihm zu überlassen, daß dieser, einen dargebotenen großen Beutel mit Speciesthalern zurückschiebend, in den Antrag, mich zu entlassen, willigte, und kopfschüttelnd zur Thür hinausging.

Da stand ich nun, verblüfft und verlegen,

als Steuermann auf dem Lande, mit doppelter Löhnung engagirt. Wie anders ſtanden meine Actien am Morgen! Ich dankte Gott, und gedachte meiner armen Mutter.

»Faſſen Sie Vertrauen zu mir, junger Mann!« verſetzte der Alte, »wie ich es zu Ihnen faſſe, von dem ich ſchon ſo viel Gutes gehört habe. Geloben Sie mir aber vor allen Dingen Verſchwiegenheit; ich habe Ihnen etwas anzuvertrauen.«

»Nur einige Minuten gönnen Sie mir,« erwiederte ich, »um meiner armen kranken Mutter —«

»Iſt unnöthig,« antwortete der Alte, mich zurückhaltend; — »ich bin ſchon dort geweſen; ſie iſt mit Allem verſorgt. Morgen ſteht es ihr frei, ſich eine hübſche Wohnung in der Stadt oder in der Brunswick zu wählen, oder ſich in das Weberſche Krankenhaus in der Vorſtadt zu begeben.«

Vor Staunen angewurzelt, folgte ich dem Gebietenden mechaniſch, der hierauf alſo anhub:

»Ich heiße Peter Mohr, und bin ein ſehr bemittelter Einwohner des Fleckens Unterſen.

Das Mädchen, welches Sie heute Morgen geſehen haben, meine Lucie, iſt mein einziges, dreiundzwanzigjähriges Kind. Schon in ihrer frühen Jugend zeigte ſie einen Hang zum Uebernatürlichen und Geheimnißvollen, obgleich meine Natur, ihre Umgebungen, ſo wie meine väterliche Aufſicht, welche ihr das Leſen überſpannter Bücher wehrte, dieſer Neigung keine Nahrung boten. Leider war ihre Mutter ihr zu früh durch den Tod entriſſen, und Lucie der Erziehung meiner etwas zur Unzeit ſtrengen und nachſichtigen unverheiratheten Schweſter anvertraut.

»Schon vor ihrem zehnten Jahre entwickelte ſich bei ihr eine traurige Schwäche. Lucie ward in ſo hohem Grade eine Nachtwandlerin, daß der Arzt ſich nicht beſann, etwas Aehnliches geſehen, noch irgend geleſen zu haben. Mit Katzenſchnelligkeit kletterte ſie auf das Dach, und mit der größten Sicherheit ging ſie auf den gefährlichſten Stellen umher. Da wir wohl wußten, wie unheilbringend es ſei, ſie in ſolchen Momenten bei ihrem Namen zu rufen, ſo ließen wir ſie gewähren. Rief

man auf einer minder gefährlichen Stelle, so erwachte sie plötzlich, und beschämt und weinend sank sie zusammen. Ein solches Erwecken, welches ihr die Erinnerung ihres Zustandes hinterließ, hatte aber allezeit die üble Folge, daß das arme, sonst so heitere Kind wohl an vierzehn Tage hindurch tiefsinnig, betrübt, ja sogar krank wurde. Es blieb uns also nichts übrig, als das bejammernswerthe Mädchen seinem Schicksale zu überlassen, und von einer Entwickelungsperiode ihrer Kräfte eine Genesung zu erwarten. Diesen Trost gab mir und auch sich ihr an diesem Falle verzweifelnder Arzt.

Dabei gedieh mein Kind übrigens körperlich und geistig. Sie lernte fleißig und mit Erfolg; den häuslichen Geschäften konnte sie, nach dem in ihrem dreizehnten Jahre erfolgten Tode meiner Schwester, mit Hülfe einer Kleinmagd, vollkommen vorstehen, und that es mit Eifer, worin ich ihr auch nicht hinderlich ward, da ich mir von einer starken körperlichen Bewegung eine Heilung ihres Uebels versprach.

„Aber ihr Zuſtand änderte ſich leider nicht. Gewöhnt an ihre Krankheit, unfähig, derſelben zu wehren, erfuhren wir Manches nicht, womit man ſich in Unterſen, deſſen Obrigkeit aus dem plauderhaften Geſchlecht der Kloſterdamen beſtand, herumtrug. Erſt ſpäter kam mir zu Ohren, daß meine Tochter oft des Nachts durch die Kloſterhallen mit ſtarren, offenen Augen gegangen ſei, und die Nachtwächter und Hofbieter in Todesfurcht verſetzt habe, bis auch dieſe, wie man ſich an alles Entſetzliche gewöhnen kann, mit der Erſcheinung befreundeten, ſich nicht mehr vor dem unglücklichen, harmloſen Weſen entſetzten, und ihr ſogar Steine reichten, welche ſie mit großer Begier geſucht, um einen kupfernen Sarg *), der einen ſchwediſchen Edelmann verſchloſſen haben ſoll, und der gewiſſermaßen das Orakel der Unterſener Jugend, der Inbegriff alles Schauerlichen war, zu werfen.

„So ſtanden die Sachen, als Lucie am

*) Vergleiche: „Die Schweden im Kloſter zu Unterſen.“

fünften Februar ihr vierzehntes Jahr erreicht hatte. In der folgenden Nacht ward ich plötzlich durch ein heftiges Klopfen an die Hausthüre geweckt. Ich ſtand auf, öffnete, und fand, gehüllt in einen Mantel, den ſie gewöhnlich im ſomnambülen Zuſtande trug, todesbleich und ſtumm meine weinende Tochter. Meine Fragen: woher ſie komme, was ihr begegnet ſei? beantwortete ſie kopfſchüttelnd. Sie zeigte nach dem Bette, und wurde bald darauf von einem heftigen Fieber überfallen.

»Ich war überzeugt, daß Lucie, auf ihren nächtlichen Wanderungen begriffen, von irgend einem Menſchen bei ihrem Namen genannt worden ſei, was ſonſt die Delicateſſe meiner Mitbürger vermied.

»Die Krankheit meiner Tochter wurde um vieles heftiger, als ich gefürchtet hatte, und brachte ſie an den Rand des Grabes, von dem ſie der alte fromme Doctor Ritter nur mit Mühe zurückrief. Meine Angſt war unausſprechlich.

»Endlich genas meine Tochter, durch die treue Sorge des Arztes und ihrer Freundin

Louiſe Bachmann gerettet. — Ihr Temperament hatte ſich aber um vieles verändert, ſie war tiefſinniger, melancholiſcher geworden, aber, wunderbar genug, jede Spur vom Nachtwandeln war verſchwunden.

„Es vergingen einige Jahre; Lucie war und blieb meine gehorſame Tochter, die ſorgſame Hausfrau, allein ihr heiterer, kindlicher Zuſtand kehrte nicht wieder zurück. Ihre Freundin Louiſe war ihre liebſte Unterhaltung, deren ewig friſche Heiterkeit allein im Stande war, ihr zuweilen ein Lächeln abzugewinnen.

„Da kam ein wohlgebildeter und unterrichteter junger Kaufmann nach Unterſen, der meine Tochter in meinem Hauſe kennen lernte, und bald eine zärtliche Neigung für ſie empfand, die zur heftigſten Liebe wurde. Sein an meine Tochter gerichteter Heirathsantrag war mir ungemein erfreulich. Ich ſah mein Haar ergrauen, und fühlte, daß die Vorboten des Alters ſich meldeten. Ich empfand mich ſchmerzlich von dem Gedanken berührt, vielleicht meine Tochter ohne Rath in der Welt zurückzulaſſen, und hätte nur zu gern

einen Enkel auf meinen Knieen geſchaukelt.

»Aber wider Erwarten wich meine Tochter nicht nur beſtimmt ſeinen Bewerbungen aus, ſondern erklärte mir ſogar auf meine dringenden Vorſtellungen, daß ſie nun und nimmer ſich verehelichen könne, weil — — —

»Hier brach ſie verlegen ab. Das empörte mich. Zum erſten Male in meinem Leben gab es eine Familienſcene unter uns. Mein Zorn kannte keine Grenzen. Aber der ſchmolz auch bald dahin, als meine Tochter unter heftigen Thränen zu zittern anfing, und mich liebkoſend ihren lieben Vater nannte. Ich forſchte nach der Urſache, und verſprach, ſie heilig zu halten, wenn ihre Weigerung nur einen anſcheinenden Grund habe.

»Da ſprach ſie feierlich die Worte: »Vernimm denn, mein geliebter Vater, den Grund meiner Hartnäckigkeit, aber dringe nicht weiter in mich. Höre, und forſche nicht weiter. Ich bin ſchon verheirathet, und zwar durch Prieſters Hand.«

»Sie hatte die Worte kaum ausgeſprochen, als eine heftige Ohnmacht ſie befiel.

»Ich fürchtete, wie es mir schien nicht ohne Grund, daß meine Tochter von momentaner Geistesverwirrung befallen sei. Ich ließ ab, und forschte nicht weiter, indem ich ihrem unglücklichen Freier das traurige Resultat seiner Bewerbung durch das inhaltsschwere »Nein!« überbrachte. Verzweiflungsvoll verließ er Untersen.

»Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte. Ich steckte mich hinter Louise Bachmann, welche mir anvertraute, daß meine Tochter ihr in ihrer Krankheit, als sie den Tod gefürchtet, gestanden habe, daß sie in der fraglichen Nacht, die sie von ihrem magnetischen Zustande geheilt habe, in der Kirche zu Untersen durch Priesterhand mit einem Manne verbunden sei. Ein Weiteres zu sagen verbiete ihr ein fürchterlicher Eid, habe sie hinzugefügt.

»Was sollte ich thun? Ich ergab mich in mein Schicksal, das mir die Aussicht, Großvater zu werden, als ein unerreichbares Ziel zeigte. Jedes fernere Forschen und jede Anfrage danach führte bei meiner Tochter dieselbe Erklärung herbei.

»Am 6. Februar 1833 wird sich das Räthsel lösen, mein Vater,« pflegte sie zuweilen zu sagen, »und dann wirst Du Deinen Eidam kennen lernen;« dabei lächelte sie schmerzlich.

»So ward und bin ich bis jetzt ein höchst unglücklicher Vater geblieben. Erst heute dämmert mir zum ersten Male ein Hoffnungsstern, daß Sie im Stande sind, die Leiden meiner unglücklichen Tochter zu enden, ihrer geschwächten Gesundheit, die selbst die geschickten Kieler Aerzte nicht herzustellen vermögen, wieder aufzuhelfen, und mich zum glücklichsten Vater zu machen.

»Kaum hatte sich Lucie nämlich von ihrer Ohnmacht erholt, in die sie Ihr Anblick versenkt hatte, als sie mit glänzenden Augen ausrief: »Wenn mich nicht Alles täuscht, so ist dieser Mann mein Gemahl. Eile zu ihm, mein Vater, und bitte ihn, zu mir zu kommen; laß ihn, wenn er mich nicht liebt, die fürchterlichen Eide lösen, die ich ihm geschworen habe, und sogleich will ich Dir folgen, wenn Du meine Hand dann einem Andern bestimmst.«

„Sie sehen hier einen bittenden Vater, der Ihnen Alles, was er besitzt, zu Füßen legt; erhalten Sie ihm seine Tochter, curiren Sie sie von ihrer fixen Idee, und werden Sie mein Schwiegersohn. Schwerlich wird Ihnen meine Tochter mißfallen, wenn mich nicht Vaterliebe trügt. Beachten Sie sie; heilig hat sie mir versprochen, nichts in Ihrer Gegenwart von einer Idee zu erwähnen, die ich ein für allemal für eine abenteuerlich-phantastische erklärt hatte.“ —

„Nicht ohne Schwindel folgte ich meinem Werber. Ich traf Lucie, die bei meinem Anblick erröthete. Kein Zeichen verrieth die abenteuerliche Erzählung des Vaters. Ich folgte Beiden nach Untersen. Es war keine Kunst, sondern das leichteste Ding von der Welt, sie lieb zu gewinnen. Ich sah mich bald in den Banden des Mädchens, das ein wunderbares Geschick bestimmt zu haben schien, mich zu fesseln. Als meine Bewerbung mit dem Geständniß meiner Liebe über meine Lippen trat, sah sie mich großsan und sagte: „Willst Du die silberne Hochzeit erfrühen? – Doch wie dem

auch sein mag, ich folge Dir. Aber bist Du es auch, und bist Du es auch gewiß? Wo hast Du meinen Ring? — Siehe, ich trage den Deinen fortwährend treulich am Finger.« — Eine Umarmung war meine Antwort. Wie hätte ich, als schlichter Schiffer, auch anders entgegnen sollen? — Jedes Wort drohte, meine mystische Person als die eines Lügners zu enthüllen, und fast von Angst getrieben ging ich auf ihre fixe Idee ein, indem ich ihr aufs Zärtlichste versicherte, daß das unverbrüchlichste Stillschweigen die einzige Bedingung unsers Glücks sei, wie sie wohl wisse. Wir ehelichten uns, aber ohne priesterlichen Segen, den sie, falls ich kein Betrüger sei, für unnöthig erklärte, da er schon gegeben sei, und zogen nach Hamburg. Lucie gebar mir fünf Knaben und fünf Mädchen; die häuslichen Sorgen schienen jede Erinnerung in ihr zu löschen. Aber am Sylvesterabend, als wir in einer frohen Gesellschaft auf Hansen Hof in Eimsbüttel zusammen waren, zerbrach plötzlich, ohne begreiflich mechanische Einwirkung, ihr Glas, das in der Ta-

felrunde ſtand. Seit dieſem Augenblicke iſt ſie nachdenkend geworden, und kommt auch meinem Wunſche, die ſilberne Hochzeit, wie ſie meint, abermals in Unterſen zu feiern, entgegen, indem ſie glaubt, der ſechste Februar würde das Räthſel ihres Lebens löſen. Wir ſind freilich bei unſerm Herzuge nach Hamburg durch den franzöſiſchen Maire weltlich verbunden, allein die feierliche Ceremonie der Kirche hat uns bis jetzt gefehlt, und ich folge ihrem Wunſche, morgen aufs Neue mit ihr nach Unterſen zu gehen, um mit meinem theuren Weibe die von ihr vermeinte Hochzeit zu feiern und uns prieſterlich einſegnen zu laſſen.« — —

Nicht ohne tiefe Bewegung hatte Herr Reinhold dieſe Erzählung des ihn im Feuer der Rede nicht genau beachtenden Schiffers angehört. Mehrere Male hatte jener ſich, tief bewegt, im Sopha umhergeworfen, und ſchien tief ergriffen, bis er endlich in die Worte ausbrach:

»Du haſt Recht, ehrlicher Hanſen, wenn Du mir die Fahrt nach Drontheim weigerſt.

Erneuere immerhin morgen Deine silberne Hochzeit, aber erlaube mir, daß ich Deine Frau als Brautführer begleite. Ich erwarte Dich morgen früh im von Pein'schen Gasthause zu Untersen.«

Mit diesen Worten winkte er dem ehrlichen Schiffer, und entließ denselben.

II.

Die Trauung ohne Ring.

Die Untersener zahlreiche und sehr neugierige Straßenjugend stand vor dem von Pein'schen Gasthause, dicht gedrängt, um eine Equipage nebst vier stattlichen Mohrenschimmeln zu bewundern, aus der sich mühsam ein kranker, blasser, stattlicher Herr erhob. — »Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr von Pein?« rief er dem, in sich besinnender Devotion dies halb verneinenden Wirthe zu. »Ich bin Reinhold, der in den Jahren 1807 und 1808 so

viel schweres Geld bei Ihnen verzehrt hat. Haben Sie noch den Raben, den ich Ihnen damals vom alten tollen Jochen Dücker kaufte?« — »I, du Jemine!« versetzte der Wirth, »also Herr Reinhold; ich glaubte, Sie wären längst todt, seitdem Sie uns so plötzlich verließen.« — »Sie sehen, lieber von Pein, daß ich es nur halb bin,« versetzte der Hamburger. — »Noch immer unverheirathet, wenn ich fragen darf?« hub der herbeigeeilte Sohn Ernst an. — »Freilich bin ich das,« rief Reinhold; aber mit gerunzelter Stirne brach er sogleich das Gespräch ab, und verlangte ein Zimmer. — »Ihr Rabe lebt noch,« rief ihm der Wirthssohn nach.

Nicht lange darauf folgte ein großer, mit vier Pferden bespannter, sogenannter Hamburger Körwagen, welcher den ehrlichen Hansen mit Frau und den zehn Kindern trug. Nachdem der Schiffer die ganze Familie Reinholden vorgestellt hatte, der bei dem Anblick der Frau sichtlich ergriffen, von ihr aber auch mit Aufmerksamkeit betrachtet ward, als ob sie ihn schon gesehen habe, folgte die Mutter ih-

ren jubelnden Kindern, welche durchaus das Haus, wo Mutter als Kind, wie sie, gewohnt und gespielt habe, so wie das Grab des Großvaters zu sehen begehrten.

Eltern und Kinder verwirklichten diesen Wunsch. Tausend Erinnerungen stiegen in Luciens Seele auf, die immer durch neue Fragen der Kinder durchkreuzt wurden. Die Allee, der Klosterhof, selbst die Veilchenecke am Kirchhofe, — Alles war den Kleinen aus Erzählungen bekannt. Als sie aber an des Probsten Scheune kamen, welche gewöhnlich das duftende Heu der Regentinnen birgt, fragten die Kinder: Mutter, was ist das für ein Haus?«

Aber scheu, wie vor einem Entsetzen erregenden Anblick, wandte sie sich fort, und eilte abermals dem Kirchhofe zu, auf welchem der Kirchendiener ihnen die Anzeige machte, daß der Prediger sie erwarte.

Reinhold war gefolgt, und stand unfern des Fräuleinkirchhofes an die Kirchenthüre gelehnt, als Hansen mit seiner Frau dieselbe zu öffnen im Begriff war. Da rief Lucie, indem sie die

Kinder in die Kirche vorangehen hieß, ihren Mann leise in den Windfang und sprach: »Aber ich sehe an Deiner Hand keinen Ring; Du gelobtest mir ja, ihn nach fünfundzwanzig Jahren, am silbernen Hochzeitstage, wieder umzutauschen. Um Gotteswillen, wo hast Du den?«

Peinlich verlegen betheuerte Hansen, nie einen Ring von ihr erhalten zu haben; aber immer dringender wurde das Weib. »Den Ring!« — rief sie gebieterisch — »oder Du hast mich betrogen, und es ist wahr, was schon oft in trüben Stunden sich vor meine Seele stellen will: daß Du mich zur doppelten Ehe, zum Meineid verführt hast. — Gieb den Ring, den ich heute vor fünfundzwanzig Jahren —— — —«

»Da hast Du ihn!« sprach Reinhold, rasch hervortretend, und indem er ihr einen vom Finger gezogenen Ring überreichte, niederknieend: »Vergieb mir, reizendes Geschöpf!« — Als aber die in Ohnmacht gefallene Lucie ihre Augen nicht zu ihm aufschlug, rief er wild: »Dann muß ich ohne Vergebung schei-

den. — Nun so leb' Du denn wohl, ehrlicher Hansen,« fügte er hinzu, »nimm dieses Paquet, es enthält meinen letzten Willen und die Enthüllung des Räthsels, welches Dich jetzt so tief umnachtet.«

Und wie neu gestärkt eilte Reinhold nach dem Klosterhofe hin, wo sein vierspänniger Wagen ihn erwartete, und im gestrecktesten Galopp über das rumpelnde Straßenpflaster, selbst durch den großen Sand flog.

Glücklicher Weise waren keine Zeugen bei diesem singulairen Vorfall gewesen; die Ersten, welche in den Windfang traten, waren die jüngsten Hansenschen Kinder, welche sehen wollten, wo ihre Aeltern blieben. Hansen barg den Ring, welchen Reinhold seiner Frau gegeben, so wie das ihm dargebotene Papier, und führte seine ins Leben zurückgerufene Frau, welche wieder sprachlos geworden war, ins Gasthaus zurück.

Noch bis zu diesem Augenblicke wissen die guten Untersener nichts weiter von dem Vorfall, als daß ein silbernes Hamburger Ehepaar am 6. Februar des Jahres 1833 sich

hat abermals einsegnen lassen wollen, daß aber die Braut auf dem Kirchwege erkrankt ist.

Auf den Wunsch Luciens fuhr man noch an demselben Tage nach Hamburg zurück. Beschäftigt mit der Sorge um Weib und Kinder, mußte Hansen seine Neugierde zähmen, und das Papier, welches ihm so viel Unbegreifliches enthüllen sollte, verschlossen lassen. Aber kaum war er angelangt und hatte seine ermattete Frau dem Bette und fremder Sorgfalt übergeben, als er das Paquet erbrach.

III.

Der Trauring ohne Ehe.

Das Convolut enthielt einen an das Haus Reinhold gerichteten Brief, ein versiegeltes Testament, worauf die Aufgabe, es dem Magistrat zu übergeben, befindlich war, und ein an Hansen gerichtetes, »Hamburg, den 5. Fe-

bruar 1833, Abends spät,« datirtes Schreiben, welches also lautete:

»Mein lieber Hansen!

Sie haben gewiß keine Ahnung davon gehabt, wie sehr Ihr heutiges Gespräch das innere Mark meines Lebens angegriffen hat, und wie tief ich eine, freilich höchst leichtsinnige, Jugendthorheit büße. Möge die Eile, womit diese Hand die Feder führt, mich entschuldigen, wenn ich nicht so deutlich, nicht so gesammelt Ihnen den Aufschluß über eine Thatsache gebe, durch deren Enthüllung die fernere Ruhe Ihres Lebens bedingt ist, aber auch gewiß herbeigeführt werden wird.

Sie wissen, daß ich für das Haus B. und Compagnie meine Reisen als Commis begann. Ich war damals ein junger, lebensfroher Mann. Geschick zum Geschäft, wie ich es in keinem gewöhnlichen Grade besaß, ein freundliches Benehmen, sicherten mir eine angenehme Existenz. Mein harmloses, freundliches Wesen aber kam mir be-

sonders bei dem Smuggelgeschäft zu Statten, das ich bald darauf zu treiben anfing, und durch welches ich von dem reinen Gewinn einige Procente erhielt, welche den Grundstein meines jetzigen beträchtlichen Vermögens bildeten.

Unter den vielen Orten, welche ich damals bereisen mußte, um die amerikanischen Waaren, zum weitern Versenden in die französischen Districte, aufzustapeln, gehörte auch Untersen, das ich von Haseldorf aus, von wo ich mit den Engländern auf der Elbe communicirte, in den Jahren 1807 und 1808 besuchte. Komisch genug ist es, daß ich Untersen, obgleich ich mehr denn zwanzig Male dort gewesen bin, nie bei Tage gesehen habe. Ich hatte dort gewöhnlich nur unsere Conferenzen mit unsern Agenten, leitete die nächtlichen Packereien in stiller Nacht, und kehrte gegen die Morgendämmerung in mein Standquartier Haseldorf zurück. Gewöhnlich wurde bei solchen Zusammenkünften gezecht, und besonders viel Champagner getrunken. Hierdurch, so wie

durch die sich immer wiederholenden körperlichen Strapazen, mag ich den Grund zu dem Keim des Todes gelegt haben, der bald sein Saatfeld in Asche verwandeln wird.

Im Anfang des Jahres 1808 erschienen geschärfte Verordnungen gegen die Smuggelei; Husaren, die man spottweise die Kaffeereiter nannte, wurden, um uns zu beobachten, in den Ort gelegt. Bald darauf erschien aber ein so erhöhter Tarif, daß alle Hamburger Häuser, welche damals Waaren in Holstein lagerten, mit dem unfehlbarsten Sturz bedroht wurden, wenn sie zu dem durch seinen Transport so theuren Einkauf noch den hohen Zoll bezahlen mußten. Jetzt war guter Rath theuer.

Die Untersener sind ein gutes, aber plauderhaftes Völkchen, und wird diese Untugend noch durch den Umstand schwerer auszurotten, weil jedes dritte Haus ein Wirthshaus war, und ein solcher Wirth von der Hohnebrücke bis zum Loh nicht wohl gehen darf, ohne bei allen seinen Collegen vorzusprechen, zu nippen, zu zahlen und

das Gespräch des Tages durchzunehmen. Wir hielten uns daher nirgends mehr sicher. Vor Allem hatten wir Verdacht auf den Kaufmann Peter Mohr, bei dem der Husarenrittmeister im Hause wohnte, und der in öffentlichen Wirthshäusern, besonders bei Staats Cöle, als ein Napoleonisch-Gesinnter, unser Smuggelgeschäft wie eine sündliche Handlung verdammte.

Da fiel es einem unserer Collegen ein, unsere köstlichsten Waaren in den unbenutzten Stall des alten Probsten, der auf dem Klosterhof liegt, heimlich zu bringen und zu bergen. Wir waren sicher, daß die Douanen und Husaren hier nicht suchen würden, obgleich am dritten Tage eine Haussuchung angeordnet war. Rasch wurde ein Nachschlüssel gemacht, und die beiden folgenden Nächte zur Bergung des Indigo und anderer kostbaren Artikel bestimmt; die dritte Nacht aber wollten wir, um jeder ferneren Veration dort zu entgehen, die Sachen auf gut Glück über Haseldorf nach Hamburg einsmuggeln.

Wir waren mit Blendlaternen in der Mitternachtsstunde bei unserer Arbeit beschäftigt, als die angelehnte Thür sich öffnete, und ein junges, wunderschönes Mädchen mit offenen, starren Augen hereintrat und unserer Arbeit zusah, indem sie ausrief: »Ich wünsche, daß Ihr nicht verrathen werdet. Aber man spricht viel von Euch, und daß Ihr Contrebande bergen sollt. Der Rittmeister hat heute darüber bei Tisch zum Vater geredet. Dem Reinhold ist man besonders auf der Spur. Wer ist das von Euch?«

Ob meine Betroffenheit mich verrieth, oder ob meine Collegen auf mich zeigten, ich weiß das nicht mehr. Aber kaum hatte sie mich unterschieden, als sie zu mir trat und zu mir die Worte sagte: »Gott, was sind Sie lieb und schön, wer Sie sieht, muß Sie ewig lieben.« — Lächelnd dankte ich dem jungen Mädchen für dies Compliment. Sie wich nicht von meiner Seite, und sagte mir so viel Verbindliches, daß bald mein Herz oder meine Eitelkeit, von dem

naiven Geständniß ergriffen, eine Wechselwirkung empfand.

Auf die Versicherung eines treuen Arbeiters, daß das Mädchen eine Somnambüle, die ohne Erinnerung an ihre nächtlichen Wanderungen am Tage sei, wurden meine, durch diesen unangemeldeten Besuch im Anfang höchst erschreckten Collegen beruhigt; als sie aber, nach ihrem endlich, mit dem Versprechen, morgen wieder zu kommen, erfolgten Weggange erfuhren, daß sie eine Tochter des Kaufmanns Mohr sei, ergriff Alle Furcht vor Verrath. Vor Allen polterte ein gewisser Westermann, ein Belgier, der mit der größten Rohheit behauptete, man müsse das Kind unschädlich machen, sollte es auch mit Gefahr des eigenen Lebens sein.

Wir arbeiteten noch bis zum Morgen hin, und beendeten unser Geschäft so weit, daß wir in der folgenden Nacht noch höchstens eine Stunde zu schaffen hatten.

Als ich am andern Abend in das Zimmer trat, wo wir gemeinschaftlich soupirten,

fand ich die Collegen in großer Weinlaune. Bei meinem Erscheinen fingen sie an zu kichern und heimlich zu flüstern. Verdroß mich das, oder war ich von der gestrigen Arbeit erschöpft, — ich genoß nur wenig Wein, und wurde bald berauscht.

Da mahnte es zum Aufbruch. Wir schlichen in den Stall. Aber unsere Arbeiter waren vorausgegangen, und hatten schon Alles beschafft. Ein gewisser Steller, der noch in Amsterdam lebt, hatte unter einem großen Mantel, der einem Predigerhabit glich, einige Flaschen Champagner getragen, welche er unseligerweise abermals unter uns kreisen ließ.

Da öffnete sich die Thüre, und wieder trat Ihre Lucie ein. Als ob keine Personen sonst gegenwärtig wären, suchten ihre Augen nur mich, und indem sie sich mit der größten Zärtlichkeit an mich schmiegte, rief sie aus: »Habe ich nicht Wort gehalten, mein Geliebter, und mich nicht treulich wieder zur bestimmten Stunde eingestellt?« — Dann fuhr sie fort: »Heute war wie-

der die Rede von Deiner Smuggelei. Ich erröthete, ſagte aber nichts; — ich verrieth Dich nicht, weder gegen den Vater, noch den Rittmeiſter.«

Dieſe letzten Worte veranlaßten Luciens Unglück. Einige meiner Kameraden riefen mich in eine Nebenſtube, indem ſie die Somnambüle, welche mir durchaus folgen wollte, mit Gewalt zurückhielten. Sie eröffneten mir hier, daß Vermögen und Ehre aller ihrer Häuſer durch den möglichen Verrath der Kleinen, den ſie an des Vaters Tiſch ſchon durch ihr Erröthen begangen habe, auf dem Spiele ſtänden, und verlangten von mir, wenn man nicht zu noch entſetzlicheren Maßregeln ſchreiten ſollte, daß ich die Kleine in die Kirche locken, dort durch Nennung ihres Namens erwecken, und am Altar einen Eid der Verſchwiegenheit ablegen laſſen ſollte.

Beſtürzt, berauſcht, wie ich war, willigte ich in den unpolitiſchen, ungerechten Vorſchlag. Ich forderte die Kleine auf, mit in die Kirche zu gehen; ſie gehorchte. Der

Stall ward verschlossen; die Andern folgten, welche uns durch das offene Beinhaus in die Kirche führten. Wir traten in das Gotteshaus; einige Laternen wurden auf den Altar gesetzt, und ich weckte durch den Ruf »Lucie« die Schläferin.

Ihr Erwachen war plötzlich. Aber ein wie großes Entsetzen sie befiel, sie faßte sich wunderbar. Als man von ihr verlangte, daß sie nichts von dem verrathen solle, was sie im Stalle gesehen, wobei Einige ein Wort von Contrebande fallen ließen, leistete sie, wenn gleich zitternd, den verlangten Eid in meine Hand.

Heftig preßte ich, von Liebesglut durchdrungen, die Kleine in meine Arme, welche wenig Widerstreben bezeigte und mich ungemein zärtlich anblickte. Da sprach der tolle Westermann, vermummt als Geistlicher, im Predigerton: »Meine lieben Kinder, wechselt die Ringe und empfangt den Segen!« — »Ja,« rief ich, »laß sie uns tauschen!« und indem ich ihr einen kleinen Ring von der Hand streifte, ihr den mei-

nigen vom kleinſten Finger zurückgab, ſagte ich: »Meines Bleibens iſt hier nicht mehr, mich rufen höhere Pflichten! Aber in fünfundzwanzig Jahren feiern wir mit der ſilbernen unſere eigentliche Hochzeit. Wir wechſeln dann die Ringe wieder.«

»Wehe dem, der nicht Wort hält!« rief Lucie begeiſtert. Dann aber legte ſie die Hand an die Stirne, und indem ſie mit ſinkender Stimme hinzufügte: »Ach, es iſt wohl Alles nur ein Traum!« fing ſie bitterlich an zu weinen. — Der Scherz fing an, mich zu gereuen. Meine Collegen ſchlichen ſich fort; noch immer lag Lucie ſchweigend in meinen Armen. Da führte ich auch ſie endlich aus der Kirche, und zwar nach dem Baumhofe. Hier verließ ich ſie, um meinen Weg über den Deich nach der Fähre einzuſchlagen, wo jenſeits meine Pferde mich erwarteten.

»Halte Wort in fünfundzwanzig Jahren!« waren ihre letzten Töne, welche mit ihrem heftigſten Geſchluchze in mein Ohr drangen.

Als ich am andern Morgen in Hasel-dorf erwachte, fand ich mich außer Stande, aufzustehen. Ich wurde mehre Tage bett-lägerig, und mußte die glücklich gerathene Versendung der Waaren ohne mich geschehen lassen. Noch an demselben Tage erhielt ich übrigens einen Brief von meinem Hause, der mich nach Tönningen rief.

Nie war ich wieder in Untersen, so oft mich das Bild der süßen Lucie umgaukelt hat. Bitter meine Thorheit bereuend, fürchtete ich die Strafe der Polizei, die Beschimpfung meines Namens und meines Hauses. Betrübend war es mir immer, als ich nach mehreren Jahren erfuhr, daß Lucie entschlossen sei, sich nicht zu verehelichen. Diesen Felsen der Angst nahm mir indessen die Nachricht, daß sie Gattin eines Schiffers geworden sei. Ihren Namen hörte ich damals nicht, und lernte ihn erst später kennen. Der Zufall will, daß ich Ihre Frau nie, oder nur im Vorübergehen gesehen habe.

Höchst merkwürdig und auffallend bleibt

es aber, daß Sie eine täuschende Aehnlichkeit mit meinem früheren Aussehen hatten, die Lucie, welche mich nur in der Nacht und in einem so exaltirten Zustande gesehen, wohl täuschen konnte.

Vergebt mir, und besonders Du, gute Lucie, die Du an der Seite des braven Hansen, und als Mutter von zehn blühenden Kindern, ein glücklicheres Loos gefunden hast, als Dir mit mir zu Theil geworden wäre.

Ich kann nichts thun, als durch mein Testament eine irdische Vergütung für so lange geraubten Frieden bieten. Mein Weg geht nach Italien, nie kehre ich wieder.«

IV.

Schluß.

Mit steigendem Interesse hatte Hansen die Zeilen gelesen; mit Beruhigung und Frieden beendet. Am folgenden Morgen schlich er

zu seinem Weibe, das ihn noch immer stumm ansah. »Lies,« sprach er, ihr Reinholds Brief überreichend, »diese Zeilen des Friedens.« — Lucie nahm sie, Hansen verließ das Zimmer. Als er nach einer Stunde wiederkehrte, fand er sie lächelnd in Thränen und ungemein zärtlich.

»Ich bin geheilt von meiner fixen Idee,« rief sie. »Ja, es ist Alles so, wie es in dem Briefe steht. Der Gedanke, ob das Erlebte Wahrheit oder Traum sei, hat mich fortwährend schrecklich gefoltert, fünfundzwanzig lange Jahre! o, ich bin aus einem schweren Traume erwacht.« — Dabei gestand sie, daß sie sich der Scene im Stall des Probstes durchaus nicht erinnere.

Da traten die Kinder in die Stube, und erkundigten sich, guten Morgen wünschend, nach dem Befinden der Mutter. —

Nachdem sie diese geherzt, geküßt und entlassen hatte, fragte Hansen seine Frau schelmisch: »Wann ist nun eigentlich unsere Hochzeit?«

»Wann Du willst,« lächelte das Weib verschämt.

Der nächste Sonntag sah die stille, lang' aufgeschobene kirchliche Feier.

Peter Hansen lebt glücklich mit Weib und Kindern, und ist noch kürzlich mit ihnen, aber froher als sonst, in Untersen gewesen. Das Testament des am 25. April 1833 zu Livorno verstorbenen Reinhold hat die Hansensche Familie unabhängig gemacht.

Ich grüße Euch, Ihr guten Untersener, und rechne durch diese Aufklärung auf den Dank Eurer nun befriedigten Neugierde. Pax vobiscum!

Der Amsterdamer Leichenstein.

Auf dem Kirchhofe zu Amsterdam soll sich ein Leichenstein befinden, der folgende komische Inschrift enthält, die manche alte Jungfer schon im Stillen als »wohl wahr« bekräftigen wird. Ich gebe sie den süddeutschen Lesern in treuer Uebersetzung:

»Hier liegt Margrete Agd,
Des Herren keusche Magd;
Daß Niemand sie gefreit, nahm sie sich nie zu Herzen,
Doch daß sie nie gefragt, das konnt' sie nie verschmerzen.«

Die Geschichte vom siebenjährigen Kriege.

In einer kleinen preußischen Stadt lebte vor mehreren Jahren ein Wirth, welcher die üble Gewohnheit hatte — wie ein Geisenheimerscher Uhrschlüssel, Ein Stück spielend — seine Gäste immer mit einer und derselben Erzählung, »die Geschichte vom siebenjährigen Kriege« genannt, zu quälen. Vergebens hatten die Gäste sich die ewige Wiederholung der Schnurre verbeten: der Gevatter Kurz bekam fast an jedem Abend einen Rückfall; alles Warnen war vergebens; ohne Gedächtniß, wie eine Fliege, erzählte er — wie ein Vogel in seinem Käfig zu hundert Malen sein eingelerntes Stückchen pfeift — wiederum seine Anekdote, als ob er es das erste Mal in seinem Leben thue.

Endlich beschlossen die dadurch höchst molestirten, mit seinen Getränken sonst wohl zufriedenen Gäste, ihn von dieser Erzählungs-

krankheit zu curiren, und ersannen deshalb folgende List.

Früh Morgens klopft ein Gast. »Herein!« — »Guten Morgen, Gevatter Kurz.« — »Guten Morgen.« — »Gebt mir einen spanischen Bittern vom Gesimse.« — »Den sollt Ihr haben.« — »Erzählt mir etwas Neues, wißt Ihr nichts?« — »Ei freilich! die Geschichte vom siebenjährigen Kriege.« — »Nun, her damit.«

»Seht, Gevatter,« versetzte Kurz hocherfreut, »die Geschichte is so. Enes Morgens wach' ich uf — es is mich so dämmerig — ick stoße mein Weib an. Du, sag ick, steh uf und lang' mich enen spanschen Bittern von dat Gesimse. Mein Weib stehk uf — sie schenkt ein — ick trinke — ick stehe uf — ick zieh' mir die Kleider an — ick geh' vor die Thür — ick seh' den Gevatter Seeler. — Ick sage: »Guten Morgen, Gevatter Seeler.« — »Guten Morgen,« sagt er. — »Wißt Ihr nix Neues?« — »Nix,« sagt er, »dat ick nich wüßte.« — —

Bei diesen Worten wird an die Thür

gepocht. Es tritt wieder Jemand ein, der einen ſpaniſchen Bittern vom Geſimſe begehrt. »Gevatter,« hebt er an, »Ihr ſeid mir noch die Geſchichte vom ſiebenjährigen Kriege ſchuldig.« — »Nu, die verzähle ick ja eben, Ihr ſtört mich ja nur. — Seht, die Geſchichte is ſo: Enes Morgens wach' ich uf — es is mich ſo dämmerig — ick ſtoße mein Weib an. Du, ſag ick, ſteh uf und lang' mich enen ſpanſchen Bittern von dat Geſimſe. Mein Weib ſteht uf — ſie ſchenkt ein — ick trinke — ick ſtehe uf — ick zieh' mir die Kleider an — ick geh' vor die Thür — ick ſeh' den Gevatter Seeler. — Ick ſage: »Guten Morgen, Gevatter Seeler.« — »Guter Morgen,« ſagt er. — »Wißt Ihr nix Neues? — »Nix,« ſagt er, »dat ick nich wüßte.« — —

Abermals klopft es. — »Herein,« ruft verdrießlich der unterbrochene Erzähler. Ein neuer, Schnapps begehrender Gaſt hemmt den Lauf der Rede. Nachdem indeſſen das Verlangte dargebracht iſt, wiſſen die Uebrigen wieder geſchickt das Geſpräch auf die Geſchichte vom ſiebenjährigen Kriege zu bringen, ſo daß

der Wirth, seiner zum Instinct gewordenen Leidenschaft folgt, und seine Geschichte erzählt.

So geht es fort, bis der Brauch von Sieben erschöpft ist, und die Umstehenden merken, daß der Erzähler für ewige Zeiten — wie ein Trinker durch üble, dem Schnaps beigemischte Medicin — curirt ist. Da denken die Leute: so laßt sie ihn doch einmal zu Ende erzählen, noch einmal Abschied nehmen von seinem getreuen Liebling. Noch einmal bitten sie ihn, und versprechen horchendes, geneigtes Ohr, wie ich es vom geneigten Leser erbitte.

Schwörend und hoch betheuernd, nie wieder die Geschichte zu erzählen, als jetzt zum letzten Male, beginnt er:

»Na, hört sie denn, die Geschichte vom siebenjährigen Kriege, zum allerallerallerletzten Male: — Enes Morgens wach' ick uf — es is mich so dämmerig — ick stoße mein Weib an. Du, sag ick, steh uf und lang' mich enen spanschen Bittern von dat Gesimse. Mein Weib steht uf — sie schenkt ein — ick trinke — ick stehe uf — ick zieh' mir die Kleider an

— ick geh' vor die Thür — ick seh' den Gevatter Seeler. — Ick sage: »Guten Morgen, Gevatter Seeler.« — »Guten Morgen,« sagt er. — »Wißt Ihr nix Neues?« — »Nix,« sagt er, »dat ick nich wüßte.« — —

Dat mich Keener kloppt! — und während wir da nu so stehen — der Gevatter Seeler und ick — und ick und der Gevatter Seeler — da passirt nischt — aber gleich druf hören wir — klabakker, klabakker — und da kommt en Husar die Straße herunter und heruffer gesprengt. — »Gebt Acht,« sag' ick, »Gevatter Seeler« — und während ick das sagen thue — so kommt noch en Unterofficier mit zwee Mann angeritten. — »Gevatter,« sage ick, »gebt Acht, das giebt den siebenjährigen Krieg — und den gab es och.«

Die Geschichte vom dreißigjährigen Kriege.

Zwei mißvergnügte Eheleute saßen an einem Abend in der Schneiderstunde zusammen. Da entfuhr dem gefühlvollsten Theile von beiden Ehehälften ein tiefer Seufzer, und näher dem Gemahl — wie in dem letzten Acte eines Iffland'schen Familienstücks — rückend, lispelte sie leise: »Weißt Du denn, mein Kind, was übermorgen für ein Tag ist?« — »Nein,« versetzte der Mann. — »Uebermorgen, entgegnete sie, »sind wir fünfundzwanzig Jahre verheirathet; wollen wir nicht diesen heiligen Tag feiern?«

»Ach, laß das gut sein, mein Kind, das wäre für uns eine unpassende Solennität,« bemerkte der Mann. »Laß uns lieber noch fünf Jahre warten, und dann an diesem Tage den dreißigjährigen Krieg feiern.«

Nordische Blüthen.

Erzählungen und Novellen,

herausgegeben

von

Theodor v. Kobbe.

Mit Beiträgen von A. Däves, Dr. Carl Iken, Dr. Carl Meyer, Dr. J. Ch. H. Gittermann, L. W. C. von Halem, Hedwig Hülle, A. von Rennenkampff und von dem Herausgeber.

Bremen,
Verlag von A. D. Geisler.

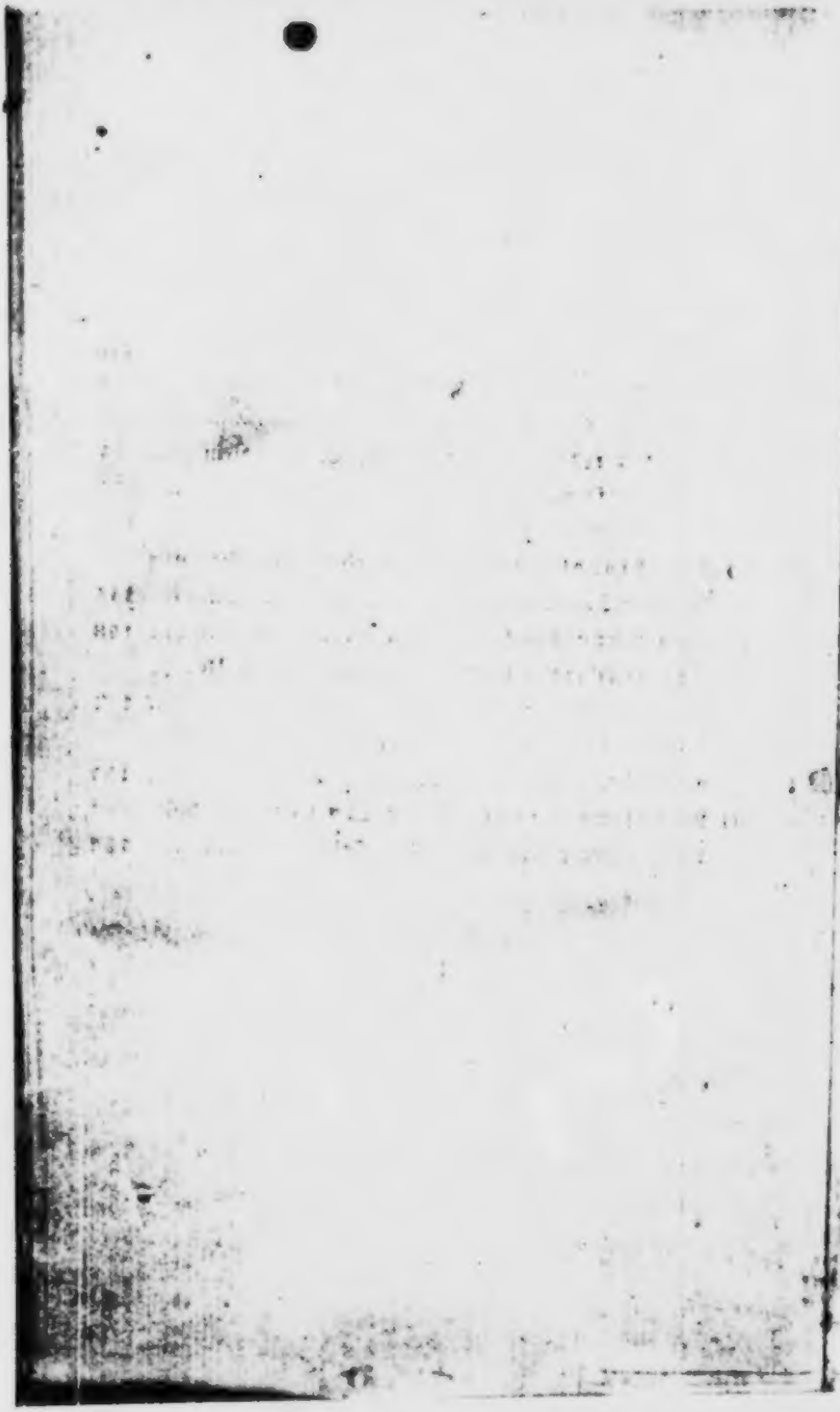
1835.

Kgl. Priv. Bibl.
Berlin

Druck und Papier von Fr. Vieweg und Sohn
in Braunschweig.

Inhalt.

	Seite
1) Nie das Ersehnte, von H. Hülle	1
2) Poesien von Ruperti	48
3) Roms Victoria, von L. W. C. v. Halem	65
4) Die Kleine, von A. v. Rennenkampff	75
5) Messenisches Lied, von C. Iken	106
6) Die Leopoldshöhle, nach einer Volkssage von A. Däves	115
7) Das Adonisfest, von Dr. K. Meyer	128
8) Die glückliche Unbesonnenheit, von Dr. J. Ch. H. Gittermann	141
9) Das Lied vom Schloß Eberstein, von Theod. v. Kobbe	152
10) Napoleon Hannibal Scipio Meyer, historische Novelle von Theod. v. Kobbe	154



Nie das Ersehnte.

Von

Hedwig Hülle.

1.

Im Lustschloß des Herzogs wurde offene Tafel gehalten. Der Saal des Pavillions, dessen hohe Glasthüren weit geöffnet standen, war nur durch einige Schritte Weges und durch ein weitstäbiges Eisengitter von der öffentlichen Promenade getrennt. Die Pforten desselben waren aufgethan, um dem bescheiden ab- und aufgehenden Volke aus allen Ständen den Anblick des festlichen Mahles, das die Gegenwart hoher Gäste verschönte, zu vergönnen. Um die köstlich besetzte Tafel saß ein Kreis glänzender Männer und anmuthig schöner Frauen, deren reiches Geschmeide vom Glanz lichtvoller Augen beschämt wurde. Goldpokale blinkten, und ihr Inhalt begeisterte die Männer zu lachender Rede, während heitere Worte von rosigen Lippen hindurchtönten, wie Abendglocken durch leise Donnerklänge. Leichtfüßige Diener bewegten sich behende um die Tafel; der schönste von ihnen, halb noch ein Knabe, gekleidet

det nach Art der Edelknappen früherer Zeit, stand hinter dem Stuhle der Prinzessin. Sein bleiches, doch jugendlich volles Gesicht, schöne, aber etwas starre Augen und eine eigene Haltung des Körpers machte ihn zu einer lebenden Statue, welche still das bunte Bild zu betrachten schien. Alles in dem hohen Saale war Schmuck und Pracht, vom Getäfel des Bodens bis zum Plafond, unter welchem ein Netz von Blumen hingezogen war, und von Außen her strömten süße Düfte aus dem Tempel der Natur in den des Ueberflusses ein. Musik unterbrach abwechselnd die immer mehr von froher Begeisterung zeugende Rede, wie der Sturz des Waldstroms den Gesang des Vögelchores, und die Zuschauer, die ab und an recht sehnsüchtig nahe kamen, hatten ein volles Bild irdischer Pracht und Herrlichkeit vor Augen. Zur Rechten des Fürsten saß Prinzessin Rosalie. Oft neigte sie, grüßend mit unaussprechlicher Anmuth, das schöne Haupt der Menge zu, wenn ein Blick von dort, wo jedes Auge nur sie zu erreichen suchte und die Mutter ihr Kind in die Höhe hob, daß es den Engel sehen möge, dem ihrigen begegnete. — O ihr hochgestellten Edlen, wenn ihr wüßtet, wie doppelt hell ein gütiger Blick, ein wohlwollendes Lächeln von euch in den Herzen der weniger Begünstigten sich abspiegelt; wie groß und umleuchtet euer Bild dann wird, von den köstlichsten Per-

len eingefaßt; — ihr würdet verstehen, daß man die Höhen nur sucht, um die Sonne schöner aufgehen zu sehen, und öfter lächeln! —

Rosalie, des Landes Stolz und Freude, war so fromm wie schön; aus ihrem dunkelblauen Auge leuchtete heller Verstand, selbstvergessende Güte. Ein errungener Friede schien die lebhaften Mienen der achtzehnjährigen Huldin gemildert zu haben, denn der Eindruck ihres Wesens war geeignet, dem Beobachtenden Wehmuth zu erwecken. Sanft, wie eine gedämpfte Laute, tönte ihre Stimme; doch wenn sie in ein Gespräch einging, verstummte der sie umgebende Kreis, wie auf das Echo ferner Abendflöten gelauscht wird, um keinen verschwebenden Ton zu verlieren. Sie trug heute himmelblauen Atlas und ein reiches Perlengeschmeide, und, da ihr Namenstag gefeiert wurde, einen Kranz von sorgsamer Hand gepflegter Moosrosen in den goldbraunen Locken, schräg die prächtige Stirn beschattend. Das schöne Haupt neigte sich auf die Seite, als sei selbst die Blumenkrone zu schwer für dasselbe, nach dem Herzen hin, wo ein Geheimniß ruhte, das sie sich selbst kaum gestehen durfte. — Nur Einer in dem glänzenden Runde erkannte das Unausgesprochene: Graf Alexis las durch den Schleier der Ruhe, mit welcher ihr Auge ihn anblickte, die tiefe Schrift des jungen, kämpfenden Herzens.

Der ernste Herzog, in dessen Entschluß Rosaliens Geschick schon vorbereitet lag, kannte die verschwiegenen Flammen, doch lächelte er; die Unterordnung des Herzens am Throne war ihm Gesetz geworden. Und heute sollte den Gefühlen in des Grafen Brust für immer ein Damm gesetzt werden, so glaubte er.

Der Hofmarschall erhielt ein Zeichen, die Becher wurden erhoben, und rings ertönte ein lautes Lebehoch dem Kronprinzen von *** und seiner Verlobten, Prinzessin Rosalie. — Sie zitterte leise; Alexis männliche Fassung siegte über das stürmende Herz, doch, gleich einem bösen Omen, sank der Diener der Prinzessin zugleich leblos zusammen, indem ein Glas mit frischem Quellwasser, welches er ihr hatte reichen wollen, in Scherben fiel, und der Inhalt zum Theil der Prinzessin Kleid überschüttete. Der Herzog blickte unwillig zur Seite nach dem ängstlich zur Besinnung kehrenden Diener, welcher entfernt wurde, und sagte: »Ich erinnerte längst, daß der Schwächling nicht taugt zum Dienst bei Tafel.«

Flehend erwiederte bewegt die Prinzessin: »Es ist ja nur ein beschädigt Kleid! Die sterbende Mutter Bernhardin's erhielt von mir die Zusage nachsichtiger Güte. Verzeihung!«

Der Herzog hatte Grund, der Tochter Wunsch gern zu willfahren. »Heute herrsche nur die Freude,« entgegnete er, »so mag er bleiben, und ich will den

neuen Fridolin nicht zum Eisenhammer schicken.« Die Prinzessin lächelte; der Fürst aber fuhr fort:

»Der Vorfall mit dem modernen Pagen möchte unseren fremden Gästen räthselhaft scheinen, wir wollen eine kurze Erklärung seiner Existenz geben. — Die Frau des Gartenmeisters,« begann er,»die früher einen Dienst bei der hochseligen Herzogin hatte, und der Fürstin persönlich werth war, nahm einen verwaisten Knaben, den Sohn eines Pfarrers, welcher ihr verschwägert war, zu sich. Mit ihrem eigenen Kinde, einem Mädchen, zog sie ihn auf, und zur Zeit des Sommers, wenn die Herzogin mit der Prinzessin hier ländlich verweilte, wurde den Kindern, die eine, den Verhältnissen nach, vorzügliche Erziehung genossen, zuweilen erlaubt, der wenig älteren Prinzessin bei den Spielen der Kindheit unter Aufsicht nahe sein zu dürfen. Als aber einst die zum nächsten Schutz der Prinzessin beorderte Wartefrau nachlässig sich in eine Allee entfernt, nähern sich die Kleinen dem Bassin einer Fontaine; der Knabe schwingt sich auf den Rand und stürzt hinab. — Die Schwester ist zu klein; die Prinzessin aber lehnt sich schnell über den Marmorrand, und, den Knaben am Saum des Gewandes erfassend, ruft sie aus allen Kräften nach der Aufseherin, die in Todesangst naht und den Knaben der Pflegemutter überbringen läßt. Sie selbst eilt, der Prinzessin, die

ihrer Heldenthat sich händeklatschend freut, ein beruhigend Pulver zu geben. Die pflichtvergessene Bedienstete wurde ohne Gnade verabschiedet, auch wurden die Spiele nicht mehr gestattet. Der gerettete Knabe nun, über dessen junges Gemüth von da an sich ein melancholischer Ernst verbreitete, hing mit schwärmerischer Dankbarkeit an der Prinzessin, und war nicht eher über die Vorstellung, daß er derselben durchaus sein Leben schuldig sei, zu beruhigen, bis ihm, als er heranwuchs, durch Vermittlung der Pflegemutter die Gnade erwirkt wurde, es der Prinzessin im treuesten Dienste widmen zu dürfen, welches vornehmlich darin besteht, daß er die Blumen der Retterin pflegt und bei Tafel sie bedient. Doch so treu er dies thut, so ist seine Weichheit lästig. Auch diese Scene war Folge seines überreizten Zustandes: die Furcht vor oft angedrohter Dienstentlassung ließ ihn die Besinnung verlieren, als der Becher zerschellte. Auch bei diesem Sonderling,« setzte er bedeutungsvoll hinzu, »bewährt sich der nicht genug zu würdigende Satz, daß kein Wesen aus der ihm angewiesenen Sphäre rücken soll. Der Knabe hatte leider die Bibliothek seines Vaters geerbt, er genoß überflüssigen Unterricht, las den Blumen den Homer vor und phantasirte mit Jean Paul bei Sonnen- und Mondenschein. Wie den ewigen Sternen, so sind auch den Menschen ihre Kreise an-

gewiesen, über die hinaus sie Nichts verlocken sollte. Aber das will Alles mit wächsernen Flügeln zur Sonne!«

Er schwieg, nicht unverstanden von Vielen seiner Umgebung. — Manche schmeichelnde Lippe aber pries den kindlichen Heroismus Rosaliens, sie wurde eine zweite Tochter Pharao genannt. Der gewohnte Weihrauch berauschte sie nicht; sie zerpflückte das herzgeformte Blatt einer sich auflösenden Rose. Nur Alexis bemerkte es, und eine Saite seines Innern wurde schmerzlich angeregt.

Nach einer Weile war die Scene verändert, und die Prinzessin eröffnete mit dem fremden Gesandten den Ball. Mit schwerem Herzen schwebte sie leicht wie der Zephyr dahin auf der spiegelglatten Fläche, die ihr schlanker Fuß kaum berührte. Die Aeußerungen: »welche Haltung! welche Engelgestalt! die schöne, glückliche Braut!« gingen flüsternd von Mund zu Munde. — So wandelt oft die Seele des Menschen im Zypressenhaine, während der Leib von Prunk umgeben, der Pfad von tausend Sonnen des Glücks und Ruhmes umleuchtet ist. —

Der Graf vermochte nicht zu tanzen; vergebens harrten die Schönen des Hofes. Als schon die Carossen mit ihnen zur nahen Residenz eilten, suchte sein Fuß noch den Garten, die romantischen Gänge des Parks, die der Mond erhellte mit ungewöhn-

lichter Klarheit. Kein Blatt in den hohen Acacien belebte die Luft. Nichts störte ihn. Er dachte viel, und nichts Bestimmtes, außer ein Bild, das nie von ihm ließ. Er verstand sich eben darum nicht mehr, und hatte sich doch auch seitdem erst erkannt in dem wahren Bedürfniß seines Herzens, seiner Seele. Eine Reihe von Bildern zog an seiner Vorstellungskraft ungerufen vorüber, alle zerrannen in Dunst, bis auf Eins; — doch auch das schwebte hin und über allen thronte — Rosalie. Er kam sich vor wie ein Maler, der alle Schulen besuchte, nirgend befriedigt, weiter strebte, bis ein Bild der Madonna ihm gelang treu aufzunehmen, in seiner Brust es abspiegelnd. — Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. Er blickte auf, und sah zwei Sterne sich an die strahlende Brust sinken. — »Das war schön,« sagte er halb laut, »kein Swedenborg braucht mir diese Sprache zu deuten, dort sind wir eins, kein Kronenerbe entreißt sie mir jenseits!« — Sein von Grund aus weiches Gefühl nahm eine religiöse Richtung. Er ging sinnend vorwärts. Ein ihm entgegen wogendes Duftmeer zog ihn aus den von Licht durchspielten Gängen zu einem freien Platze hin, wo, von unzählig verschiedenen würzigen Stauden eingehegt, ein Springquell rieselte mitten in dem Rosenhaine der Prinzessin. In tausend mattbeleuchteten Perlenschnüren fiel die helle Wasser-

säule zu ihrem Ursprung zurück. Ihr Geplätscher bildete die einzige Stimme der Nacht. Hohe Statuen schufen, in ihrer leblosen Ruhe lange Schatten werfend, einen interessanten Contrast zu diesem lebendig fluthenden Element. Alexis stand still, als ob er diesem Zauberkreise, wo er so oft die Prinzessin hatte wandeln sehen, nicht ungestraft nahen dürfe. Da schien es ihm mit einem Male, als ob in der Nähe der Fontaine, mitten unter Rosen, sich noch kin lebendes Wesen bewege. Bald sah er deutlich eine Gestalt auf dem Rasen knieen. Halb unwillkürlich trat er hinter eine laubumrankte Vesta. Da vernahm er leise aber deutliche Worte durch die laue Nacht. Die weiche Stimme schien ihm bekannt:

„Süßduftende Rosen, eure Königin wird euch verlassen; wißt ihr es schon? — Wie vergänglich ist Alles, wie vorübergehend! Euch wird auch bald der Sturm treffen; ihr verblüht, ungesehen künftig von dem schönsten Auge. — Ich werde hier bleiben und vergehen, wie ihr. — Werden nicht auch die Wangen ihr noch mehr bleichen, da sie sich losreißen muß? — Wahnsinnigen wurde die Gabe des hellen Blickes, warum mußte ich die stille Neigung erkennen. — Armer Graf! — Arme Prinzessin! — Eine Last unsäglicher Schmerzen preßte mir heute die Brust, als ich hinsank. — Keine lebende Seele ahnte, was mich quälte, gewiß. — Warum habe

auch ich ein Herz empfangen, Augen, die nicht ungestraft den Himmel sehen konnten! — Wie die Sterne auf euch herableuchten, Rosen, und die Sonne euch Leben giebt, so stand mein dürftig Dasein im Schutz ihrer Engelgüte; und jetzt?« —

Es war Niemand anders, als Bernhardin; er ging zur nahen Fontaine, kniete nieder und legte das Lockenhaupt auf den Marmor, während der Graf leise folgte.

»Kühle dich, brennende Stirn,« flüsterte er, »ach, hier rettete mich einst eine Engelhand. — Hier könnte ich jetzt mich von unsäglichem Weh erlösen.« — Er stand auf und schaute in die perlende Fläche, dann zum Himmel. Der Graf fürchtete für den sichtlich Kranken, er trat hinzu. — Der Angeredete ließ die Arme schlaff sinken und sah ihn mit großem Blick an.

Des Grafen Gesicht glühte nach der Entdeckung. »Unseliger,« sprach er gedämpft, »hast Du in die Sonne geschaut? — Was irrst Du umher, gleich einem Mondsüchtigen, der Träumen nachgeht und zuletzt von erkletterten Höhen stürzt!«

Wie vom Blitz durchzuckt entgegnete leise, grauenhaft erfreut über ein Mittel, sein kühnes Geheimniß zu verhüllen, der Jüngling: »Ja, ich bin wahrlich mondsüchtig, bei den Elementen, Herr Graf!

Habe ich tolle Dinge geredet, so glauben Sie, es war Folge dieser Krankheit.«

Er zitterte aber, und wurde zusehends blässer.

Gütig äußerte der Graf keinen Zweifel an der Wahrheit: »o armer, guter Bernhardin,« sagte er, »wie ist Dir zu helfen?«

»Mitleiden, ach süßes Mitleiden!« rief leise der Hinsinkende, und der Graf, noch mehr bestürzt, legte ihn sanft auf den Rasen nieder. Dann schöpfte er in hohler Hand Wasser aus dem Springquell, und benetzte mit Samariter-Güte die Schläfe des Ohnmächtigen, der, das Bild eines sterbenden Endymion, im bleichen Mondstrahl lag.

Noch dachte der Graf, wie er ihn entfernen möchte, da das Haus des Gartenmeisters am fernsten Ausgange lag, als er — ein neues Abenteuer — eine schlanke Frauengestalt auf sich zueilen sah.

»Bist du wieder so spät im Garten, lieber Bernhardin,« sagte eine sanfte Stimme, und eine weiße Hand reichte sich dar, indem die Eigenthümerin auch schon, ihren Irthum erkennend, mit jungfräulichem Erschrecken einen Schritt zurücktrat. Der Graf aber, froh, Hülfe zu finden, erfaßte dennoch die Rechte der anmuthigen Blondine, und führte sie zu dem Kranken.

»Eine leichte Ohnmacht, vielleicht in Folge der schwülen Nachtluft, hat ihren Freund befallen,«

sagte er, »wir müssen ihn fortzubringen suchen.«

»O mein Gott!« seufzte sie, indem sie niedersank und Bernhardin's Haupt sanft emporrichtete. Schnell sich besinnend zog sie mit der freien Rechten dann eine Phiole hervor, welche an ihrem Halse hing und stärkende Essenz enthielt. »Glücklich, daß ich dich habe,« sagte sie, vertrauend zum Grafen aufblickend, und ließ diesen das Glas öffnen, welcher mit Innigkeit auf die interessante Gruppe blickte. Das Mädchen lauschte bebend dem Erfolge ihrer Kur. »Er schlägt die Augen auf!« sagte sie nach einer Minute nicht ohne Leidenschaft; »er seufzt auf!« und große Thränen entquollen ihren Augen.

»Bist Du es, Mariane,« fragte matt der Jüngling, »und verschwendest wieder Deine reiche Güte an mir?«

»O sprich nicht von Güte, wo ich die liebste Pflicht übe,« klang es tiefsinnig zurück. »Aber lieber Bernhardin, wie konntest Du nur wieder so spät hier deinen Schwärmereien nachhängen, Du weißt, wie weh es mir thut, wie es Dir schadet, und wie unzufrieden mein Vater deßhalb, nur deßhalb mit Dir ist, wenn Du zur Sommerzeit hier verweilst. Ach, thue es nicht mehr! Komm, ich führe Dich durch die Orangerie seitwärts zu Deinem Zimmer. Aber bist Du auch stark genug wieder? sonst lehne Dich auf meine Schultern.«

Da erhob er sich, drückte ihr schweigend dankbar die Hand, und schickte sich an zum Fortgehen. »Mir ist wohler,« sagte er, und zum Grafen gewendet verbeugte er sich, die Augen gesenkt, auf eine ihm eigene edle Weise, die Hand aufs Herz: »Erlaucht, mein Dank ist stumm, wie meine Lippe beim Sonnenlicht.«

Der Graf verstand ihn, reichte ihm großmüthig die Hand und entgegnete: »Beruhige Dich, junger Mann, aber laß mich erfahren, daß Du dankbar bist gegen das liebende Herz, das so treu es um Dich verdient: — verkenne in Marianen Deinen sichtbaren Engel nicht. Gute Nacht!«

Marianens Wangen übergoß das tiefe Roth schuldloser Liebe; sie seufzte, verneigte sich und ging mit ihrem schweigenden Pflegebruder der Wohnung des Gartenmeisters zu. Der Graf schaute ihnen lange nach, und sah, wie liebreich die schlanke Jungfrau den Freund der Kindheit und Jugend führte. Er hatte sie oft gesehen, davon reden hören, daß Beide ein Paar werden würden; selbst die Prinzessin, wußte er, sah dies mit Theilnahme für ihre beiden Lieblinge voraus und wollte ihr Eden bauen helfen. Doch mit Schrecken hatte er in des unglücklichsten Dieners Herz jetzt einen tiefen Blick gethan, und doch wagte er nicht ihn zu verdammen. Er sah jetzt das weiße Gewand des Mädchens sich

im fernen Gebüsch verlieren, und Beide waren seinem Blick entrückt. Er dachte über die Irrungen und den Eigensinn des Menschenherzens nach. Diesen Beiden könnte ein Paradies blühen, wenn nicht jedes von ihnen einen Baum der Erkenntniß hätte, dachte er, sich entfernend. Dann suchte er sein Roß, und noch einmal umschauend nach dem Lustschloß, das so Köstliches umfaßte, sprengte auch er in die Residenz zurück.

2.

Der Herzog hatte seine Gemahlin früh verloren. Seine Ehe war eine dem Staatsinteresse gemäß verfügte gewesen, doch in seinem Herzen hatte tiefe Neigung Theil an dem Bunde gehabt. Die Fürstin, ein früheres Gefühl schwer bekämpfend, brachte ihr Herz zum Opfer. Der Herzog hatte es gewußt, und nichtsdestoweniger dringend geworben. Bei allem Hochsinn der Fürstin blieb daher immer eine Art Scheidewand zwischen ihnen. Drei schöne Töchter hatte sie ihm geschenkt, von denen zwei früh das gefundene Paradies der Mutter schauen sollten, und ihr dahin folgten, wo Kronen nicht das Höchste sind. Ueber den fürstlichen Mann hatte der Schmerz endlich kaum eine andere Gewalt, als ihn mit jedem Schlage mehr gegen seine Einflüsse

zu ſtählen und ihn feſter in ſeinen Grundſätzen und Anſichten zu machen, je mehr an mancher Ueberzeugung das Schickſal rüttelte. Die höchſten Wünſche ſeines Herzens und Ehrgeizes: die innige Liebe ſeiner Gemahlin zu gewinnen, und einen männlichen Erben ſein zu nennen, hatte ihm der Himmel verſagt. Daß Anderes ihn beuge, wollte er nicht, und ſo ſah mindeſtens kein Auge Thränen in den ſeinigen, als der Tod ihn in kurzem Zeitraum zwei Mal an den Sarkophag führte und ihm ſeine hingeſunkenen Schätze in den erblaßten Abbildern der Gattin zeigte. Die zwei inhaltvollen Sylben: »Dahin!« waren ſeine einzige laute Todtenklage, und keine Narben ſchienen die unſichtbaren Wunden zurückzulaſſen. Aber was ihm auch das Schickſal gegeben und geraubt, dennoch war eine tief warme Stelle in ſeiner Bruſt geblieben: die Liebe zum einzig übergebliebenen Kinde; und in herzberückender Vaterhoffnung ſah er früh die erblühende Roſe weit hinaus unter einem purpurnen Himmel thronen. Aber dieſe Sonne in des ſchroffen Mannes Bruſt trat vorzüglich nur dann hinter den Wolken ſeines ernſten Weſens hervor, wenn irgend ein Leiden die liebliche Tochter bedrohte; ſein Herz war eine Harfe, die nur im Sturme tönt. Roſalie hatte nach dem Tode der Mutter noch einige Kinderſeuchen zu überſtehen. Solche Perioden zogen die

Hülfe von dem Kern des Vaterherzens sichtlich ab. Sein Kabinet wurde alsdann nur für die dringendsten Angelegenheiten von ihm besucht, denn er theilte mit den Wärterinnen stumm die Pflege, mit höchster Geduld dem kranken Liebling Erquickung reichend, oder, bei zunehmender Genesung, unterhaltende Spiele bietend. War aber völlige Genesung eingetreten, so richtete er wieder ernst, nur aus anfangender Ferne, das obwaltende Augenmerk auf seines Lebens letzte Hoffnung. — So wuchs Prinzessin Rosalie heran, und mit ihr sproßten und grünten die weitstrebenden Wünsche des Herzogs, die der Himmel früh krönen zu wollen schien, denn der Kronprinz von *** ließ um die schöne fürstliche Blume werben. Der dadurch nur gehobene Stolz des Herzogs, so sehr er im Stillen triumphirte, ließ sich nicht gleich geneigt finden, und ließ den hohen Bewerber ohne Entscheidung, voraussehend, daß Zögerung seine Wünsche nur mehr beflügeln werde. Doch schien er geirrt zu haben, und die Sache zu ruhen. Rosalie, dem körperlich unschönen und nur von dieser Seite ihr bekannten Prinzen nicht geneigt, schwebte wieder leichter dahin, als sie hoffen durfte, den Goldstaub ihrer Jugendschwingen nicht allzu früh um unerwünschter Bande willen verwischt zu sehen.

In dieser Zeit kam Graf Alexis an den Hof,

eine ausgezeichnete männliche Schönheit, obgleich blond, wie das blondeste Mädchen, und eben so schneeweiß und eben so rosig. Hochgewachsen, und mit erhabenen Gesichtsformen beschenkt, mit einem freundlich gebietenden, Alles in seiner Macht habenden Auge, imponirte seine Erscheinung auf eine seltene Weise. Er war dem Fürsten persönlich empfohlen, da sein Vater diesem als jugendlicher Gefährte auf weiten Reisen sehr nahe gestanden hatte. Dies fortdauernde Interesse ward auf den Sohn übertragen, welchen der Herzog die Stelle eines Obersten bei seinem Garderegiment einnehmen ließ, da ein ausgedienter Veteran willig sich in Ruhestand versetzen ließ, und mit ergrautem Haar einem jungen Kriegsgott Platz machte.

Der Graf, früh in die Schule des Weltlebens getreten, von hellem Verstande, umfassenden Kenntnissen und lebhafter Phantasie, zog den schwer zu fesselnden Fürsten gleichwohl bald so an, daß seine Nähe ihm Bedürfniß wurde. In dem kleinen Abendzirkel des Fürsten durfte er selten fehlen, und oft seine einzige Gesellschaft, pflegten Beide im Zimmer auf und ab zu gehen und über politische oder andere Gegenstände in freundliche Disputationen sich zu verlieren. Solche geistige Zweikämpfe waren dem Fürsten besonders interessant, und bildeten während einer kurzen Dämmerungsfeier, die er liebte,

die ungehörte Ouverture des Abendvereins. Wurde dann von Bedienſteten der Vorhang des Lichtes aufgezogen, ſo erſchienen nach einander die wenigen Glieder deſſelben, welche mit ſeltener Ausnahme nur aus der Prinzeſſin, der Oberhofmeiſterin, dem Hofmarſchall, einem Fräulein und dem Hofmedicus beſtanden. Der Herzog war ein Feind von allen Spielen, außer dem Schach. »Es iſt das Spiel der Könige und Fürſten,« ſagte er, »das poetiſche Schlachtfeld, wo der Verſtand als ein guter Tactiker ſich zeigen kann.« Kleine Schachtiſche waren daher ſtets in dem kleinen Kreiſe zur Hand, und während von zarten Händen der aromatiſche Pecko bereitet ward, wurden an ſogenannten Schachabenden dieſe geordnet, und Paar und Paar ſetzte ſich zum verſchwiegenen Weisheitſpiel nieder.

Solche ſtille Abende waren ſehr verſchieden von den muſikaliſchen, deren jeder Wintermonat einige, mit weit ausgedehnterem Antheil, bot. Der Herzog wohnte dieſen ſelten bei, da er nur kriegeriſche Muſik liebte, und in den bunten Tongemälden, ſelbſt hochberühmter neuerer Meiſter, keinen Erſatz für die ſeelenwiegende Einfachheit älterer Componiſten fand. Nur dem lieblichen Geſange der Tochter lieh er gern ſein Ohr; pflegte erſt zu kommen, wenn ihre Parthie begann, und ſich leiſe zu entfernen, wenn ſie beendet war. Als aber Graf Alexis zum erſten Male dieſen

Harmonikatönen gelauscht hatte, fühlte er es schmerzlicher, als je, daß die Natur ihm eine süße Gabe versagt habe — die Stimme des Gesanges. Ein Schatten stahl sich über sein helles Gesicht, und dieser stets vergebens gehegte Wunsch regte auf's Neue seine Seele tief an. Es war ihm, als müsse er mit ihr einstimmen auf immer. Und hatte er vom ersten Erblicken gleich das harmoniereichste Wesen in ihr erkannt, vor welchem seines sich in Demuth beugte, bei allem Stolz: in jener Stunde erst traf sie durch ihren Gesang sein Herz, und er fühlte, auf immer. Er nahte ihr nach dem Concert. »Prinzessin, zu viel Herrliches macht stumm.« Er küßte die schöne Hand, und war durch diese Huld sehr beglückt.

Mit fast lachenden Mienen entgegnete sie: »Herr Graf, es ist schlimm, daß kleine Residenzen selten große Sängerinnen besitzen; könnten Sie hier Vergleiche anstellen, Sie würden meine Stimme, die wenig Stärke hat, vielleicht nur mittelmäßig finden.«

»Wer würde wagen, Irrlichter mit der Sonne zu vergleichen!« war die fast zu rasche Entgegnung.

»Sie sind Enthusiast, und gewiß selbst Sänger,« tönte es etwas ernster denn zuvor zurück; »geben Sie uns bald Beweise, daß auch dieser Vorzug Ihnen eigen ist.«

»Leider,« sagte er, »muß mir das Erwünschteste

versagt sein; ich habe die seltsame Eigenthümlichkeit, musikalisch zu sein, ohne es äußern zu können; wenn man den höchsten Sinn für Musik und das Unvermögen eigener Ausübung Musikalischsein nennen darf.«

»Gewiß, Graf; giebt es nicht unbezweifelt manches höchst poetische Gemüth, das nur seiner Schwungkraft keine sichtbaren Flügel zu geben vermag? — Aber ich möchte Ihnen Gesang wünschen, da ich den Mangel dieser Himmelsgabe nicht zu ermessen wage. Für das Unaussprechliche sind Musik und Poesie ja die einzigen symbolischen Zeichen,« schloß sie leiser, und das Notenblatt in ihrer Linken senkte sich. Nicht ohne einen leisen Anflug von Neid sah der Graf den Diener herbeieilen und es der schönen Trägerin entnehmen. Die Cederngestalt erhob sich darauf, und der Graf, ihre letzten Worte tief in der Seele, sagte mit Gefühl:

»Wie schön und wahr! glücklich, wem nicht Beides die Götter versagten.«

»Sie sind Poet?« fragte sie sanft, doch lebhaft zurück, »dann werden die herrlichen Lieder Albano's auch zu Ihrer Seele gesprochen haben. Den Sänger möchte ich auch persönlich kennen.«

Alexis war tief ergriffen bei diesen Worten; es zeugten seine Züge davon, und ein feuchter Glanz lagerte sich um seine Augen.

»Was ich der Welt verschwieg aus tausend Gründen,« sagte er, zu ihr hingebogen, »lege ich der reinsten Huld zu Füßen, — ich bin Albano.«

Darauf machte ein unaussprechliches Etwas Beide stumm, ein Gefühl innigsten Erkennens, worin Entzücken und Weh sich theilten.

»Ihr Geheimniß, lieber Sänger, werde ich treu bewahren,« sagte Rosalie mit fast bewegtem Tone, den Anstrengung vor all zu großer Innigkeit des Ausdrucks schützte. »Fahren Sie fort, die Saiten zu rühren; es ist ein schöner Beruf, Thränen der Freude am Schönen zu erwecken, Thränen des Schmerzes sanfter zu machen und die Ahnung des Göttlichen in den Herzen der Menschen zu beleben.«

Der Graf wollte antworten, doch die Oberhofmeisterin näherte sich, und mit ihr entfernte sich die Prinzessin, einige der im Saale vertheilten Gruppen auf Augenblicke mit freundlicher Rede begrüßend und den Freund einsam lassend unter Vielen.

Als er nach dieser Stunde in seine Wohnung kehrte, wies ein süßer Rausch alle ruhigen Vorstellungen, welche Audienz verlangten, ab. Es war ihm, als habe ein neues Leben für ihn begonnen, das frühere lag mit verbleichten Blumen und manchen Schatten vergessen im Hintergrunde. Kühnen Hoffnungen gab er sich hin. Er wagte Beispiele aufzuzählen, wo Fürstinnen zum Grafenstande her-

abgeſtiegen waren, wo die Liebe zu einer angebeteten Tochter ein ſtolzes Fürſtenherz erweicht hatte. Mit dem Herzoge erloſch deſſen Stamm; durch eine Tochter konnte ſein Name nicht erhalten werden. Er ſelbſt hatte Landeshoheit, und war einſt Erbe groſſer Beſitzthümer. Alles dies ging wechſelnd vor der Seele ihm vorüber, beleuchtet von des ſtolzen Herzens neuer, heftigſter Flamme. Roſalien's aufkeimendes Gefühl für ihn, für den ſchon ungekannt geliebten Dichter, hatte er erkannt, er träumte das Höchſte bis in die Mitternacht hinein. Es ſang in ſeiner Bruſt, alle Saiten wurden lebendig, alle neun Muſen ſtanden um ſein Ruhebett her und prieſen mit lächelnden Mienen die Roſe der Roſen. Unausgekleidet ruhend, erhob er ſich und langte nach Papier und Feder; er verſuchte, doch ſchaffen konnte er nicht, ſeine Gefühle nicht verkörpern, obwohl ſie nie ſo heilig geweſen. — Mitten im Meere verſchließt ſich die Muſchel, nur wenn ſie im Sonnenbrande am Ufer liegt, ſpringt ſie auf, und ihr verborgener Schatz wird als Perle ſichtbar, wie das verlorene Glück ſich in Klagen und Thränen verwandelt. —

Aber theilen wollte er ſein Entzücken wenigſtens mit dem verſchwiegenſten Freunde. Die Werke verſchiedener Dichter lagen zerſtreut auf ſeinem Tiſche; ohne Wahl erfaßte er einen Band und

ſchlug das Buch, die Lichter näher ziehend, auf. Es war Taſſo in der Urſprache. Er erſchrak. »Warum trittſt grade du, unglückſeliger Märtyrer, mir entgegen, deſſen großer Geiſt der rohen Verſpottung vergebens trotzte? — Soll vielleicht dein Loos mein allzuraſches Herz, mein kühnes Wünſchen hemmen? — Weg mit dem ſchmerzvollſten Bilde, welches mir eben jetzt vor die Seele kommen konnte! — Armer Taſſo! — Armer Alexis!« ſeufzte er, und legte das Buch zurück. Da berührte ſeine Hand einen Brief, den er früher nicht bemerkt hatte, der in ſeiner Abweſenheit gekommen war. Mit belebten Mienen betrachtete er Wappen und Adreſſe, und öffnete haſtig das Siegel. Seltſam ergriffen jedoch, hielt er mit der Entfaltung des Blattes inne. Der Brief war von dem theuerſten Freunde, und doch ergriff ihn eine beunruhigende Ahnung. Endlich las er. Seine Blicke wurden während dem wieder heiter, die Liebe des Freundes klärte ſie auf. Aber endlich kam eine Stelle, die ſein Ahnen rechtfertigte:

»»Ich möchte aber endlich von Dir erfahren, mein Alexis, wie Du mit Claudien ſtehſt? — Denkſt Du das edle Geſchöpf zu opfern? Du biſt zu weit gegangen, um als Mann von Ehre die Hand jeſuitiſch zurückziehen zu können, was gegen Deine edle Natur wäre. Man will wiſſen, daß Du Dich mit ihr verlobt habeſt. — Ich kann dies nicht

glauben, weil ich es nicht weiß, dem Du ausschließlich Wahrheit gabst. Aber daß Du die Gräfin liebtest, ihr öffentlich gehuldigt, weiß ich, und begreife Dein plötzliches Verstummen nicht, wenn Deine Briefe nicht von dem Ruhme einer neuen Sonne von Anbeginn Deines Dortseins erfüllt wären. — Aber fliege nicht bis zur Raserei hoch, die Sonne kannst Du nicht erreichen! Ist sie aber so unglücklich, ihre Strahlen Dir zuzuwenden, was ich bei Deiner Unwiderstehlichkeit für sie und Dich fürchte: so richtest Du drei Herzen zu Grunde! Denke meiner Warnung; ich muß wieder der Uhu sein, der Deinen Leichtsinn aus dem Fieber aufkrächzt.« —

Der Graf wurde von dieser Mahnung tief ergriffen, und so sehr er in der Stimmung war, ungern Selbstvorwürfen Gehör zu geben, er legte das Blatt hin und ging unruhig auf und ab. »Ich bin nicht eigentlich verlobt,« sagte er in sich hinein, »durch kein Versprechen gebunden, und doch — fühle ich, daß er zum Theil Recht hat, daß ich nur mit Erröthen vor die Gräfin treten könnte. — Wer aber kann stehen für sein Herz!« — Wie er aber auch sein Bewußtsein zu bestechen sich bestrebte, und nur an einem schönen Bilde die Seele sich weidete, Claudien's edelstolze Erscheinung drängte sich immer vor, und ihm war's, als flüstere ihm eine Stimme zu: »Sie weint nicht ungestraft!« End-

lich, mit dem Erlöschen der Kerzen, gab er sich dem Schlaf hin, der seine innere Aufgeregtheit beschwor. Das Erwachen des Tages verdrängte bald Alles, und der kräftige Geist fühlte sich wieder völlig frei.

3.

Der Herzog haßte das Günstlingswesen, er war gerecht aus Grundsatz, und wenn gleich der Graf ihm sehr bald selbst persönlich werth geworden war, keine besondere Begünstigung auf Kosten Anderer konnte ihm Neid erwecken. Aber auch, was er genoß, war Manchen zu viel, um es nicht zu beklagen, daß ihm weiter nichts vorzuwerfen sei. Wie erwünscht flüsterten sich daher bald einige Nachkommen des Argus einander ins Ohr: Graf Alexis wage im Uebermuth sein Auge zur Prinzessin zu erheben. In unausgesprochener Uebereinkunft bildete sich ein Lauschcomplott; eine moralische Pulververschwörung war im Beginn, an deren Spitze ein geschmeidiger Baron stand, den der Graf haßte, wie einen schlechten Vers, und welchen er in manchem Kampf des Witzes besiegt hatte. Aber der Vorsatz, den verblendeten Herzog aufmerksam zu machen, scheiterte an dessen bekannter Verachtung aller Ohrenbläserei, und legte den redebürstigen Lippen unsichtbare Papagenoschlösser an. Das reine Bild der Prinzessin

ragte aus den sie ungeahnt umglühenden, ohnmächtigen Flammen wie eine vergeblich in die Gluth gestellte Statue hervor. Sie liebte den Grafen unbewußt, war glücklich in seinem Umgange, ohne einen Wunsch für die Zukunft, und er, seinem Himmel gegenüber, hatte bald Tasso und Claudia vergessen. Der Freund schwieg, weil er schwieg, und die Erinnerung schlief ein.

Der Graf war dem Fürsten selbst so unentbehrlich geworden, daß er ihn sogar für immer zur Tafel zog. Um aber die Geduld der Lauscher auf's Höchste zu spannen, als ob er den Befürchtungen Anderer Trotz biete, ertheilte er ihm den Auftrag, die Prinzessin Schach zu lehren. Mit stolzer Freude folgte er dem Befehl, einer thörichten Hoffnung kaum mehr gebietend, und froh in reinster Liebe gab sich die holde Schülerin seinem Unterrichte hin. Diese Stunden thaten Beiden eine Welt des Entzückens auf, und wie die Prinzessin in außerordentlicher Gelehrigkeit fortschritt, so reinigte vor ihrem klaren Wesen sein Herz sich von den trüben Eindrücken des früheren Lebens.

Der Herzog war erstaunt, daß die Prinzessin das Spiel so bald in allen Nuancen begriffen hatte, und es selbst ihm schwer wurde, sie darin zu erreichen. Er äußerte dies gegen die Oberhofmeisterin. Da ergriff diese, die schon einmal in edler Absicht

einen Wink gegeben, der aber in stolzer Ueberzeugung nicht beachtet worden war, die Gelegenheit. »Ew. Durchlaucht,« sagte sie, »werden erschrecken; aber ich muß endlich reden, wie es mir die Seele beklemmt und nur all zu nahe liegt: — die Liebe war der Prinzessin Lehrmeisterin!«

Die Oberhofmeisterin, wegen ihres edlen Charakters gewöhnlich Bona genannt, aber strenge, besonders was Ebenbürtigkeit betraf, hatte stets das Privilegium gehabt, bei besonderen Vorfällen ernst einreden zu dürfen, und da sie nie ohne dringenden Grund diese Freiheit benutzte, so hatte der Fürst immer das weise Maaß, welches sie beobachtete, respektirt. In der That erschreckt daher, lehnte er sich in seinem Sessel zurück, blickte sie, erblassend, groß an, und sagte heftig: »Sie müssen irren, Madame, aber erklären Sie Ihre Räthsel!«

»Sollte der Scharfblick Ew. Durchlaucht nicht bemerkt haben, daß meine geliebte Prinzessin sich all zu innig zu dem Grafen hinneigt, und daß er sie sichtlich anbetet? Wie schmerzt es mich, gewissermaßen als Klägerin auftreten zu müssen! Aber noch möchte es Zeit sein, das junge Herz vor hoffnungsloser Liebe zu retten. — Der Graf möchte schonend vom Hofe zu entfernen sein.«

»Was ist geschehen!« donnerte der Fürst, sich

erhebend. »Wo ist der Wahnwitzige, er muß bewacht werden!«

Bona zitterte bei aller Festigkeit ihres Wesens, aber sie faßte sich und sagte ruhig: »Geschehen ist Nichts, ich stehe dafür, daß diese gegenseitige Neigung in keinem Worte sich kund gethan hat.«

»Wehe Beiden, wenn es geschehen wäre!« entgegnete er, und gab zu erkennen, daß er allein zu sein wünsche.

»Um schonende Maßregeln flehe ich,« sagte sie; doch der Herzog winkte ernst mit der Hand, und sie ging. Athemlos trat im Corridor Bernhardin ihr entgegen. »Gnädige Frau,« begann er, fast flüsternd; »ich weiß, wie leicht die durchlauchtigste Prinzessin erschrecken, wenn etwas Unangenehmes in ihrem Kreise sich begiebt, darum übernehmen Sie die Post, noch ist es wenig bekannt« —

»Zögere nicht so peinigend, was hast Du, Seltsamer?«

»Der Graf, von dem Baron gereizt, hat diesen zum Zweikampf gefordert, und soll ihn verwundet haben.«

»Himmel,« murmelte sie, »das ist schrecklich! O hätte ich geschwiegen, jetzt muß ein zweifach Unheil den Hoffnungslosen treffen! — Ich will vorbeugen,« sagte sie zu dem Pagen, »kannst Du, so nimm Dich des Grafen an,« und eilte in kurzen

Schritten zu den Zimmern der Prinzessin, während ihr stolzer Frauensinn es beklagend erwog, daß selbst dem Diener die Neigung der Prinzessin klar geworden sein müsse.

Graf Alexis, der von Anbeginn in dem Baron einen Widersacher gefunden, hatte diesen Abends zuvor beim ersten Minister getroffen. Der einmal zwischen ihnen waltende Dämon wollte es, daß der Baron beim Spiel lästig zu witzeln begann, und der Graf in Sarkasmen antwortete. Als die Parthie zu Ende war, stand der Baron, fortwährend gereizt durch die gleichgültige Ruhe des Grafen, auf, und sagte, indem er ein Blatt Papier hervorzog: »Unser Graf muß einen geistigen Doppelgänger in hiesiger Residenz haben, selbst in den Schriftzügen. Dies Blättchen enthält eine rührende Liebesklage, und die Unterschrift ist »Albano.« Hören Sie nur, wie der Refrain lautet:

»O blühte doch, statt hoch im Fürstensaal,
Die Rose meiner Lieb' im stillen Thal!«

»Wahrscheinlich die Federprobe eines vergeblich schmachtenden Adonis,« setzte er lachend hinzu.

Der Graf hatte seinen aufwallenden Zorn bezwungen. Doch seine Farbe veränderte sich, als er entgegnete:

»Das Blatt ist allerdings mein und eine Abschrift. Eine gewandte Hand indessen muß es mei-

nem Portefeuille entfremdet haben, nachdem ich, während einer Mittheilung an den Wirth dieses gastlichen Hauses, es einige Augenblicke in jener Fensterbrüstung vergessen. Da ich in nobler Gesellschaft mich befand, so prüfte ich beim Wiederfinden nicht, ob der Inhalt ungetheilt geblieben."

Der Baron suchte seine Verlegenheit zu verbergen, und gab zurück: „Hinter dieser Schanze von Worten will unser genialer Graf am Ende die eigene Autorschaft verbergen, denn on dit —"

Aleris ließ ihn nicht ausreden. „Diese Wendung," erwiederte er mit edler Ruhe, „hat in Bezug auf Ihre Kritik jener poetischen Production zu viel Beleidigendes, als daß hier der Ort sein könnte, zu genugthuender Ausgleichung zu gelangen."

Obgleich des Barons schwache Knie ahnungsvoll bebten, und man bemerken wollte, daß er die Sammetweste lüftete, seine scharfe Zunge konnte nicht ruhen. „Das ist die rechte poetische Hitze," entgegnete er, „die zugleich so gehalten ist." Dabei aber reichte er ungefodert das Blatt fast devot zurück. Andere Glieder der Gesellschaft waren aufmerksam geworden und näherten sich den Streitenden. Der Graf aber schloß sich einigen Aufbrechenden an, und entfernte sich, nachdem er dem Feinde zugeflüstert: „Morgen früh, Schlag sechs Uhr, am Buchwalde, die Wahl der Waffen bleibt Ihnen."

Der Baron zitterte, doch schon war er entschlossen, dem drohenden Arm des Grafen auszuweichen. Dieser eilte in seine Wohnung. Vieles hatte ihn den Tag über getroffen; zuerst die Gewißheit, daß der Kronprinz von *** seine Bewerbung erneuert habe, dann die Nothwendigkeit, um der Ehre Willen gegen ein strenges Gesetz, welches in den herzoglichen Landen das Duell bei Landesverweisung und selbst Todesstrafe untersagte, gefrevelt zu haben. Und wenn die Bosheit die Veranlassung desselben vor den Fürsten brachte, welche Schmerzen mußten daraus für die ahnungslose Prinzessin erwachsen. Alles beunruhigte ihn sehr und machte ihm das Leben zur Bürde. Der Todesahnung, die eine frühere Prophezeihung: ein Duell werde sein Leben enden, weckte, achtete er daher nicht, und ging der Stunde ernst entgegen, die Nacht mit Ordnung von Papieren hinbringend. Wie erstaunte er aber, als am Morgen vor der zum Duell bestimmten Stunde ein Diener ihm meldete, es habe sich Wache in seinem Hotel eingefunden, indem auch schon ein Officier der Garde ihm officiell Hausarrest ankündigte. Ihm ahnte gleich Schurkerei des Gegners; doch bestrebte sich der Officier, ihn zu versichern, daß, so leise er auch zu Jenem gesprochen, doch Andere am vergangenen Abend seine Worte vernommen, und Freunde, um ihn zu bewahren vor größerem Unheil,

den Arreſt eingeleitet haben. Der Graf war erbittert, ſich plötzlich der Freiheit beraubt zu ſehen, und ſein ſonſt Alles überwindender Humor hatte eine Grenze gefunden. »Fluch der Freiheit!« rief er, als er vernahm, daß den Baron Familienangelegenheiten plötzlich auf unbeſtimmte Zeit aus der Reſidenz abgerufen hatten. Doch ſo klar es ihm und Allen, ſelbſt dem Fürſten, wurde, daß Cabale zur Deckung der Feigheit ihn gefeſſelt und Jenen frei gemacht habe, ſeine Lage wurde darum nicht weniger peinlich, und ſeine Haft dehnte ſich immer mehr aus. Er wünſchte ſich dieſelbe nur unfreundlicher, von Allem abgeſchnitten; denn zu ſeinem Schmerz drang jede Neuigkeit des Hofes, mitunter abſichtlich entſtellt, zu ſeinem Ohr, und er mußte erfahren, daß die Bewerbung des Prinzen von *** ihrem Ziele ſehr nahe ſei. Er ſuchte durch Correſpondenzen ſich zu zerſtreuen und brachte den Muſen Opfer, die von ſeiner herabgeſetzten Stimmung zeugten. An den Freund ſchrieb er ſehr ernſt, faſt reuig über frühere Irrungen und die entſchlafene Neigung zu der Gräfin. »Du kannſt über ihres Herzens Mißgeſchick ſie durch das meinige tröſten, wenn Du Dich berufen fühlſt,« ſchrieb er, »denn die junge Fürſtin giebt dem Prinzen *** aus Liebe ihre Hand, wie ich vernehme, und ich war ein eingebildeter Thor.« —

4.

Seitdem die Prinzeſſin das Schickſal des Freundes kannte, ihn entbehrte, wie die Luft des Lebens, erkannte ſie erſt ihr Herz, und ſah ihr Loos voraus. Alles war leer um ſie her, es war ihr, als müſſe ſie ihn frei machen, um es ſelbſt zu ſein, aber mit der Unmöglichkeit legten ſich Ketten um ihr ganzes Sein. Der Fürſt ſprach nicht zu ihr über den Grafen, überhaupt wurde die Sache von ihm delikat behandelt; aber der drohende Ernſt ſeiner Mienen verſchloß auch ihr zagend die Lippen. Auch ihre Frauen ſchwiegen, auf Veranlaſſung des Herzogs, und ſo war ſie von aller Mittheilung über den Grafen ausgeſchloſſen. Was entbehrte ſie alſo, nicht einmal reden konnte ſie von ihm mit einer theilnehmenden Seele, ſelbſt der Grad ſeiner Verſchuldung blieb ihr unbekannt. Und ſonſt! — Täglich ſah ſie ihn; Muſik und Poeſie waren die Boten ihrer Gefühle geweſen, hatten mit unſichtbarer ſanfter Gewalt allmählig ein ſüßes Band gewoben, das erſt jetzt ihrem innern Blick ſchmerzlich ſichtbar wurde. Das Leid ihrer Bruſt ſtieg aber erſt zum Gipfel des Kummers, als es ihr bekannt wurde, daß der Kronprinz von *** auf's Neue geworben habe, und des Vaters Entſchluß, durch die Gewißheit einer

unstatthaften Neigung der Tochter schnell gereift, das höchste Opfer von ihr verlange. An Widerrede war nicht zu denken; selbst als sie in einer geheimen Unterredung nur zögerte mit der Entscheidung, wallte des Fürsten Zorn auf, und er gab deutlich seine Kenntniß ihres durch Schwärmerei irregeleiteten Gefühls, wie er es nannte, kund. Er sprach es aus, daß ein Undankbarer, der gegen sein Vertrauen und gegen die Gesetze gefrevelt, nach aller Strenge derselben gestraft werden solle, ohne Schonung. Das war zu viel für die zarte Seele; eine Kälte des Schreckens durchdrang sie bis ins Innerste. Sie fühlte die unsäglichste Angst, doch diese steigerte plötzlich ihren Muth: »Unweigerlich bin ich des Prinzen,« sagte sie, »würde nicht wagen, den Rathschlüssen meines durchlauchtigsten Vaters entgegen zu sein, und will alle Liebe und Treue meinem künftigen Gemahl entgegentragen, deren mein Herz fähig ist; aber der Tag meiner Vermählung gebe einen Fehlenden frei, der sonst ein gerngesehener Gast dieses Hauses war!«

»Keine Bedingungen, Prinzessin!« sagte der Fürst mit Härte, und, seine Festigkeit kennend, entfernte sie sich mit tiefem Schmerzgefühl. Den Tag trug sie die Last, die ihr Herz beschwerte; der folgende Morgen fand sie unfähig, vom Bette aufzustehen, welches sie einige Tage fesselte, ohne den

Fürsten zu erweichen. Dann erholte sie sich wieder dem Anschein nach, doch ihre innere Kraft war gelähmt, ihre Frische erbleichte mit dem nahenden Lenze. Die fortwährende Ungewißheit über des Grafen Loos nahm die Heiterkeit ihres Wesens, die sonst rings um sich Wärme verbreitete, hinweg. Sie achtete nicht mehr auf den schönen Körper, der, sonst graziös getragen, sich neigte, wie eine Blume in der heißen Luft. Die Locken der prächtigen Stirn waren mit Mühe schlicht angelegt, und die sonst immer dort thronende Blume verwiesen. Vergebens pflegte Bernhardin Veilchen und Maiblumen; vergebens blickte er demüthig auf, wenn er sie brachte, er gewann kein Lächeln mehr. Von schwerverborgener Trauer umschleiert, schien alle frühere Anmuth dahin zu sein, und wer sie sah und vergleichen konnte, fühlte das tief.

Die Oberhofmeisterin sah die Jugendkraft der Prinzessin sichtlich hinschwinden, und je verschwiegener diese ihr Leid in sich verschloß, je mehr bangte ihr um das zarte Leben. Sie aber lächelte einzig bei den Aeußerungen solcher Befürchtung, als ob Freude ihr krankes Innere belebte. Fest blieb sie aber dabei, daß sie durchaus nicht krank sei. Sie genoß endlich so wenig, daß die Sorge der alten Dame auf's Höchste stieg, und sie flehend in sie drang, doch endlich ärztliche Hülfe anzunehmen.

Ohne Einwilligung erschien der Arzt, auf des Herzogs Befehl, und konnte sein Erstaunen über die geringe Lebensthätigkeit kaum unterdrücken, als er den Puls der Prinzessin untersuchte. Der Herzog gerieth in sichtliche Unruhe. Von Stunde zu Stunde wurde der Zustand Rosaliens bedenklicher. Einst glaubte man sie schlummernd, und deutete dem kommenden Arzt dies als ein freudiges Zeichen, da der Schlaf schon ungewöhnlich lange die Kranke erquickt hatte. Als er an das Bett trat, sah man ihn plötzlich von Bestürzung ergriffen, denn sie lag ohne Zeichen des Lebens. Schreck und Verwirrung verbreitete sich unter den Frauen der Prinzessin, Alles lief durcheinander. Nichts aber war dem Kummer des Fürsten bei der Nachricht zu vergleichen, die seine letzten Hoffnungen zu Boden zu schlagen drohte. Der Arzt erklärte den Zustand der Kranken für beginnenden Starrkrampf, und gab die Hoffnung nicht auf; dem gepeinigten Vaterherzen aber dehnten sich die Stunden des Zweifels zu Jahren der Folter aus, und brachten seinem grauen Haupte keine Minuten der Ruhe und des Trostes. Leise ging er in dem verhängten Gemach auf und ab, oder saß lauschend zu den Füßen des Lagers, doch vergebens. Fast zwei Tage hatte die Kranke, einer Leiche ähnlich, geruht, Alles war angewendet worden, als der Arzt den Fürsten um eine geheime Audienz bat.

Sie wurde gewährt, und das Resultat der Unterredung war, daß noch mit einbrechender Nacht der Arzt mit der Oberhofmeisterin die Verabredung traf, alle Frauen zu entfernen, und nur mit dem Fürsten bis zu seiner Rückkehr um die Kranke zu bleiben. Der Arzt ging, und der Fürst flüsterte: »Ich gebe es in Ihre Hände; wenn nur Rettung ist, ich scheue kein Opfer mehr.«

Eine einzige Lampe an der Decke des todtenstillen Gemachs verbreitete mattes Licht. Die trauernde Bona saß am Lager der schönen lilienbleichen Kranken, dann und wann das weiße Thränentuch an die müden Augen drückend. — Der Arzt blieb lange. — Der Fürst saß am Schreibpult der Prinzessin, und sein Blick fiel auf ein beschriebenes Blatt. Er nahm es. »Vielleicht ihre letzten Gedanken,« dachte er, und richtete mit Wehmuth das Auge schärfer darauf. Es waren abgerissene Gedanken:

»Wie thöricht ist es, nur das zu wünschen, was dem schwachen Herzen Glück scheint. Ach, »»das Leben währt drei Minuten,«« und doch werfen wir uns so gern dem Schmerz an die kalte Brust. — Aber waren denn von jeher die Liebe und der Schmerz unzertrennlich? Warum kann dies Gefühl, das zu den Sternen hebt, nicht durch sich und in sich allein beseligen, ohne Hoffnung auf Besitz? Was ist Besitz? Eng sind die Gränzen der

Körperwelt, unermeßlich das Reich der Geister, die, getragen von Gefühlen und Gedanken, frei einander entgegen wallen, nie getrennt. — Warum also weinen?« —

»Giebt es auf Erden außer dem erträumten sichtbaren Eden für ein Weib etwas Erhebendes, so ist es der Gedanke, eine Landesmutter zu sein; wie ein nachtaufhellender Mond dahin Licht zu senden, wohin die Wirksamkeit für den Tag die Sonne des Herrschers nicht reichen ließ. — Ich werde auch Herzen einen können, die nur die Armuth sichtbar trennte! — Irdische Hoheit wirft eine größere Kluft auf.« —

»Des Grafen Auge ist über allen Vergleich schön. Es ist das eines Mannes, blickt so voll, und doch glaubt man eines Kindes reine Güte daraus hervorleuchten zu sehen. Wer könnte ihm nicht vertrauen? — Seiner Rede Klang war Wohllaut dem Ohr und dem Herzen. — Werde ich sie je wieder vernehmen? — Ach, ich glaube diese Stimme könnte mich vom Tode erwecken!« —

»Oft wurde er plötzlich ernst und sichtlich im Innersten beunruhigt, ob er's gleich verbergen wollte. Er entfernte sich dann, und ließ keine Ruhe Andern zurück. — Man hätte ihm nachfliegen mögen und blieb — angefesselt. — — Solche Augenblicke er-

weckten die Ahnung von Stürmen, die durch das schöne Herz gezogen sein mögen.« —

»Wer ihn glücklich sehen könnte!« —

»Ich will mir selbst willig Fesseln anlegen, damit er frei werde, zuletzt zerbrechen sie doch alle. Ich bin des Prinzen, sobald er frei ist. Ach, mein Vater, mehr verlange nicht von mir! Ich bin —«

Der Fürst hatte das Blatt gelesen, und die alternden Augen kämpften vergebens gegen hervorquellende Thränen. Sie stürzten hervor, während er endlich Schritte im Vorgemach sich nahen hörte. Die Thür wurde leise geöffnet, und an der Seite des Arztes schritt eine hohe Männergestalt, gehüllt in den Mantel, über die Schwelle mit zögernden Schritten und unstäten Blicks umherschauend, dem Fürsten nahe tretend. Diesen aber beherrschte in dem Augenblick nur ein Gefühl: Hoffnung auf Rettung; — und wie einem helfenden Engel hielt er dem schreckenbleichen Grafen die Zeile von der Kranken Hand vor die Augen: »Ach, ich glaube, seine Stimme könnte mich vom Tode erwecken.« —

Mit stierem Blick streckte er die Rechte nach dem Krankenlager und flüsterte: »Dahin! — dahin! — Reden Sie, erwecken Sie!«

Da ging er an der Hand des Arztes hin und sank auf seine Knie, die schlaff herabhängende schöne

Hand mit Thränen bedeckend. Aber der Schmerz ließ ihm noch Raum für das Entzücken, von dem schönsten Herzen geliebt zu sein, was jene Zeile im Innersten belebt hatte. Einen schönern, heiligern Augenblick hatte er nie gelebt, konnte keine Zukunft ihm bringen. Ein anderer Geist kam über ihn, hob ihn über alles Irdische hinaus, und überwältigte selbst das Gefühl der Unvollkommenheit, das, diesem scheidenden Engel gegenüber, ihn oft gebeugt hatte. Der reinste Grund seines Wesen tauchte auf, wie eine lange von den Fluthen bedeckt gewesene Insel, und der Schmerz rief tausend frische Halme und Blüthen hervor. Er schaute auf die bleichen, verklärten Züge, und wünschte ihnen fast nicht neue Belebung für die schlummernde Seele, die ja doch der Erde nie angehört hatte. Er wagte, die Hand zu berühren; er begann zu sprechen, sich an die schluchzende Bona und den Arzt wendend. Im Hintergrunde stand der Fürst mit über die Brust gekreuzten Armen in höchster Spannung. Er redete lauter, — vergebens, eine Stunde verging ohne Erfolg. Endlich nahm er den Platz der Oberhofmeisterin zu dem Haupt der Kranken ein; der Fürst kam näher, Angst malte sich in seinen Zügen. Er legte die Hand des Grafen auf die Stirn, von Locken halb bedeckt. Das Herz drohte ihm zu zersprengen. »Theure Prinzessin!« rief er endlich im innigsten

Ausdruck der Liebe, mit hingeneigtem Haupte ihrem schönen Antlitz nahe. Da, als ob ein Zauber gelöst war, bewegte sich leise das Haupt dem Tone zu, und mit zurückgehaltener Freude erkannte der Arzt wiederkehrendes Leben. Die schönen Augen belebten sich, die Hand und ein leises: »Was vernehme ich?« überzeugte die traurige Gruppe vollends von dem erhofften Glücke. Der Arzt gebot leise die Vermeidung alles Aufregenden, und hieß den Grafen ruhig an seinem Platze bleiben. Der Fürst war überwältigt in einen Ruhestuhl gesunken, Bona zitterte, sorgend um ihn bemüht.

Das Bewußtsein der Kranken gelangte schnell zur Klarheit über alle Umstände. Die Großmuth des strengen Vaters; seine Liebe, die ein so hohes Opfer des Stolzes ihr gebracht, rührte sie tief, und von unsäglich süßen und schmerzlichen Gefühlen bestürmt, flossen über das ruhende Gesicht, vom matten Licht beleuchtet, warme Ströme. Mit welchen Gefühlen betrachtete Alexis die schöne Erstandene! Ein heiliger Stolz hob sein überwallendes Herz. Auf des Arztes Wink weilte er noch, bis leise Rede der Prinzessin den Wunsch nach dem Anblick des Vaters kund that. Ein schöner Blick, von ihm erwiedert, folgte ihm, als er von dem Lager trat.

Das graue Haupt auf die Kissen, wo das ihre ruhte, neigend, nahm der Herzog seinen Platz ein.

— »Der Graf ist frei für immer,« flüsterte er. »Dank!« tönte es leise, aber tiefsinnig zurück; und auf des Arztes Wunsch schwiegen von nun an Alle. Eine feierliche Stille folgte. Der Graf war zu des Fürsten Füßen hingesunken. Milde richtete er ihn empor, und sah mit dankendem Blick ihn an, dann zum Himmel. Der Graf verstand ihn, legte die Hand auf's Herz und verließ nach einer Weile das Gemach. Vor dem äußern Eingange zu den Gemächern berührte sein Fuß einen schweren Gegenstand. Er blickte hin, und sah den Pagen liegen, der alle Nächte seit der Krankheit der Prinzessin nicht von der Schwelle wegzubringen gewesen war. Als er den Grafen sah, erhob er flehend die Hände: »Lebt sie, Erlaucht!« flüsterte er. »Treues Geschöpf, ja sie lebt,« tönte es leise zurück, »aber rede nicht von dem, was Du sahest.« Und er eilte hinweg; Bernhardin aber beharrte, lange betend, auf seinen müden Knieen.

Mit dem anbrechenden Tage verbreitete sich neues Leben im Schlosse. Alle Bittschriften erhielten ein Thränen trocknend »Genehmigt!«, reiche Gnaden wurden ertheilt. Die Kranke genas bewundernswürdig schnell, erstarkte neu mit den ersten Blümchen des Lenzes, wenn gleich ihre Wangen schönstes Roth zurückzukehren zögerte. Und als nun die Zeit der Rosen erschien, da wurde in dem her-

zoglichen Lustgarten der Prinzessin Namenstag gefeiert, und an hoher Tafel es laut verkündet, daß sie einem andern, als dem Geliebten, ihre Hand zu reichen bestimmt sei, und — ein brechendes Herz.

5.

Den Grafen sah die Prinzessin seit ihrer Auferweckung wieder ungehindert, aber zarte Rücksichten geboten ihm, seltener zu erscheinen. Der Fürst, zu seiner ruhigen Kälte zurückgekehrt, fand das nur angemessen, und Rosalie dankte es ihm schmerzlich. Der Graf war wie umgewandelt, seine vielen in der Residenz gewonnenen Freunde kannten ihn nicht mehr. Er suchte die Einsamkeit, wie sonst frohe Kreise. So vergingen viele Wochen, während der Vermählungstag der Prinzessin immer näher rückte. Der Prinz erschien; seine Nähe rief die Braut zur Beobachtung zarter Pflichten auf und beschäftigte ihre Seele tief. Sie lernte in ihm einen edlen Mann kennen, der bald ganz ihr Eigenthum war, und der innige Wunsch, glücklich zu machen, wo glücklich zu sein nicht in ihrer Gewalt lag, durchdrang ihr Herz. Tausend Vorbereitungen nahmen sie, der weibliches Walten nicht fremd war, selbst persönlich in Anspruch und gewährten wohlthuende Zerstreuung. Den Grafen sah sie mild und ruhig,

den Vater beglückt, und so ging sie fromm dem Unabwendbaren entgegen. Sie hatte von dem Vater erfleht, ihre Vermählung ohne Prunk gefeiert zu sehen; der Prinz hatte eingewilligt. In der Schloßcapelle wurde sie beim Schein der Kerzen vollzogen vor wenigen Zeugen.

Der Graf hatte bei der Feier gefehlt, was die Prinzessin zitternd gehofft. Doch andere Gründe, als sie wähnte, hinderten ihn. Schon seit Tagen war es denen, die ihn näher beobachteten, aufgefallen, daß eine große Unruhe ihn oft plötzlich ergriff. Viele Briefe kamen und wurden abgesendet; endlich eine Staffette, und bald nach ihr sein ferner Freund und dann noch ein Fremder. Zur Nachtzeit kam der Erstere, und weckte ihn aus trübem Nachsinnen. »Alexis!« rief eine theure Stimme, und jener lag in seinen Armen, »warum gabst Du keiner liebevollen Warnung Gehör! — Claudien's jüngerer Oheim folgt mir, ist schon in der Residenz, um endlich Genugthuung von Dir zu fordern! Claudia erlag dem Gram; Deine früheren Briefe an sie beweisen zu klar das innigste Herzensband vergangener Zeit! Ich bin gekommen, Dir zu secundiren.«

»Gut, mein Oswald, das ist in der Ordnung, ich werde morgen dem Grafen stehen!« entgegnete er mit schmerzlicher Kälte; »aber erst mit anbrechen-

dem Abend. — Das Duell ist hier mehr als irgendwo verpönt, darum diese Tageszeit.«

Und als die Kerzen flammten im Gotteshause, wo ein schönes Herz das Glück der Pflicht zum Opfer brachte, da standen am fernen Gehölz die Duellanten sich gegenüber, der eine heiß von Rache, der andere kalt vom Schmerz der Todesverachtung. Und eine Kugel sauf'te durch die Luft, die andere aber traf — ein irrendes, aber edles Herz, zum Tode es verwundend, und ein treuer Freund warf sich klagend über den Sterbenden. —

Als zu dem Fürsten die Kunde gelangte, war er tief erschüttert. Allen aber ward das tiefste Schweigen auferlegt. Als aber die Prinzessin den Freund nicht mehr erblickte, obgleich ihre Abreise nahe war, da fiel es ihr plötzlich wie Blei auf die Brust, und die Nachricht von einem Unwohlsein desselben erweckte ihr bange Ahnungen. Eins blieb ihr noch; an den treuen Bernhardin wendete sie sich in einem unbeachteten Augenblick. Sie gab ihm einige Blumen. »Wenn er stirbt, Du treuer Knecht, so lege diese auf die schöne Stirn und schmücke das Ruhebett aus.« Ihre Wangen nahmen krankes Roth an, Angst durchbebte sie, keiner Thräne mächtig.

»Er ist ja nur krank!« sagte jener leise; aber traurig froh enteilte er mit den Blumen, und suchte die schöne Leiche und weinte am offenen Sarge,

ſchmückte die kalte Stirn und beneidete den noch im Tode Geliebten. Man fand den blaſſen Jüngling und ahnte ſeine Sendung nicht.

Als der glückliche Kronprinz mit ſeinem ſchönen Opfer unter zahlreicher Begleitung aus dem einen Thore der Stadt fuhr, bewegte ſich ein langſamer Trauerzug zu dem entgegengeſetzten hinaus, den Grabgewölben zu, gefolgt von unzähligen freiwillig Folgenden, und erſt im Tode ſprach es ſich deutlich aus, wie hoch Viele den Herzenswerth des Todten, ſonſt vielfach beneidet, geſchätzt. Den Schluß machten elende Sterbliche, denen der Glanz ſeiner Menſchenliebe oft ungeſehen ins Dunkel geleuchtet hatte. Ihre Thränen glänzten heller, als die Grafenkrone auf der Sammetdecke ſeines Sarges.

Die Prinzeſſin blieb nicht unbekannt mit dem Schickſal des Freundes, welches Ahnung ihr längſt gedeutet hatte. Ein ſtiller Gram faßte in ihrer Bruſt Wurzel, und das Leben, welches ſie nach einem Jahre einem Prinzen ſchenkte, beſchleunigte ihren vorbereiteten Tod. Den grauen Fürſten hielt die im Kampf mit dem Leben erſtarkte Kraft und das lindernde Entzücken, einen männlichen Enkel ſein zu nennen, aufrecht, er war und blieb dem vergeblich vom Meere beſpülten Felſen gleich, und hatte noch Troſtgründe für den verzagenden Eidam. Vona, die der jungen Kronprinzeſſin gefolgt war in die

neue Heimath, blieb auch nicht lange in der himmlischen ihr fern.

Vor ihrer Abreise hatte die Fürstin für den treuen Bernhardin sorgen wollen, und seine Pflegeschwester, die sie mit ihm verbunden wünschte, reichlich ausgestattet. In des treuen Mädchens Seele erwachten da noch einmal süße Hoffnungen, und Bernhardin lächelte sie freundlich an. Aber lange schon den Wurm im Innersten tragend, brach all das Weh der Trennung und des Todes seine letzte Lebenskraft, und unter seinen Blumen fand man ihn einst süß entschlafen. — Mariane klagte laut und tief, doch sie sollte leben, die Stütze eines alternden Vaters zu sein. Aber ihrer Jugend Heiterkeit war auch dahin, und gern blickte ihr sonst froh lachendes Auge aus dieser in eine schönere Welt hinüber. Aber als der Schmerz durch die lindernde Zeit an Schärfe verlor, da gab sie den Bewerbungen eines biedern Blumenpflegers und den Bitten des Vaters nach, und wurde eine stillbeglückende Gattin, nie des Jugendgeliebten vergessend, und noch ihre Kinder die Pflege seines Grabes lehrend. Auch Alexis Ruhestätte wurde oft mit frischen Kränzen geschmückt in Bernhardin's treuer Weise.

Poesien

Von

Ruperti.

Resignation.

Was wölket deine Stirne sich?
Was senkst du deinen Blick?
Lacht doch so frisch und hell um dich
Des Frühlings volles Glück.
Sieh, wie der Erde reiche Brust
In tausend Farben glüht,
Und rings in Lieb' und Lebenslust
Ertönt der Vögel Lied.

»Wohl grünt und prangt der Blüthenhain,
Wohl lacht die Au' so mild,
Doch nicht dem Auge, dessen Schein
Die Thräne trüb' umhüllt;
Und kann ein Herz, dem schon so lang
Der Liebe Glück gebricht,
Sich freuen bei der Vöglein Sang,
Der nur von Liebe spricht?«

Und iſt die Liebe auch entflohn,
Die dir die Welt verſchönt, —
Sie iſt ein flüchtig ſüßer Ton,
Der einmal nur ertönt,
Und Freundſchaft, edel, gut und warm,
Des Wechſels unbewußt,
Wird dir in ihrem treuen Arm
Erſetzen den Verluſt.

„Wohl träumt' ich einſt von einem Freund
Im Leben und im Tod,
Wohl wähnt' ich, eng mit ihm vereint,
Zu theilen Glück und Noth;
Doch ach, die Bruſt, ſo wohl bekannt,
An der ich wollte ruh'n,
Iſt kalt und von mir abgewandt,
Und einſam ſteh' ich nun.“

Und wenn dich Freundſchaft auch verließ,
Und wenn dein warmes Herz
Getäuſcht auf Haß und Kälte ſtieß,
Wohl iſt gerecht dein Schmerz;
Doch einſam biſt du immer nicht,
Dir blieb ein Vaterland,
Das jede edle Seel' umflicht
Mit ſtarkem Liebesband.

„Wohl hatt' ich einſt ein Vaterland,
So edel, frei und kühn,
Und fühlt' in heil'ger Liebe Brand
All' meine Pulſe glühn;
Doch nun, — o ſchmerzliches Geſchick! —
Geſchwächt iſt es, gekränkt,
Und Freiheit hat den ſüßen Blick
Von ihm hinweggelenkt.“

Und wenn dem Herzen alles ſo,
Was theuer war, verſank,
Woran es ſich ſo lebensfroh
Mit allen Trieben ſchlang,
O dann, dann halt' ich länger dich
Vom Grame nicht zurück,
Dann wölbe deine Stirne ſich,
Dann ſenke ſich dein Blick.

„Doch beb' ich nicht, doch zag' ich nicht,
Denn über aller Qual
Erglänzt in Farben hehr und licht
Verſchwund'nen Glückes Strahl,
Und aus der öden, kalten Zeit
Und ihrem Hohn und Schmerz
Flücht' ich in die Vergangenheit
Das tief gekränkte Herz.“

»Da heben Heldengeiſter ſich,
Geſtalten, hehr und kühn,
Und Sänger, ſchön und jugendlich,
In Lorbeer'n ewig grün;
Zu ihrer Höhe ſtill hinan
Heb' ich den trunk'nen Blick,
Ein heil'ger Schauer faßt mich an,
Es flieht die Welt zurück.«

»Da brauſ't um mich die Freiheitsſchlacht,
Es hallt der Siegsgeſang,
Dazwiſchen, wie mit Geiſtermacht,
Tönt ferner Harfenklang;
So leb' ich wie im Dämmerſtrahl
Von einer Zauberwelt,
Die nur bisweilen mir zur Qual
Die Wirklichkeit erhellt.«

»Dann bebt' im Herzen tiefe Pein,
Wenn es ſo ganz ermißt,
Was dieſe Erde könnte ſein,
Und was ſie doch nicht iſt;
Und flücht' auch in die Traumwelt ich
Mit raſchem Flug zurück,
Doch wölket meine Stirne ſich,
Doch ſenket ſich mein Blick.« —

Sonette.

1.

Ich habe mich der kalten Welt entwunden,
Die jede freie Gluth der Bruſt verachtet,
Die ewig nur uns zu verſehren trachtet
Mit ihren ſchmerzenden und tiefen Wunden;
Und edle Freunde hab' ich aufgefunden,
Vor denen ſchwindet, was den Geiſt umnachtet,
In deren Nähe Herzen, faſt verſchmachtet,
Zu ew'ger ſchönen Jugend neu geſunden.
Auf Wieſen, wo die muntern Bäche ſchäumen,
In Wäldern, welche heil'gen Frieden wahren,
Darf ich mit ihnen denken, ſinnen, träumen.
Es ſind der Vorwelt edle Sängerſchaaren,
Die mich erheben zu den Sternenräumen,
Und mir der Welt Geheimſtes offenbaren.

2.

Es rollt der Sturmwind auf das Buch der Zeiten,
Die Blätter rauſchen hin und her im Winde.
Wem iſt entnommen ſeines Geiſtes Binde,
Daß er ſie leſe im Vorübergleiten?

O wer vermag die dunkle Schrift zu deuten,
Daß er es kommenden Geſchlechtern künde,
Daß Glück und Segen ſich auf Erden gründe,
Und Friede folge auf das wilde Streiten?
Die Blätter wechſeln eilend, nun enthüllend
Goldglänzende, nun blutgeſchrieb'ne Chiffern,
Das Herz mit Wonn' und mit Entſetzen füllend;
Doch Keiner kann den tiefen Sinn entziffern,
Der Weisheit Sprüche ſind im Wind zerſtoben,
Und endlos wüthet wilder Kämpfer Toben.

3.

O heil'ge Freiheit, die den Geiſt erweitet!
Auf ſteilem Fels, wo düſt're Tannen ragen,
Wo Wolken ſtolz an mir vorüberjagen,
Steh' ich, die Arme ſehnend ausgebreitet.
Wie kühn dort mit dem Sturm der Adler ſtreitet,
Sieht ſich mein Herz in Luſt emporgetragen,
Und alle Pulſe fühl' ich höher ſchlagen,
Als ob dein Hauch an mir vorübergleitet.
Es iſt, als ob aus Wolken ſich entrollen,
Aus Thal und Berg erſtehn die Heldenſchaaren,
Die Leib und Gut für dich dahingegeben.
Nur Worte, nur Gefühle kann ich zollen,
Du aber ſiehſt mein Herz, und kannſt gewahren,
Es würde nicht in Kampf und Tod erbeben.

4.

Wie rollen, ach, ſo raſch dahin die Zeiten!
Wie Wogen wild von Bergeshöhen fliehen,
Wie ſturmgejagte Wetterwolken ziehen,
So nahen ſie und müſſen weiterſchreiten.
O kaum von fern erblickte Seligkeiten!
O Blumen, die nur einen Morgen blühen!
Bald wird verflogen ſein der Jugend Glühen,
Und träges Blut in meinen Adern gleiten.
O Poeſie, die mich ſo hold umſpielet
In Jugend, und mit ſanftem Flügelſchlage
In heißen Stunden mir die Seele kühlet,
Verlaß mich nicht im Herbſte meiner Tage,
Daß ich, wenn einſt der Tod im Herzen wühlet,
Hinüberſcheide ohne Schmerz und Klage.

5.

Die Nacht erſcheint in ihrer dunkeln Hülle,
Und mit ihr nahet ernſtes, tiefes Schweigen,
Und Sterne hoch vom Himmelsbogen neigen
Hernieder ihres Glanzes holde Fülle.
Im weiten Raume herrſcht der gleiche Wille,
Kein leiſes Lüftchen ſäuſelt in den Zweigen,
Und alles will ſich angemeſſen zeigen
Der allgemeinen, feierlichen Stille.

O dieſe Ruhe, dieſer heil'ge Frieden,
Die leiſe durch die ganze Schöpfung weben,
Erregen mir die Bruſt zu bittern Schmerzen,
Und fragen muß ich: Ach iſt denn beſchieden
Das Schönſte, was der Himmel hat zu geben,
Nur der Natur und nie dem Menſchenherzen?

6.

Geſtirne rollen flüchtig wie Gedanken
Entlang des Himmels ungeheure Hallen,
Als ſollte jedes Dauernde zerfallen
Vor ihres Donnerganges wildem Schwanken.
Doch keines kann der feſten Bahn entwanken,
Denn eine Sonne leuchtet über allen,
Sie ordnet ihnen ihr beſtimmtes Wallen,
Sie leitet ſie in angewieſ'nen Schranken.
So du, o Herz, — daß nach dem dunkeln Ringen
Dir Licht erglänze, Töne, dumpf und trübe,
Zu ew'gen Harmonieen dir verklingen, —
Laß glühend deines Herzens reinſte Triebe
Mit unlösbaren Banden ſich verſchlingen
Um aller Himmel ſchönſten Stern, die Liebe.

7.

Ob ich nicht hoffen darf in dieſem Leben,
Daß deine Arme liebend mich umſchlingen,
Du kannſt dich meiner Sehnſucht nie entringen,
Wo auch die Himmelsräume dich umgeben.

Gedanken laſſ' ich ſuchend zu dir ſchweben,
Die triumphirend auf den leichten Schwingen,
Als liebliche Gefangene dich bringen
Zum Herzen, das dich grüßt mit tiefem Beben.
Da, zwiſchen wilder Leidenſchaft Gewühle,
Iſt dir bereit die Wohnung voll Behagen
Als Herrin meiner lieblichſten Gefühle.
Dann tönen unausſprechlich ſüße Klagen,
Dann ſpielen Augen ihre ſchönen Spiele,
Die mich empor zu Sternenräumen tragen.

8.

Von düſtrer Nacht umhüllt, von Schlaf gemieden,
Von Schmerzen wild und wilder ſtets umgeben,
Kann länger nicht die Seele widerſtreben,
Und fühlt troſtlos die letzte Kraft ermüden.
Da ſeh' ich, ach, von Engeln wohl beſchieden,
Die ſchönen Träume aus dem Jugendleben,
Der Heimath Bilder zu mir niederſchweben,
Und Stärke bringen ſie zurück und Frieden.
Der breite Strom, wo hundert Maſten ſteigen,
Die Thürme, die ſo ernſt herniederblicken,
Und volkbelebt die hohe Brücke drüben,
Sie ſteigen auf, beglückter Jahre Zeugen,
Und ach, mich mehr als alles zu entzücken,
In ſtiller Wohnung die Geſtalt der Lieben.

9.

Das Schifflein breitet ſchwellende Gewande
Und trägt uns ſchwankend durch beſchäumte Fluthen;
Auf dem die Augen längſt ſehnſüchtig ruhten,
Ich nahe mich dem vielgeliebten Strande.
Ob auch die Wog' uns kühn und wild umbrande,
Doch brauſen wilder meines Herzens Gluthen,
Weil ſie ein hochverehrtes Bild vermuthen
An jenes Ufers wonnevollem Rande.
Doch nun genaht, ſeh' ich mit tiefem Zagen,
Wie zu dem Ufer, das ich kaum gemieden,
Die leichten Segel ſie hinübertragen.
So bitt're Täuſchung wird mir ſtets beſchieden;
Hüllt mich die Nacht, beginnt es dir zu tagen,
Bin ich im Norden, feſſelt dich der Süden.

10.

Verſuchſt du mit den milden, feuchten Blicken
Zurückzubringen erſter Liebe Tage,
Daß einmal noch das Herz ſo feurig ſchlage,
Als könnt' es eine ganze Welt beglücken?
Umſonſt! Was einſt das Leben konnte ſchmücken,
Liegt fern, gleich einer halbvergeſſ'nen Sage,
Und in des Buſens ernſter, tiefer Klage
Verhallt des flüchtigen Gefühls Entzücken.

Die Blume öffnet freudig ſich der Sonne,
Und giebt ſich hin der Schöpferin des Lebens,
Als ſollten ewig dieſe Gluthen dauern;
Da kommt die Nacht mit ihren kalten Schauern,
Die Arme bleicht und ſinket, und vergebens
Hebt ſich für ſie des neuen Tages Wonne.

11.

So iſt mir denn verwelkt die ſchönſte Blüthe,
Die ich vom Leben hoffte zu gewinnen,
Das holde Traumbild muß in Luft zerrinnen,
Für das mein jugendliches Herz erglühte!
Und mag nun dem verödeten Gemüthe
Noch Luſt verleih'n ein irdiſches Beginnen?
Muß nicht mein Leben nur ein tiefes Sinnen
Und ew'ges Trauern ſein um das Verblühte?
Doch nein! ob auch in trübe Dämmerungen
Ihr Sterne ſankt, die ihr ſo hehr erglühtet,
Daß Nacht und Grau'n den Pilger nun umdunkelt,
Doch iſt ein Funken ihm ins Herz gedrungen,
Der, wie auf ſtillem Altar dort gehütet,
In heil'gem Brand empor zum Himmel funkelt.

12.

Verſuchſt du ſtets, den Trüben zu verleiten,
Hineinzugehn in jenes bunte Leben,
Wo alle Lieblichkeiten ſich verweben,
Dem Frohen Luſt und Freude zu bereiten?

Was ſoll der Farben Reiz, der Ton der Saiten
Und holder Frauen anmuthvolles Streben?
Denn, ob die Jugendlocken mich umgeben,
Fühl' ich den Tod doch in den Adern gleiten.
Vernahmſt du nie von jenem See die Kunde,
Wo einer ganzen Landſchaft reiche Fülle
Verſunken in dem unerforſchten Grunde?
Er ſpiegelt nicht in ſich der Sonne Gluthen,
Der Sterne Glanz, er ruhet öd' und ſtille,
Und nur bisweilen rauſchen dumpf die Fluthen.

13.

In tiefer Nacht im weiten Saal allein,
Den eingebrannte Kerzen matt erhellen,
Da ſitzt ein Haufe wüſter Zechgeſellen,
Und ich bin auch in ihrem wilden Reihn.
In Strömen fließt der feurig ſtarke Wein,
Von heißen Gluthen alle Buſen ſchwellen,
Die Gläſer, angeſtoßen wild, zerſchellen,
Und Taumellieder tönen laut darein.
Da ſchwebt mir vor ein wohlbekanntes Bild,
Von Thränenthau der Augen Glanz getrübt,
Und ſchaut mich an ſo ernſt, und doch ſo mild:
Was ſuchſt du hier ſo bleich und gramerfüllt?
Todt iſt das Herz, das ehmals dich geliebt,
Dafür hauſ't nun ein Weſen, toll und wild.

14.

Entfernt von deinem Lächeln, deinen Blicken,
Erfaßt mich oft ein wunderbares Grauen;
Es wankt das feste, herrliche Vertrauen,
Das, wie ein Fels, ſich niemals ließ verrücken;
Und Stimmen giebt es, welche mich umſtricken:
»Leichtſinnig und betrüglich ſind die Frauen,
Vielleicht gehört auch jene zu den ſchlauen,
Die falſchen Sinn mit ſchöner Decke ſchmücken.«
Doch bin ich wieder bei dir, gleich entſchwindet
Der Zweifel, wie die Nebel vor der Sonne,
Vor deinen klaren Blicken, off'nen Zügen.
Mein Glaube ſteht auf's neue feſtgegründet,
Und tief in meiner Seele ruft's mit Wonne:
Nein, ſolche Augen können nimmer lügen!

15.

Der Wagen hält in ſchöner Bäume Mitte,
Wo Reben dicht ein freundlich Haus umſprießen,
Ich ſeh' die kleine Thüre ſich erſchließen,
Ein lieblich Mädchen ſchreitet aus der Hütte.
Sie nahet ſich mit ſittſam edlem Tritte,
Sie reicht den Krug mit freundlich holdem Grüßen,
Und bei dem Tranke fühl' ich mich's durchfließen,
Als ob mir Feuer in den Adern glitte.

Von ihrem Athem zauberiſch umwallet,
Verſenkt in ihres Auges reine Helle,
Wähn' ich erſehnte Heimath hier gefunden;
Da ſauſ't der Peitſche Schwung, das Horn erſchallet,
Der Wagen rollt davon mit Blitzesſchnelle,
Und Hütt' und Mädchen ſind dem Blick entſchwunden.

16.

Kommt nur ein Mädchen mir vorbeigegangen,
Fühl' ich, wie unwillkührlich zu ihr fliehen
Die Augen, und kann nimmer mich entziehen,
Im Buſen ſüßem, heimlichem Verlangen.
Ich freue mich am Farbenſpiel der Wangen,
Wo Lilien und Roſen lieblich blühen,
Seh' in die Augen, die ſo feurig glühen, —
Doch keine Reize können je mich fangen.
Die Spur des Giftpfeils noch im tiefen Herzen,
Mit dem mich der gewaltigſte der Triebe
Verwundend bracht' in unerhörte Schmerzen,
Will ich, damit ich ſo Vergeltung übe,
Gewarnet nun, mit ihr leichtſinnig ſcherzen,
Wie ehemals mit mir geſcherzt die Liebe.

17.

So wie das Veilchen in verſchwieg'ner Stille,
Von Blüthen, höhern Blumen rings umgeben,
Verlebt ſein mildes, anſpruchloſes Leben,
Und unerkannt verhaucht der Düfte Fülle.
So wohnt in dir, in ſtiller Demuth Hülle,
Das Schönſte, was der Himmel hat zu geben.
Für Tugend ein begeiſtert edles Streben,
Und ahndet nicht, wie es mit Wonn' erfülle.
Daß du nicht fühlſt, wie in den Frühlingsauen
Der ſchönſte Glanz, o Blume, dir verliehen,
Das eben adelt und erhöht dein Weſen.
Seit ich in deinen Augen durfte leſen,
Fühlt' ich es tief in meiner Seele glühen,
Als meinen Sternen ihnen zu vertrauen.

18.

Wie hold ſich dort die grünen Auen breiten,
Von Bäumen, rothen Häuſern licht durchwoben!
Wie, eine von der andern fortgeſchoben,
So friedlich hier die Silberwogen gleiten!
Zugleich verliert in ungemeſſ'nen Weiten
Das Auge ſich, fühlt leiſe ſich nach oben
Zum lieblich blauen Himmelsraum erhoben,
Wo ſtillen Ganges helle Wolken ſchreiten.

Doch was ſich auch in Nähe und in Ferne
Dem überraſchten Blicke möge zeigen,
Als ſeines Schweifens reichliche Belohnung.
Doch ſchimmert eins vor Allen gleich dem Sterne,
Und ſüß beſchränkt muß er ſich nieder neigen
Ins ſtille Thal zu der Geliebten Wohnung.

19.

O Seligkeit, als ſich ſo hold verſchlangen
Die Arme in des Abends ſchöner Kühle!
Nur leiſe bebten in uns die Gefühle,
Geſtillt war jedes wildere Verlangen.
Die ſchönen dunkeln Locken, losgegangen,
Umwebten uns in lieblichem Gewühle,
Die Augen ſpielten ihre ſüßen Spiele,
Und Wangen ruhten ſtill und mild an Wangen.
Die ganze Schöpfung lag in hehrem Schweigen,
Kein Blättchen rauſchte; unſers Athems Weben
Durchflüſterte allein die ſtillen Räume.
Der Mond ſchien liebend ſich zu uns zu neigen,
Und ſandte, von der Sterne Füll' umgeben,
Hernieder ſeine ſchönſten Liebesträume.

20.

Es engt mich ein in ſeine ſtarren Schranken
Der Markt mit ſeinen tauſend Nichtigkeiten,
Und mich umwogt, wie Meereswellen ſtreiten,
Der Menſchenmaſſe wild verwirrtes Schwanken.

Doch ob ſie rufen, lärmen, jubeln, zanken,
Ob rauhe Töne durch die Lüfte gleiten,
Mir iſt es, wie in Waldeseinſamkeiten,
Nichts zügelt die enteilenden Gedanken.
Es dämmert auf im Mondenlicht die ſchöne
Verſchlung'ne Laube, wo in hehrer Stunde
Dein Auge mir den Himmel ſüß erſchloſſen.
Ich denke, wie die heil'gen Thränen floſſen,
Wie hohe Wort' entquollen deinem Munde,
Wie einer ſchönern Erde Geiſtertöne.

Rom's Victoria.

(Zum Theil nach Villemain.)

Von

L. W. C. von Halem.

In der Mitte der großen Halle, in welcher ſich die ehrwürdigen Senatoren des alten Roms verſammelten (eine Verſammlung von Königen nannte ſie der König Jugurtha), ſtand die Bildſäule der Göttin Victoria, nebſt einem ihr geweihten Altare. Sie ſtand dort ſchon zu Cäſars Zeiten, und war, ein Gebilde Griechiſcher Kunſt, ſchon früher aus Tarent nach Rom gebracht worden. Sie war abgebildet in ehrfurchtgebietender Geſtalt, auf einer Kugel ſtehend, in fliegendem Gewande, mit ausgebreiteten Flügeln, eine Lorbeerkrone in der ausgeſtreckten Rechten haltend. An ihrem Altare legten die Senatoren den Eid der Treue gegen die Geſetze des Kaiſers und des Reiches ab, und vor jeder Berathſchlagung wurde auf demſelben ein feierliches Opfer von Wein und Weihrauch dargebracht.

Faſt 400 Jahre lang hatte der Altar der Siegesgöttin gleichſam den Mittelpunkt der Weltherr-

schaft bezeichnet, als Constantin (311) die Götter seiner Vorfahren mit der Religion der Christen vertauschte. Aber weder Constantin, noch seine nächsten Nachfolger wagten es, die Siegesgöttin von ihrem erhabenen Standpunkte zu vertreiben *); ja, beinahe 100 Jahre nach Constantins Bekehrung sah man noch über 400 Tempel in Rom, von deren Altären der Dampf der den alten Göttern dargebrachten Opfer emporstieg. Noch fast 100 Jahre lang nach Constantin bestand die über tausend Jahre vorher von Numa gestiftete Staatsreligion, unter deren Auspicien Rom zu seiner beispiellosen Größe emporgestiegen war; noch bestanden in Rom die 15 Pontifices, die 15 Augures, die 15 Bewahrer der Sibyllinischen Bücher, die 6 das Palladium bewachenden Vestalinnen, die 3 Flamines, der Rex sacrificulus u. s. w.; noch hatte sich die große Mehrzahl der Römischen Senatoren nicht der Hofreligion zugewandt, und die Religion Numa's war noch immer die constitutionelle des Senates. Auch die Landbewohner waren der alten Religion noch immer sehr zugethan, woher der Name pagani um diese Zeit entstand.

*) So ließ auch Luther das Zeichen des Kreuzes, des Baniers der neuen Roma, vorläufig bestehen. Diejenigen, die neulich in Paris es zu stürzen wagten, waren Unberufene; non tali auxilio etc.

Der kurzen Regierung des jungen, von Bischöfen geleiteten, Kaisers Gratianus (gestorben i. J. 383) war es vorbehalten, die Siegesgöttin aus dem Senat zu verbannen, und dadurch den nahen Fall des uralten Reiches gleichsam symbolisch anzudeuten. Es fand jedoch die Göttin, vor ihrer gänzlichen Vertreibung, einen des alten Roms nicht ganz unwürdigen Vertheidiger.

Quintus Aurelius Symmachus war um diese Zeit erst Oberpriester, Quästor und Prätor, dann Proconsul in Afrika, wo ihm eine Ehrensäule gesetzt wurde, ferner Präfect von Rom, darauf Consul, auch kaiserlicher Comes. Er war der größte Gelehrte und Redner seiner Zeit, und suchte Plinius den Jüngeren nachzuahmen. — Als daher die Mehrheit des Senats im J. 384 beschloß, eine Deputation an den Nachfolger Gratians, den Kaiser Valentinian II., zu senden, um ihn um die Wiederherstellung des Altars der Victoria anzuflehen, wurde Symmachus zum Anführer und Redner dieser Deputation ernannt. Es war eine sehr schwierige Aufgabe, da er nichts durfte einfließen lassen, was als Herabwürdigung der Religion des Kaisers hätte ausgelegt werden können. Seine merkwürdige Rede stellt uns gleichsam den letzten entscheidenden Kampf zwischen der alten und neuen Religion dar. Der Redner sucht den jungen Fürsten, insbesondere

durch den Rückblick auf die ſo lange ſiegreichen Waffen der Römer zu bewegen. »Laß uns, o Kaiſer, wenigſtens dem Namen der Victoria huldigen, wenn wir auch der Gottheit dieſe Huldigung verweigern. Groß iſt die Liebe zur alten Gewohnheit. Erlaube den Senatoren, daß ſie die Traditionen, die ſie in ihrer Jugend empfingen, in ihrem Alter auf ihre Nachkommen fortpflanzen! Wo ſollen denn künftig die Senatoren den Eid ablegen auf Deine Geſetze und auf Deine Worte? Die Gottheit iſt freilich allenthalben, und es giebt kein Aſyl für den Meineidigen. Aber die Gegenwart eines uralten geheiligten Gegenſtandes iſt doch ein mächtiges Hülfsmittel gegen das Verbrechen. Jener Altar war das Band unſerer Eintracht, und leiſtete Gewähr für unſere Treue; — ja, Du ſelbſt ſtehſt unter dem Schutz jenes Eides. — Deine Vorfahren hielten die Privilegien unſerer Prieſter und der heiligen Jungfrauen aufrecht, bewilligten die Koſten zu unſeren Ceremonien und ſchützten die alten Religionsgebräuche des Reiches, obgleich ſie ſelbſt einem andern Glauben folgten. Das Schickſal hat verſchiedenen Völkern verſchiedene göttliche Schutzgeiſter zugetheilt; faſt jede Stadt hat ihre beſonderen Schutzgottheiten; und im Grunde hat jeder Menſch ſeine beſonderen Gebräuche und ſeinen Cultus.« — Darauf führt der Redner die Göttin Roma ſelbſt

redend ein: »Vater des Vaterlandes! ehre das Alter, zu welchem ich unter dem heiligen Gesetze gelangt bin, und laß mir meine alten Gebräuche! Diese alte Religion hat mir die Welt unterworfen, diese heiligen Gebräuche haben die Gallier vom Capitol, Hannibal von unseren Thoren abgewandt! Sollte ich in meinem hohen Alter so verachtet werden! Ich kenne nicht die neue Lehre, die man mich anzunehmen auffordert; aber das weiß ich, daß Abänderung des Alten immer ein undankbares und unrühmliches Geschäft ist.« — Der Redner fährt dann wieder im eigenen Namen fort: »Unter so vielen Formen der Anbetung erkennen wir immer nur eine einzige Gottheit. Wir beschauen ja dieselben Gestirne; derselbe Himmel ist uns allen gemein, und dieselbe Welt umfängt uns. Jeder suchet die Wahrheit nach seiner Weise. Es giebt viele Wege, um zu dem großen Geheimnisse der Natur zu gelangen. Darum flehen wir Dich an um Frieden für die himmlischen Götter des Vaterlandes!«

Vielleicht hätte der schwache Valentinian sich durch die Furcht, daß mit der Siegesgöttin sich auch der Sieg von seinen Waffen entfernen möchte, bewegen lassen, dem Senat seinen ersehnten Altar wieder zu schenken, wenn nicht sein Hauptrathgeber, der heilige Ambrosius, Bischof von Mailand, die

Rede des Symmachus durch eine Rede im entgegengesetzten Sinne erwiedert hätte.

Dieser Ambrosius war auf eine gar sonderbare Weise zum Christenthum und zum Bisthum gelangt. Aus einer alten Römischen Familie abstammend, bekleidete er die wichtige Stelle eines kaiserlichen Präfecten in Mailand, und hing, wie Symmachus, der Religion seiner Väter an. Als einst in dem Versammlungsorte der Christen, wo sich die Gemeinde zur Wahl eines neuen Bischofs vereinigt hatte, ein Getümmel, durch eine zwischen zwei Competenten streitige Wahl veranlaßt, entstand, verfügte sich Ambrosius dahin, um, vermöge seines Amts als Präfect, Ruhe zu gebieten. Ein Kind, welches ihn zuerst erblickte, rief laut: Ambrosius! Mehrere der Umstehenden wiederholten das Wort; andere Entferntere glaubten, es sei dies der Name eines zum Bischof laut vorgeschlagenen Mitglieds der Gemeine; und plötzlich vereinigten sich Alle einstimmig, da sie über die beiden ersten Candidaten nicht hatten einig werden können, in der Wahl dieses dritten. Obgleich es sich bald zeigte, daß dieser Ambrosius der heidnische Präfect sei, und obgleich dieser protestirte, daß er, ein Ungetaufter, ja nicht Bischof werden könne, so hörte man doch nicht auf, in ihn zu dringen, dieser sonderbaren Wahl zu folgen; denn man fing nun an, dies Ereigniß für ein

Wunder, und die Stimme, die den Nämen gerufen, für die Stimme Gottes zu halten. Ambrosius stellte jetzt die Betrachtung an, daß er als Bischof könnte der Gewissensrath des Kaisers und der Regent des Reiches werden; er ließ sich also schnell taufen, und ward gleich darauf zum Bischof geweiht.

Dieser Ambrosius war es nun, der sich den Bemühungen des Symmachus, um Wiederherstellung des Altars der Victoria, aufs eifrigste widersetzte. Ambrosius war ein für seine Zeit gelehrter Mann *), als Redner war er aber eben so weit vom Symmachus entfernt, als dieser vom Plinius, den er vergeblich zu erreichen sich bemühte.

Er zeigt in seiner Anrede an den Kaiser, worin er sehr geschickt die Schwächen und Sophismen seines Gegners zu benutzen weiß, zuerst, wie grausam es sein würde, die christlichen Senatoren zu zwingen, den Geruch des Opferdampfes mit einzuziehen. Dann fährt er, den Symmachus anredend, fort: „Du führst Roma redend ein, aber Du legst ihr eine falsche Rede unter; sie spricht vielmehr Folgendes: „Warum verunreiniget ihr mich noch täglich mit dem unnützen Opfer so vieler Thiere? Nicht in den Eingeweiden der Opfer findet man den

*) Der Ambrosianische Lobgesang, oder das Tedeum, welcher ihm gewöhnlich beigelegt wird, ist untergeschoben und spätern Ursprungs.

Sieg, sondern in der Tapferkeit der Legionen. Die Waffen Camills vertrieben die Gallier aus dem Capitol; Eure Götter hatten sie nicht vertrieben. Nicht durch Altäre des Capitols, sondern durch seine Legionen besiegte Scipio den Hannibal. „Ich bedaure meine vorigen Irrthümer, und ich erröthe nicht, im Alter zu einer besseren Lehre überzugehen. Ich kannte den wahren Gott eben so wenig, als die Barbaren ihn kannten. Ich erkenne nunmehr die Geheimnisse des Himmels durch das Zeugniß Gottes, nicht durch das Zeugniß des Menschen, der sich selbst nicht kennt. Wer verdient wohl mehr Glauben über das Wesen der Gottheit, als Gott selbst? Wie kann ich Denen glauben, welche gestehen, daß sie selbst nicht wissen, wen sie anbeten?« — — Dann führt Ambrosius sehr gut aus, daß es eine falsche Behauptung sei, wenn man die Beibehaltung des Alten unbedingt anpreise. Das ganze Menschengeschlecht würde nach dieser Behauptung in beständiger Kindheit und Unwissenheit erhalten werden müssen. — Zuletzt erhebt er sich zu der Höhe des Christenthums, und beweiset, daß nur bei dessen Lehre Rettung zu finden sei, der Polytheismus aber unvermeidlich zum Verderben führe.

Die Worte des vom Kaiser hochgeehrten Bischofs siegten, und die Victoria ward nicht wieder hergestellt. — Noch kräftiger, als die Worte des

Biſchofs, wirkten 10 Jahre ſpäter (394) die Worte des ſiegenden Theodoſius. Nachdem er die Bilder der Götter hinter ſeinem Thriumphwagen hergeſchleift hatte, erſchien er im Senat, und forderte — ein ſeltſames Gaukelſpiel! — mit allen alten republikaniſchen Formen ein feierliches Senatsconſultum über die Frage: »Ob künftig die Anbetung Jupiters oder die Anbetung Chriſti die Religion Rom's ſein ſolle?« — Alle Senatoren, auch die Nichtchriſten, gaben ſchnell derjenigen Religion ihren Beifall, für welche ſich der ſiegende Alleinherrſcher ſo kräftig erklärt hatte.

War gleich das Chriſtenthum, welches Theodoſius gegen das Jahr 400, und Carl der Große 400 Jahre ſpäter unter unſeren Saſſiſchen Vorfahren mit der Gewalt des Schwertes einführten, weit entfernt von der Religion Jeſu, welche Gott im Geiſt und in der Wahrheit anbeten lehrt, ſo war es doch die erſte Stufe, die zu dieſer leitete. — Es bedurfte mehr als eines Jahrtauſends (nach Theodoſius; 600 Jahre nach Carl dem Großen), ehe die Chriſtenheit durch Luthers Reinigung einen zweiten Schritt zur höhern Erkenntniß that. — Luther, ſelbſt die Infallibilität bekämpfend, hielt ſich nicht für infallibel, und der menſchliche Geiſt ſchreitet im Ganzen unaufhaltſam fort. Wann wird, unter den Auſpi-

cien eines zweiten Luthers, eine dritte Stufe erſtiegen werden, durch welche eine, ſchon lange im Stillen vorbereitete, noch reinere Anſicht der Religion Chriſti legitimirt wird?

Die Kleine.

Von

A. von Rennenkampff.

Mein Freund Kronſtein war in Rom eingetroffen. Wir machten im Frühlinge Villegiatura nach Landesſitte, und zwar in Albano. Von den Schönheiten in den näheren und ferneren Umgebungen dieſes Ortes, den die alte Via Appia mit Rom verbindet, kann ſich der keine Vorſtellung machen, der das Lateiner-Gebirge, dieſen Zweig des Appennins, nicht kennt. Dazu zähle man den Zauber der Jahreszeit, den Anfang des Tages, ſo wird man begreifen, daß wir in Genüſſen ſchwelgten, die keine andere Gegend Europens uns ſo hätte bieten können. Wir bedurften nur der Einſamkeit, um uns beſeligt zu fühlen.

Wie aber Entbehrungen den Genuß erhöhen, ſo machten auch wir von Zeit zu Zeit kurze Abweſenheiten, und erfreuten uns dann unſers Paradieſes doppelt. Wir bereiſeten nämlich die Gegend ringsum planmäßig, da ich meinen Freund mit dieſem Schauplatze des claſſiſchen Alterthums genau bekannt

zu machen wünſchte. Einſt fiel mir ein, eine ſolche Excurſion in größerer Geſellſchaft zu machen. Denn da ich meinem Freunde die Honneurs von Italien machte, wollte ich ihn auch eine der eigenthümlichſten Arten der Fremden kennen lehren, die dies ſchöne Land beſuchen. Das ſchien mir zum Ganzen zu gehören.

Unter den Fremden, die hier für wenig Geld große Paläſte miethen, gab es zwei Engländerinnen, Madame B., eine Wittwe von dreißig und einigen Jahren, und ihre um etwa zehn Jahre ältere Schwägerin, Miß B. Dieſe Damen lebten bereits ſeit drei oder vier Jahren in Italien, und waren dennoch ſo vollkommen Engliſch in allen kleinſten Details geblieben, daß unter Proben europäiſcher Nationen Niemand beſſer, als ſie, die ihrige hätte repräſentiren können. Die ſich immer gleichbleibende Gutmüthigkeit, unbefangene Theilnahme und vorleuchtende Wärme und Redlichkeit der Wittwe, machte ſie bei ihren Bekannten ſo beliebt, daß es Keinem einfiel, ihre ſteife Unbehülflichkeit zu belächeln. Miß B. war überaus häßlich, kupfrig, bis zur lächerlichſten Carricatur gezwungen, verdreht, unbeholfen in ihrem ganzen Weſen, das beſonders ein Zug von Bösartigkeit auszeichnete, den der Durſt nach Rache, gegen widrige Lebensereigniſſe, unbeſtimmt nach allen Seiten hin verbreitete.

Im Gefolge dieſer Damen ſah man zu jeder Zeit ein überaus reizendes Geſchöpf von etwa ſechzehn Jahren. Marianina war ein armes Mädchen aus Perugia, deren Familie eine derjenigen war, die Madame B. aus Mitleiden erhielt. Sie galt für eine der ausgezeichnetſten Schönheiten Roms. Sie trieb einen wunderlich-poſſenhaften Liebeshandel mit faſt allen ultramontaniſchen Künſtlern und Kunſtliebhabern, die durch ihre Schönheit mächtig angezogen wurden. Madame B. fand ſich geſchmeichelt, daß ihr Haus ſo viel Beifall bei den fremden Gentlemens fand, und ahnete in ihrer Unſchuld nicht, wem dieſer Beifall galt. Das Mädchen war faſt immer ausgelaſſen luſtig, wie befriedigte Eitelkeit. Wir nannten ſie ſchlechthin die Kleine. Sie ſtand zwar unter der Aufſicht einer alten Duenna; weil dieſe aber Abends gewöhnlich betrunken war, ſo ſchlief die Kleine in dem Zimmer der Madame B., die ſie dadurch vor aller Verführung ſicher zu bewahren meinte.

Ein Geſellſchafter der Damen zu dieſer Zeit war ein deutſcher Arzt, der dem verſtorbenen Herrn B. zur Euthanaſie verholfen hatte, und ſeitdem der Hausfreund und männliche Beiſtand der verlaſſenen Wittwe war. Man nannte ihn in Rom ganz ernſthaft l'amico di Madama B., was in einem Lande, wo Niemand ſich um die häuslichen Angele-

genheiten des Nachbars bekümmert, ein ganz oſtenſibler Titel iſt. Mit jenen drei Frauenzimmern ſaß dieſer Doctor, am Morgen der Abreiſe, in einer groſſen Kutſche, die außer dieſen Schätzen und Schätzchen noch vielerlei andere vortreffliche Dinge enthielt, die wir ſpäter kennen lernen ſollten.

Niemand hatte nach dem Ziel der Reiſe gefragt. Das hatte man mir überlaſſen, der ich den Cicerone vorſtellte. Ich hielt mich daher ganz bequem in den Gränzen des Planes meiner antiquariſchen Ausflüge, und inſtruirte Abends zuvor den Kutſcher der Damen. Früh am Morgen beſtiegen wir, Kronſtein und ich, unſere Pferde. Wir machten einen Umweg, um mancherlei altes Gemäuer und hiſtoriſch wichtige Punkte in Augenſchein zu nehmen. Sodann zogen wir im langſam fördernden Schritt durch das weite, überaus reizende Thal Vallarriccia, auf das maleriſch das groſſartige Gebirge herabſchaut. Alles blühete und duftete. Der Morgenthau verklärte alles Grün. Lerchen ſtiegen und erfüllten die Lüfte mit Wohllaut. Lange Schatten erhoben das ſtrahlende Licht. Die Sonne erhöhete die Pracht der Farben. Der weite blaue Himmel hatte kein Wölkchen.

Nach und nach ward die Gegend eintöniger. Eine weite Ebene dehnte ſich vor uns aus im matten Blau des blühenden Aſphodalus. Der Weg drohete weiterhin ganz zu verſchwinden. Die Ein-

samkeit war nicht mehr schön. Die Hitze ward lästig. Nach einiger Zeit zeigten sich hie und da Büsche, junges Gehölz. Große Herden munterer Pferde weideten hier und liefen frei in der Wildniß umher, setzten aber oft die unsrigen in keine geringe Verlegenheit. Endlich öffnete sich die Aussicht auf's weite Meer, und wir trafen gegen elf Uhr in Porto d'Ango ein. Das war einst Antium. Jetzt ist's ein elender Ort von wenigen schlechten Häusern und einem Galeerengefängniß auf einer Landzunge. Die Trümmer der Mauer des alten Hafens im Meere sind nothdürftig erhalten, und geben noch jetzt einigen leichten Fahrzeugen und Galeeren Schutz.

Die große Kutsche stand auf der Straße; neben ihr unsere Damen, die, mit ihren Schnupftüchern heftig winkend, wie kleine Windmühlen im Sturm aussahen. Sie waren in der lächerlichsten Verzweiflung. Sie hatten sich niederlassen und ihre Lebensmittel auftischen wollen, aber kein Etablissement gefunden. Die Hütten waren schmutzig, die Leute ungefällig, man hatte ihnen nicht einmal Tische und Bänke unter einen schattigen Baum tragen wollen. Der liebe Doctor war darüber grob geworden, und der Hausherr hatte sein Messer gezogen, worauf das Zetergeschrei des Bedroheten die Frauen in die qualvollste Angst versetzte. Man hielt uns nämlich für Franzosen, deren Truppen seit einigen

Monaten die Küſte beſetzt hielten. Ich wendete meinen Falben nach der Villa Corſini, hoch auf einem Hügel, da ich gehört hatte, daß ſie von neufränkiſchen Kriegern eingenommen ſei. Man meldete mich bei dem Commandanten des ſeit Kurzem leicht befeſtigten Schloſſes. Ich fand den Huſaren-Rittmeiſter Lamaire mit acht Officieren und einigen Anderen bei Tiſche. Er hatte kaum die Verlegenheit meiner Damen erfahren, als er ſie höflichſt einladen ließ, in dem großen, öden Pallaſte ſich's ſo bequem zu machen, als es die Umſtände nur immer erlauben möchten.

Schwer herein ſchwankte die Kutſche über die Brücke in den Schloßhof. Man machte Bekanntſchaft. Der Doctor betrieb die Anſtalten der Leibesnahrung. Madame B. lud die Officiere zum Eſſen ein. Francesco erhielt den Befehl, zu ſerviren. Von dem Commandantentiſche wurden die magern Wachteln und herben Büffelkäſe eiligſt abgeräumt. In Erwartung der Dinge, die kommen ſollten, bereicherten die Damen ihre naturhiſtoriſchen Kenntniſſe auf ergötzliche Weiſe. Die Proviſion der Officiere nämlich, ein Paar Hundert kleine Landſchildkröten, lief luſtig in den Zimmern und zwiſchen unſeren Füßen herum. Indeſſen hatte ſich die ganze Garniſon an die Fenſter gelagert, und ward in fortgeſetzten Ausrufungen des Erſtaunens laut.

Es war aber auch unten im Hofe ein Schauspiel der höchsten Bewunderung würdig. Der alte Francesco quälte sich, den Wagen abzupacken. Zuerst setzte er eine ungeheure Blechtrommel auf's Steinpflaster, und seufzte unter der Last. Ein Rostbeef füllte ihren ganzen Raum aus. Darauf warf er eine Menge kleinerer Packete heraus, gebratene Hühner, Tauben, Hasen, Schinken, Würste u. s. w. Vorsichtiger ging er um mit Plumpudding und Reispudding. Zu dem Bisherigen ward noch ein großer Kasten mit Fächern gesellt, angefüllt mit Zucker, Kaffee, Thee, Chocolate, Gewürzen aller Art, zumal Cajennepfeffer und Soja. Dann folgte mehreres elegantes und compendiöses Küchengeräth, auch Mundtassen in Futteralen. Endlich ein riesengroßes Flaschenfutter mit vier und zwanzig großen Flaschen voll Portwein, Chery und vino di granatina, einem feurigen Castilianer. Als der Haufen im Hofe da lag, konnte gewiß Niemand begreifen, wie der, nebst fünf Personen, in und auf dem einen Wagen Platz gehabt hatte. Bei jedem einzelnen Packet hatte der Doctor mit Wohlgefallen den Officieren den Inhalt desselben bekannt gemacht. Wie glänzten die Augen der Gäste, als nun Francesco, mit Hülfe meines Reitknechts, die Vorräthe in den Saal trug! Wie bereitwillig half Jeder die Tafel rüsten!

Als solchergestalt das Thier in den Herren ab-

gefunden war, kam bald der Gott in ihnen zur Sprache. Doch sprach er ausschließlich nur für die reizende Marianina. Der schöne Rittmeister in der glänzenden Uniform nahm die Kleine gleich zu sich, schlug uns einen Spaziergang vor, und eröffnete ohne Umstände den Zug. Wir Anderen wurden anfänglich, wie gezwungen, einiger Worte gewürdigt; bald aber war die ganze Garnison hinter der Kleinen her. Unsere Damen ließen die üble Laune an uns aus, und folgten gravitätisch. Ermüdet in drückender Hitze gelangten wir an einen Pavillon auf einem hohen Felsen, dessen Fuß das Meer bespülte. Eine Treppe im Felsen geleitete uns hinunter, wo wir in einer geschmückten Schaluppe Platz nahmen. Die Kleine erhielt den place d'honneur, und alle Uniformen lagerten sich in ihre Nähe. Wir Anderen bedienten unsere Engländerinnen so gut als es gehen wollte. Wir fuhren die Küste entlang gen Süden, nach Nettuno, dem Ziel unserer Tagereise, eine Stunde weit von Porto d'Anzo. Von dem Fort zu Nettuno fielen schon aus der Ferne bei unserer Annäherung einige Kanonenschüsse. »C'est en Votre honneur, charmante Mariane!« rief der Commandant hingerissen aus. Die reizlose Miß hätte vor Verdruß wahnsinnig werden mögen. Sie beging eine Menge Thorheiten auf ungeschickte Weise und verunglückte Versuche, die Aufmerksamkeit der jungen Herren auf sich zu lenken. Endlich

gelang es ihr wirklich. Sie fragte, ob das Meerwasser trinkbar sei, und weil man's verneinte, schöpfte sie sogleich und trank mehrere Becher voll hinter einander aus. Man sah sie mit Verwunderung an. Plötzlich ward sie bleich, bekam das heftigste Unwohlsein und fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Jedermann war mit Hülfsleistungen um sie beschäftigt. Wir landeten. Einer Leiche gleich, ward sie von vier Männern ins Haus getragen. Die Officiere empfahlen sich höflich, drückten draußen der Kleinen Mann für Mann die Hand und rembarkirten sich.

Madame B. und der Doctor waren mit der Kranken beschäftigt. Marianina mußte Wäsche und Kleider auspacken. Der Kammerdiener war schon wieder in der Küche thätig. Ich durchlief mit Kronstein die Stadt und ihre nächste Umgegend. Das Landvolk aus der Gegend war zum Feste des heiligen Rochus versammelt, im nationalen Festschmucke, der hier sehr schön ist, zumal die Tracht der Frauen. Wir unterhielten uns lange am Meerstrande mit den Naturalien und Anticaglien; eine sehr anziehende Unterhaltung! Wir zeichneten das schroff aufgethürmte Meerufer und die Stadt in Umrissen. Die Sonne neigte sich; wir kehrten zu unseren Damen zurück, den Sonnenuntergang aus den hohen Fenstern bequem zu betrachten.

Hier war nun schon der Thee bereitet. Unterdessen man uns erwartete, erging ein strenges Gericht über Marianinens und ihrer indiscreten Verehrer Betragen. Die Indignation der Damen loderte, wie ein lang unterdrücktes Feuer, in hellen Flammen auf, während der Doctor die Brotschnitte zum Thee auf Kohlen röstete. Madame B. tadelte mit strengem Ernst, in kurzen Phrasen. Sie entschuldigte die Kleine mit ihrer Jugend und Unerfahrenheit und mit der Zudringlichkeit einer ganzen Garnison. Dieser kam wiederum bei ihr zu statten, daß sie in der Reisegesellschaft unbekannt, besonders daß sie nun einmal Franzosen seien, in welcher Nation, wie verlaute, die Galanterie eine Pflicht, die Uebertreibung aber fashion sei. Die brittische Jungfrau dagegen fand keine Gränzen in ihrem Zorn. Sie schien sich von ihrem Uebelbefinden nur dazu erholt zu haben, um einem größern Uebel Luft zu machen.

Diese Unterhaltung ward durch die Ankunft eines lächerlich und altmodisch aufgeputzten Einheimischen unterbrochen. Er gab sich uns sogleich als den Canonicus Ottolini zu erkennen. Ihm würden, versicherte er, alle wißbegierigen Fremden von Rom aus zugewiesen. Er geleite sie belehrend zu den Alterthümern von Antium und der Gegend umher, und begnügte sich für diese Mühwaltung mit einem

Zechino d'Olanda täglich. Er ſetze voraus, daß auch wir mit Briefen für ihn verſehen ſeien. Wir dankten ihm für ſo viel zuvorkommende Dienſtbefliſſenheit. Er fuhr ſo eifrig in der Zuvorkommenheit fort, daß er uns nicht zur Einladung kommen ließ. Er nahm ſogleich einen Stuhl und ſetzte ſich ohne Umſtände. Madame B. begann die Unterredung mit einer allgemeinen Nachfrage, Nettuno's Alterthümer betreffend. »Was ſie nur immer fragen können,« verſetzte der Canonicus, »beantwortet dieß Heft. Es enthält alle hieher gehörige Auszüge aus dem Eschinardi und dem Muratori. Aus ganz beſonderer Hochachtung und Freundſchaft überlaſſe ich es Ihnen für vier Zechini. Die Gelehrten vertiefen ſich gewöhnlich ſo ſehr in unfruchtbare Unterſuchungen alter Schriften, daß ihnen die Welt ganz fremd wird. Dadurch werden ſie den Perſonen der großen Welt ungenießbar, ja ſo zu ſagen, ganz dumm. So bin ich aber nicht. Ich bin von der hochadeligen Familie Ottolini, in der ſeit undenklichen Zeiten immer ein ſehr guter Ton geherrſcht hat. Ich verſtehe mich daher ſehr wohl auf die franzöſiſche Galanterie. Ueberhaupt, meine Damen, bin ich von Jugend auf ein ſchwärmeriſcher Freund Ihrer Nation geweſen.« — »Wir ſind keine Franzöſinnen!« unterbrach ihn Madame B. Ganz erſchrocken entſchuldigte er: »Sie ſprechen die Sprache

ſo ſchön! Wie konnte ich anders glauben!« — »Ei!« fiel die zornige Miß ein, »die Sprache iſt auch noch das einzige Gute an den Franzoſen. Sie ſind ungezogene Laffen! Betrüger! gemeines Pack!« Der Canonicus erſchrak noch heftiger. Die Schwägerin und der Doctor nicht viel weniger. Wir Anderen hatten die größte Mühe, nicht laut zu lachen, zumal über das reichlich geſpendete Lob der Sprache. Sie lautete von allen Seiten her wie eine Art lingua franca.

Die Damen ſprachen mit zuſammengebiſſenen Zähnen, ſtotternd, erröthend, ſich beſinnend. Sie gaben jedem Worte falſchen Accent und miſchten engliſche Worte, ja ganze Phraſen ein. Sie brauchten ein Wort für's andere, und zu einem eigentlichen Geſpräch kam es mit ihnen nie. In einer Tanzgeſellſchaft wurde die Miß von einer Nachbarin aufmerkſam gemacht, daß ihr Kleid zerriſſen ſei. »Je sais bien,« antwortete ſie, »un gentilhomme m'a monté dessus.« Von dieſen Damen hatte Marianina Franzöſiſch gelernt. Es läßt ſich denken, wie gut ſie es ſprach. Der Doctor konnte noch weniger damit fertig werden. Vergeblich zappelte er oft mit Händen und Füßen, die Worte blieben hartnäckig aus. Kamen ſie endlich, ſo war es ſchwer, die Germanismen zu errathen. Dennoch war dies Kauderwelſch das einzige Mittel der Mittheilung. Die

Damen hatten nicht Italieniſch, nicht Deutſch, der Doctor nicht Engliſch gelernt. Das Geſchwätz des Nettuneſers klang noch am luſtigſten. Er ſprach hochtrabend in der bekannten italieniſchen Manier, jedoch mit einer Ausnahme. Er hatte gehört, man werfe ſeinen Landsleuten vor, ou für u zu ſagen. Dieſen Fehler zu vermeiden, ſprach er nur u, niemals ou. Alſo z. B.: c'est un fu! u curez-vu? truvez-vu? u. ſ. w. —

Kronſtein und ich waren mit der Sonne wach und munter. Im Hauſe war es ſtill. Nur der alte Francesco in der Küche zerarbeitete ſich ſchon wieder an den Vorbereitungen zu Thee, Kaffee, Chocolate, geröſteten Scheiben und Butterbrot. Der Kutſcher und mein Reitknecht ſtriegelten pfeifend die ſtampfenden Roſſe hinter dem Hauſe. Von da breitete ſich ein grünes Saatfeld bis zu einem Eichenwalde, der es rings begränzte. Die noch niedrige Morgenſonne beglänzte das friſche Grün im perlenden Thau. Ein ſanfter Luftzug erfriſchte die glühenden Wangen. Alles glänzte, wie ein Menſchenauge, in Freude und Entzücken. Fern aus der blauen Höhe trillerten Lerchen herab. Sonſt war es ſo ſtill und heimlich hier, wie es die Unſchuld zur Morgenandacht herbeiwinkt. Gewaltſam überraſcht wird man dagegen auf der andern Seite des Hauſes. Es liegt hoch auf überhängendem Felſen am

unermeßlichen Meere. Rechts, gen Nordweſten, trat im höchſten Sonnenglanze, mit ſeinem Molo und Leuchtthurme, Porto d'Anzo weit ins Meer hinaus. Vor uns die Meereslinie, ſcharf gezogen, von keiner Inſel unterbrochen. Die Fläche ſanft gekräuſelt vom Morgenhauche. Der Himmel im dunkeln Blau, doch warm und klar. Links im Schatten, etwa zwei Hundert Schritte weit, die düſtere Stadt Nettuno, mit ihren hellen, ſcharf gerandeten Feſtungsthürmen. Weiter hinaus die ſüdliche Küſte im Lichte, der Thurm Aſtura, die ſchön gebogene Meeresgränze bis zum blau dämmernden Vorgebirge der Circe in der Ferne. Dort beginnen die ſogenannten pontiniſchen Sümpfe, die jetzt die Morgennebel deckten, und ziehen an der Küſte hin bis über unſere Gegend nördlich hinaus.

Das Haus gehört meinem alten Bekannten, Giuſeppe Ferrari, den ich von unſerm Beſuche benachrichtigt hatte. Er räumt gern das obere Stockwerk Fremden ein. Die Leute ſind die Gefälligkeit und Gutmüthigkeit ſelbſt. Die Betten ſind vortrefflich; alles übrige Hausgeräth von kaum erträglicher Unbequemlichkeit. Was wir zur Nahrung und Bequemlichkeit bedürfen, wird von der Mutter und Frau des Hauſes eingekauft und beſorgt. Bei der Abreiſe berichtigt man die gewiſſenhaft berechneten Auslagen und giebt ein Geſchenk per la famiglia.

Um acht Uhr war man endlich mit dem Frühstück fertig. Die Somarata nahm den Weg an der südlichen Meeresküste hin. Der Canonicus hielt sich zu den Damen, und machte sie auf seine Weise mit der Gegend bekannt. Die Unterhaltung in lingua franca ward hier noch dadurch sehr erschwert, daß die eigensinnigen Esel immer hinter einander gehen wollen, und oft mit der größten Mühe nicht neben einander gehalten werden können, was doch selbst im gewöhnlichen, leichtverständlichen Gespräch unentbehrlich ist. Ich machte den Cicerone meines Freundes. Wir verweilten, wo wir mochten, und holten die Gesellschaft leicht wieder ein, da wir zu Pferde waren.

Der Strand ist hier flach, sandig, öde und leer. Von dem alten Gemäuer, das, hie und da zerstreut auf Anhöhen, sich kaum über den Sand erhebt, ist nichts zu rühmen. Die Tradition giebt ihm freilich berühmte Namen. Ihr widerspricht aber die Geschichte oft sehr bestimmt. Die ansehnlichste dieser Trümmer ist fünf bis sechs Miglien von Nettuno entfernt. Sie heißt im Munde des Volks Villa des Cicero. Auch die Antiquare nennen sie so, und verwechseln sie oft mit dem Formianum Cicero's. Dieß lag aber achtzig Miglien südlicher, bei Gaeta. Die Beschreibung der Gegend paßt dagegen aber auf Antium, nicht auf Gaeta. Auf solche Widersprüche

ſtößt man überall. Es wären vielleicht keine Widerſprüche, wenn man bedächte, daß die Gegend ſeit zwei Tauſend Jahren ſich gar ſehr verändert haben muß. Was die Tradition bei Gaeta den Thurm des Cicero nennt, iſt das Grabmahl des Munatius Plancus. Es ſteht auf einer weiten Ebene, der Rücken eines Granitfelſens. Am Meere iſt die Ebene ſenkrecht abgeſchnitten, eine Granitwand von ein Paar Hundert Fuß Tiefe. Die Ebene iſt durch einen langen Spalt getheilt, bis unter die Meeresfläche. In dieſem Spalt hat man eine zierliche, freundliche Kirche gebaut. Sie liegt auf Bogen, in halber Höhe des Spaltes. Von oben ſieht man eben ſo tief zu der Kirche hinab, als man von unten, aus der Barke, zu ihr hinauf ſieht. Man ſieht hieraus, wie unähnlich die Gegend bei Gaeta dem flachen, ſandigen Meerſtrande bei Nettuno iſt.

Unterhaltend war uns hier am Strande die eigenthümliche Art des Wachtelfanges. Man ſieht hie und da ſechs bis ſieben Fuß hohe und etwa hundert Schritte lange Wände von ſenkrecht aufgeſtellten Netzen am Meere. Die Wachteln kommen in dieſer Jahrszeit in großen Schaaren von Afrika herüber, ununterbrochen ziehend, ohne irgend wo zu verweilen oder auszuruhen. Ermüdet von ſo weitem Zuge, fliegen ſie ſehr niedrig über der Meeresfläche, und fallen ermattet an den Netzen hin.

Sie können hier mehrere Tage lang liegen bleiben, ohne von den Netzen los zu kommen. Ein entschiedener Zugvogel-Instinkt scheint sie zu verhindern, gegen das Meer zu fliegen, um so die Netze zu überflügeln. Unaufhörlich flattern sie gegen die Netzwand, nordwärts, und werden mit Händen gegriffen. Tödtet man sie gleich bei ihrer Ankunft, so findet man in ihren Kröpfen Saamenkörner, die während des langen Fluges unverdaut blieben. Von diesen Saamenkörnern lassen sich Pflanzen ziehen, die nur in Afrika zu Hause sind, und ohne diese auffallende Transplantation vielleicht nie nach Europa gekommen wären. Aus Saamenkörnern, die ich hier den Wachteln habe abnehmen lassen, hat Graf Tomati in Rom das allerschönste Blumen-Parterre gezogen. Es waren verschiedene Spielarten der bekannten impatiens balsamina. Nur waren die Blüthen größer, als unsere größten Provinzrosen; die Farben von unendlicher Mannigfaltigkeit und von nie gesehener Pracht und Schönheit. Das Volk an der ganzen Südwestküste lebt einen großen Theil des Jahres nur von Wachteln.

Eine andere Erscheinung erregte allgemeine Theilnahme. Vom Ufer ab zog sich ein Gemäuer von großer Ausdehnung und ganz eigenthümlicher Bauart ins Meer. Ueberall jedoch erhob es sich bis zur Meeresfläche, ohne sie zu übersteigen. Solcher

Trümmer im Meere giebt es an dieser Küste viele. Der Canonicus gab sie für Substructionen alter Paläste aus. Für jede einzelne Trümmer hatte er den Namen eines berühmten Römers in Bereitschaft, dessen Landhause sie angehört haben solle. »Denn,« sagte er, »Cicero spricht von der unendlichen Menge prächtiger Landhäuser, die auf der Erde nicht mehr Platz gefunden hätten, und mit denen man deßhalb das Meer überbauete.« Er sagte mit geläufiger Zunge noch vieles Andere, das seine Unwissenheit außer Zweifel setzte.

Ich nahm mir heraus, ihm zu widersprechen. »An dem Golf von Bajae vereinigten die kaiserlichen Hofhaltungen fast alle reichen Römer auf einem sehr beschränkten Fleck. Von diesem allein spricht Cicero, nicht von der ganzen Meeresküste, was eine Ungereimtheit gewesen wäre. Haben Sie über den falsch verstandenen Cicero den Horaz ganz vergessen? Dieser belehrt Sie, daß das, was wir hier vor uns sehen, ungeheure Fischbehälter sind.« Das Erstaunen Aller war groß. Ich erklärte: »Die Meerfische wurden nach und nach an süßes Wasser gewöhnt, und dadurch überaus stark gemästet. Sie wurden dazu nach kurzer Frist aus einem der kleinen Fächer des großen Behälters in ein anderes gelassen, daß mehr süßes Wasser enthielt. Diese Fächer trennte man ganz einfach durch ein einge-

ſchobenes Brett. Dieß erkennt man noch jetzt deutlich an dem Gemäuer. So ging jeder Fiſch, bis zur Vollendung ſeiner Maſt, durch Hunderte ſolcher kleiner Fächer. Große Gemäuer dieſer Art finden ſich an der Küſte nur an ſolchen Stellen, wo ein Bach durch dieſelben ſich ins Meer ergießt. Horaz ſpricht übrigens ſo deutlich von der Fiſchmaſt, daß die Beſtimmung dieſer Mauern ſich nicht verkennen läßt. Mit den Auſtern machen wir's heut zu Tage noch eben ſo, wie die Alten es mit den Fiſchen machten. Sie kennen den See Fuſaro bei Neapel. Er iſt nur durch den Felſenwall, Monte di Procida, von dem Meere getrennt. König Ferdinand ließ ihn mit großen Koſten durchſtechen, um die wohlſchmeckenden, aber ſehr kleinen Auſtern, im Meere durch den Kanal ins ſüße Waſſer zu locken. Die Abſicht iſt vollkommen erreicht. Der See iſt voll Auſtern, die größten im mittelländiſchen Meere, nach denen von Venedig, und die wohlſchmeckendſten.«

Der größte dieſer Fiſchbehälter iſt der zu Aſtura. Er hat gegen 500,000 Q. Fuß Flächeninhalt. Er iſt faſt halb ſo groß als der alte Hafen, deſſen Mauern im Meere noch überall ſichtbar ſind. Ungefähr ein Achtel des Fiſchbehälters dient zum Fundamente des Feſtungsthurmes, der jetzt von zwölf Mann Franzoſen und ein Paar Kanonen beſetzt war. Der Canonicus bemerkte auf der Zinne des Thurms den

guten Francesco. Nun war er nicht länger unten am Meere zu halten. Er vergaß die Gourmandiſe der Alten über die eigene. Wirklich fand ſich oben im Thurme ein vortreffliches Frühſtück, das Madame B. auf Anrathen des Doctors beordert hatte.

Da wir länger als nöthig beim Frühſtück verweilt hatten, mußten wir an den Rückweg denken; denn wir hatten nicht viel über zwei Stunden übrig bis zur Zeit des Mittagseſſens, das unſer daheim bei Don Giuſeppe harrte. Dieſe Reiſemethode iſt nicht ganz ſo ungewöhnlich, als man denken ſollte. Wir hatten von Nettuno hieher, am Strande, ſieben Miglien zurückgelegt. Der Rückweg führte uns acht bis neun Miglien weit durch den ſchattigen Wald. Er zieht ſich in einiger Entfernung vom Meere hin, durch die pontiniſchen Sümpfe. Dieſe verlaufen ſich nordweſtlich, über Antium hinaus, in der Aſphodalus-Ebene, in dem alten Lande der Rutuler, unfern ihrer Hauptſtadt Ardea.

Durch einige armſelige Hütten ritten wir am Ufer der Aſtura dem Schatten zu. Eine prachtvolle Trümmer feſſelte unſern Blick. Vor etwa hundert Jahren hatte man hier eine große Bogenbrücke aus gewaltigen Quadern von Travertin über die Aſtura gebaut. Das unſcheinbare Bächlein ſchwillt nämlich im Frühlinge und Herbſte mächtig an, und macht alsdann jeden Uebergang unmöglich. Gleich nach

ihrer Vollendung erschütterte ein Erdbeben die Brücke. Sie blieb aufrecht stehen, nur waren die Quadern verschoben, und einige Lücken oben auf der Bahn verhinderten ihren Gebrauch. So steht sie noch jetzt, ein Beispiel der Sorgfalt päpstlicher Administration. Die Natur, die in diesem Lande Alles verschönert, hat sich auch dieses verlassenen Menschenwerkes gütig angenommen. Aus den Spalten wachsen junge Bäume und blühende Büsche hervor. Das zarte Venushaar und viele andere Rankenpflanzen schlingen sich blühend und weich um die scharfen Ecken der starren Quadern. Andre Wände sind mit dunkelm Epheu malerisch bekleidet. Pinien und Eichen wölben sich über den rieselnden Fluß. Mirthen und tausend Blumen und Sträucher drängen sich an seinen schlängelnden Ufern zusammen.

So ist der Eingang bezeichnet, der in den allerschönsten Wald führt. Die immergrüne Eiche ist ein überaus malerischer Baum. Die Hülse oder Stecheiche wird hier sehr groß, und nimmt eigenthümlich schöne Gestalten an. Die uralten, knotigen Korkeichen, mit der rissigen, dicken, weißlichen Rinde, bilden im Walde überraschende Gruppen. Diese immergrünen Bäume heben mit ihrem dunkeln, glänzenden Laube das warme, helle, leichtfertige Grün junger Pappeln, silbern glänzender Weiden und frischgrünender Gesträuche auf's Anmuthigste

hervor. Alle Dornen und andere Straucharten blühen hier mit einer Ueppigkeit, von der man jenseits der Alpen keine Vorstellung hat. Eine hohe Wand von dicht gedrängten, blendend weißen Blüthen wechselt mit einer hellblauen, goldgelben, blaßrothen, bunten ab. Jede hat ihren eignen erquickenden Duft. Malerisch brechen die knotigen Korkeichen durch diese Blüthenpracht herauf. Tausend lustige Sänger beleben sie auch für's Ohr. Zu unseren Füßen wimmelt's im Schirme breitblättriger Stauden und fetten Grases von den mannigfaltigsten Käfern, Eidechsen, unschuldigen gescheuchten Schlangen. Die Farben der Schmetterlinge und ihr unstätes Flattern machte den Wald noch lebendiger. Wo er lichter war, ward zwischen den Bäumen, im durchbrechenden Sonnenlichte, der Zug unserer bunten Gesellschaft ein reizendes Bild. Dazu die Bläue jenes Himmels, wie sie hoch durch die Zweige brach; die sanfte, erregende Luft, die sich wollüstig weich um die hochathmende Brust legt. — Wir waren wirklich in den pontinischen Sümpfen!

Die angenehme Erholung beim Mittagsessen konnte doch bei den Damen die Erinnerung an die Ermüdung und Langeweile des Vormittages nicht verwischen. Ich mußte drauf denken, es ihnen für den Abend bequemer zu machen. Es ward beschlossen, den Thee in einer prächtigen Villa, auf dem

Wege nach Antium, bereiten zu laſſen. Dahin wollten Kronſtein und ich den Damen folgen, wenn wir uns in den Ruinen von Antium umgeſehen haben würden.

Es hatte ſich ein heftiger Südwind, jedoch kühl und reinigend, erhoben. Die Wellen gingen hoch; die Wolken zogen breit und finſter; die Sonne ſtrahlte, roth wie Brand, durch die Lücken des ſchwarzen Gewölkes, und färbte die grünen Wogen und den weißen Schaum auf abentheuerliche Weiſe. So ſchaukelten wir auf dem leichten Fahrzeuge an dem Molo und Leuchtthurm von Antium vorbei. Durch die Gitter des niedrigen Galeerengefängniſſes ſtreckten ſich rauhe Arme nach uns aus, und wilde Stimmen forderten uns fluchend und brüllend Almoſen ab. Wir landeten an dem Orte der Küſte, wo zuſammengeſtürzte Felsmaſſen in winkelrechten Formen die weite Strecke ehemaliger Prachtgebäude andeuteten, wo Apollo-Belvedere, der ſterbende Fechter und alle ſchönſten Bildwerke gefunden wurden. Ungeheure Gewölbe von gewaltigen Quadern konnten für natürliche Grotten gelten. Sie wurden vom Meere beſpült oder klafften aus der Höhe herab. Andere durchbrachen die mächtigen Felſen, und zeigten in der Ferne wieder zornige Wogen. Häuſergroße Blöcke lagen in und vor den Gewölben. Sie waren mit opus reticulatum bekleidet, oder bunt mit Moos und Flechten gemalt, oder weich und ma-

lerisch umhüllt von zartem Gebüsch, hohem Schilf und blühenden Ranken. Auf anderen Stellen lagen die ungeheuren Trümmer, schroff und nackt dem Meere und umwölbenden Himmel zugewendet. Zu ihren Füßen spült das bewegliche Meer seine unendlich mannigfaltigen Wundergestalten spielend auf den bunten Kies. Rund gerollte Stücke Porphyr, Serpentin, Marmor und Glas-Mosaik, verlorene Spuren alter Pracht, zieren den Strand aufs Unterhaltendste.

Der Sturm legte sich nach und nach, das Meer beruhigte sich. Unser Barcarolo Antonio, bekannt in den dunkeln Gängen und Winkeln dieses oft schaurigen Labyrinthes, machte uns darin die Honneurs auf seine Weise. Oft mußten wir tiefgebückt durchkriechen, dann wieder von einem Blocke auf einen andern springen, während in der Tiefe die Wogen sich brandend brachen. Der dumpf donnernde Widerhall trieb in den hohen Wölbungen oft ein recht grausiges Spiel. In anderen Höhlen vermochten wir in der tiefen Finsterniß uns kaum der aufgescheuchten Fledermäuse zu erwehren. Nachdem wir endlich lange im Finstern aufwärts geklettert waren, gelangten wir unverhofft ans Tageslicht und auf die weite Ebene über diesen Trümmergrotten. Hier hat das heutige Geschlecht in ehrerbietiger Ferne seine armseligen Wohnungen. Ein

frischer, junger Wald, im Hintergrunde der Ebene, ward von der Abendsonne vergoldet. Auf erfrischtem Grün weidete hochgehörntes, weißgraues Vieh. Ein Soldat aus der Festung schlenderte müßig pfeifend umher. Bei einem Thurme spähten einige Marinari aufs Meer hinaus, ob sich etwa ein Kaper blicken ließen.

Wir gingen eine Weile auf der Ebene hin, ergötzt von diesem Bilde der Abendruhe. Dann stiegen wir unserm Antonio nach, senkrecht am Felsen hinunter, nicht ohne Gefahr, dreißig bis vierzig Ellen tief. Wir gelangten zu Trümmern, die wir noch nicht besucht hatten. Es waren die großartigsten von allen. Man hält sie für Reste des alten Arsenals von Antium. Die hohen Gewölbe sind durch vorliegende Blöcke gegen das Eindringen des Meeres geschützt, darum auch mit mannigfaltiger Vegetation, zum Theil recht anmuthig geschmückt. Auf einem hohen Steine sitzend, blickten wir ins Meer hinaus, und überließen uns den zuströmenden Betrachtungen.

Plötzlich wich das niedrige Gewölk am Horizont. Die Sonne brach durch, wie auf dem feuchten Spiegel gelagert. Sie malte Wolken, Felsen und unsere Grotte mit Gold und Purpur. Nach und nach sank sie langsam ins Meer hinab, und alle Farben erblaßten. Die Dämmerung nahm ernst und still

Beſitz von der entſchlummernden Welt. Ernſt gemahnt von dem Bewußtſein des Ortes, von dem raſtlos hineilenden, unaufhörlich ſchaffenden und zerſtörenden Zeitenſtrome, überließen wir uns dem Genuſſe des ſchönen Abends und der milden Luft. Da wir an's Meer hinausſchritten, war der Vollmond aufgegangen. In ſeinem Zauberlichte waren die Rieſentrümmer noch größer, noch ernſter und ſtiller, in noch bedeutenderen Maſſen am Meere hingelagert. In ſtummem Entzücken betrachteten wir ſo die Trümmer des Tempels der Fortuna equestris. Es ſchien uns unmöglich, uns von dieſem Anblicke zu trennen. Doch mahnten unſere Marinari ängſtlich und nachdrücklich an die Heimkehr.

Das Meer war ſpiegeleben. Der Mond warf ſeine breite Silberſtraße zu uns herüber, wie einladend. Unſere Barke glitt ſanft dahin. Die Ruder tauchten tactmäßig ein. Mein Freund ergriff die Flöte. Lange, volle Töne, wie Schalmeien aus der Ferne, ſanft und ſehnſüchtig, durchbrachen die großartige Stille zwiſchen Meer und Himmel. Der Tagesglanz des Mondlichtes, die lieblich milde Luft römiſcher Mainächte — wer einen Abend, wie dieſen, erlebt hat, dem bleibt er unvergeßlich.

Wir landeten bei Villa Coſtaguti. Der Cardinal dieſes Namens erbaute ſie, um der Königin Chriſtine von Schweden ein Feſt am Meere zu geben.

Sodann gewann er die Gegend lieb, wohnte und ſtarb hier. Das Prachtgebäude liegt auf einer beträchtlichen Anhöhe. Ein verwilderter Garten, voll blühender, weithin duftender Orangenbäume, zieht ſich zum Meere hinab, von deſſen felſigem Ufer ihn nur die Heerſtraße trennt. Vom hohen Balkon herab winkte uns ein weißes Schnupftuch mit großer Lebhaftigkeit. Wir erriethen die muntere Marianina. Wir verdoppelten die Schritte. Unten im Saale beleuchtete der Mond die Waffen, Fahnen und großen Wappen an den Wänden. Eine enge Wendeltreppe führte uns hinauf. Wieder große Säle! und »Marmorbilder ſtehn und ſehn Dich an.« — Freudig und gerührt umarmen uns Alle. Man fragt; man ſpricht durch einander; man verſteht ſich nicht; man ſpricht entgegen; Verwunderung auf allen Seiten; endlich lautes Gelächter; man ſetzt ſich um den Theetiſch und die Räthſel klären ſich auf.

Der haſenfüßige Canonicus hatte verſichert, er habe uns auf dem Meere in größter Lebensgefahr geſehen. Solchem Unwetter könne eine leichte Barke nicht entgehen. Alle Kundigen hätten uns verloren gegeben. Zudem ſei Antonio ein ſehr gefährlicher Menſch. Er ſei auf unbekannte Weiſe in kurzer Zeit wohlhabend geworden; was doch nicht mit rechten Dingen zugehen könne. Wer möchte ſich wohl mit ihm in einer Barke einſchiffen! Wer ſogar mit

Kgl. Universitäts
Berlin

ihm ſich in die Grotten verkriechen, wo es ohnehin nicht geheuer ſei! u. ſ. w. Die Damen, äußerſt beunruhigt, ſchickten nach allen Seiten aus, uns ſuchen und retten zu laſſen. Ein Suchender hatte berichtet: man habe uns auf der Ebene geſehen, wie Antonio uns in die Grotten hinabgeſtürzt habe und uns nachgeſchlichen ſei, vermuthlich um uns zu berauben. Der Schrecken und die Angſt der gutmüthigen Frauen läßt ſich denken. Man ſchickte uns gleich einen Reitknecht nach, der noch immer vergeblich umherſprengte und ſuchte. Die bekannten Flötentöne hatten den Beängſtigten zuerſt wieder Hoffnung gegeben. Vom Strande kam dann bald die Beruhigung durch den hinabgeſandten Doctor. Dann kamen wir ſelbſt, die wir, ungeachtet aller Erklärungen, doch als einer großen Gefahr entgangen, angeſehen wurden.

Bei dieſer Gelegenheit verrieth die reizloſe Miß, in der Ueberraſchung, eine tief gehegte Zärtlichkeit für meinen Freund Kronſtein. Ob ſich der beglückt! ob von mir beneidet fühlte! Seine zurückſtoßende Kälte preßte ihr ſtille Thränen aus. Ich gedachte des ſchönen Irrthums des großen Dante: amor, ch'a nullo amato amar perdona. Ich bedauerte ſie theilnehmend und ſetzte mich zu ihr, den Schmerz durch Erheiterung zu mildern. Aber ich hatte mich in ihrer Stimmung geirrt. Mit von Zorn unter-

drückter Stimme ſagte ſie mir: je déteste cette Marianine!« Dieſe machte es aber auch danach. Mit der poſſirlichſten Ausgelaſſenheit umarmte ſie meinen Gefährten und mich, wie es die Gelegenheit nur immer möglich zu machen ſchien. Die ernſten Blicke der Madame B. genirten ſie durchaus nicht. Ob eine Strafpredigt beim Zubettegehen das Verfehlte erſetzte, weiß ich nicht. Doch zweifle ich daran, denn die Nachſicht der guten B. ſchien mir unbegränzt.

Die Damen hatten zur Rückkehr nach Nettuno ihre Eſel kommen laſſen. Weil der Weg durch dichtes Gebüſch führte, mußten die Treiber ſich mit Laternen und Fackeln verſehen. Das ſtellte nun in dem erleuchteten Walde überall eine Flucht nach Aegypten dar; oft höchſt maleriſch. Solche Bilder konnten ſich neben dem neuen St. Joſeph in den Wanderjahren ſchon ſehen laſſen. Ein Nachtſtück neben der Tagesſcene. Noch hatte das Erſtere die milde Mailuft und den Orangenduft voraus.

Man hatte ſich unterdeſſen erinnert, daß in Albano noch einige Meubles und Fenſtervorhänge fehlten, die aus Rom hingebracht werden ſollten. Die unglückliche Jungfrau machte die Angelegenheit wichtig und dringend. Die Schwägerin lächelte. Gute Vorſätze dürfen nicht aufgeſchoben werden. Man entſchloß ſich alſo, am folgenden Morgen nach

Rom und Tages darauf nach Albano zurückzukehren. Wir nahmen daher von der Gesellschaft Abschied, befriedigten und entließen den Canonicus und zogen uns zurück.

Im Begriff zu Bette zu gehen, wurden wir noch durch einen Besuch der Kleinen überrascht. »Ihr ungezogenen Ultramontaner!« rief sie aus. »Ihr denkt nicht einmal daran, von Marianinen Abschied zu nehmen. Ich bete doch allemal in der Messe auch für Euch mit.« — »Ja! Du und beten!« — »Basta! verlieren wir nicht die Zeit mit Geschwätz! Madame B. läßt Euch ersuchen, wenn Ihr morgen etwa nach Porto d'Anzo kämet, den Officieren recht viel Schönes von ihr zu sagen und für ihre Höflichkeit zu danken. Dem Hauptmann sagt aber besonders von mir recht viel Dankbares.« — »Der Hauptmann und die Officiere liegen der losen Kleinen wohl sehr am Herzen?« — »Wie sollt's nicht! Sie machen mir den Hof, wie einer vornehmen Dame, alla francese. Ihr treibt nur Possen mit mir, und seht mich vor Leuten gar nicht an. Der Erste unter den jungen Herren, in schönen Kleidern, führt mich am Arme herum und erweiset mir mehr Ehre, als den Englischen Damen. Wie sollte ich ihm nicht dankbar sein! ihm nicht wohl wollen!« — Darauf hüpfte sie lachend und singend fort.

Wie gut hat die Natur, wie schlecht die Erzie-

hung für dieß reizende Geſchöpf geſorgt! Acht Jahre ſpäter habe ich ſie in einer deutſchen Reſidenz wiedergeſehen, wohin ſie auf den ferneren Reiſen der Madame B. gerathen war. Sie war die Frau eines kleinen Krämers geworden, eines ſchönen jungen Mannes. Sie war blaß, hohlwangig, und verzehrte ſich in Sehnſucht nach ihrem ſchönen Vaterlande. Sie führte eine kinderloſe Ehe. Sie empfing mich mit der rückſichtsloſen Ungezwungenheit, wie ich ſie in Rom kannte, aber die Munterkeit war dahin. Eine geknickte Blüthe! Die Nachbaren und Lohnlakaien wußten ihren Wandel und guten Namen nicht zu beſchmitzen. Das iſt keine Kleinigkeit!

Meſſeniſches Lied.

Auf den

Tod unſeres Mitbürgers

Theodor Wilmanns

aus Bremen,

geſtorben bei Varna im ruſſiſchen Feldzuge 1830.

Von

Dr. Carl Iken.

Schweigt, Trauertöne, ſchweigt, verſtumme, banges Lied,
Nur Siegeslieder ſollen ſchmetternd ſchallen,
Denn wißt, es iſt ein Mann, es iſt ein Held gefallen,
Der für das Recht gekämpft, der für die Freiheit ſtritt.

Denn kühn geſtritten ward von tapfern Schaaren
Für Griechenland, für Rußlands Heil und Glück.
Er kehrte ſiegesfroh vom Kampfe ſchon zurück,
Und dennoch raft der Tod ihn fort in frühen Jahren.

Bis Varna drang er vor, bis zu des Isters Fluthen,
Wo blaß der halbe Mond verstummen muß,
Dort gab der kalte Tod ihm einen Kuß,
Wo schon entschlafne Waffenfreunde ruhten.

Mißgönnte zürnend denn ihm Aeskulap den Sieg?
Hat Hygiea nicht den Lohn ihm gönnen wollen?
Sie, die doch sonst ihm hold, ihn hätte lohnen sollen,
Sie endet so den ruhmgekrönten Krieg?

Danubiens Schwesterstrom, Visurgis, sah Dich werden,
Zur Elbe flogst Du dann, zum Dnieſter hin, zum Pruth,
Doch an der Donau Busen schläft sich's sanft und gut,
Vom heißen Kampf kühlst Du Dich ab im Schooß der Erden.

Man folgt des Kaisers Wink, den Norden zu verlassen,
Von Bessarabien herüber strahlt der Waffen Glanz,
So wälzt der Zug sich fort und endet bei Byzanz,
Doch wo der Balkan ragt, muß unser Held erblassen.

Sein Fähnlein zog heran fern aus Volhyniens Wäldern,
Pannonien vorbei, rasch nach Bulgarien,
Graf Orlow mustert kaum die Schaar in Mösien,
So wandelt sich die Flur in blut'ger Schlachten Feldern.

Brailow fällt, es stürzt mit donnerndem Gekrache,
Denn blitzend sprengt das Heer die Festung in die Luft,
Kostendschi fällt, es fällt Silistria, es ruft
Der Feldherr auf, und bei Kulertscha siegt die Rache.

Wo Ungarns König einst, der tapfre Wladislaw,
Schimpflich geschlagen ward von Sultan Murads Macht
Bei Varna's Burg, da ward er in erneuter Schlacht
Von Rußland jetzt gerächt, als Sieg die Türken traf.

Zum Hämus führt den Zug Graf Diebitsch Sabalkanski
Auf Rasenteppichen im grünen Steppenland,
Und wit er übersteigt des Balkans schroffen Rand,
Siegt auch in Asien Paskewitsch-Eriwanski.

Und Schumla ſelber auch, das Felſenneſt, muß fallen,
Denn Siegen oder Sterben ruft die Heldenſchaar.
Das Banner flattert hoch, wie in der Luft ein Aar,
Im Thal von Mat'ra muß die Siegstrompete ſchallen.

Jenſeits der Donau ſah der Tapfre Aſiens Küſte
Faſt ſchon in grauer Ferne dämmern ſeinem Blick,
Dann ſank er leidend hin — ſo wollt' es ſein Geſchick —
Im Schattenhain, und ach zum Grab ward ihm die Wüſte.

So ſtürzt ein Fels herab von ſeinen Höhen
Ins tiefe Thal der ausgehöhlten Schlucht,
Wie lang' er auch getrotzt der drohnden Ueberwucht,
Wir müſſen ihn erſchreckt doch endlich fallen ſehen.

Auch du, Meſſenien, beklage deinen Retter,
Der dich befreien half von unerhörtem Joch.
Doch weine nicht. Sein Werk vollbrachte er ja noch:
Meſſeniſch Klagelied, drum preiſe froh die Götter.

Ihm gab ja Rußlands Stolz, der edelſte Monarch,
Der Ehrenzeichen Gunſt zum Lohn für ſeine Thaten,
Und fiel er auch im Land der Scythen und Sarmaten,
So ſchmückt es doch vielleicht mit Blumen ſeinen Sarg.

Klagt ihr, daß ſein Gebein nicht ruht im Vaterland?
Daß Freunde nicht ſein Grab mit Thränen netzen können?
O! ſo müßt ihr ihn doch als Sieger glücklich nennen:
Der Deutſche ruht ja an der deutſchen Donau Strand.

Hört nun ſein Geiſt vielleicht noch dumpf der Welle Rauſchen,
So flüſtre ſie ihm leis von uns ein Lebewohl
Noch am Geſtade zu, das ihm berichten ſoll,
Daß wir den Fluß hinab noch Worte mit ihm tauſchen.

Ihm, der am Pont Euxin ausruht von Schmerzgefühlen,
Ihm wehe Lindrung zu, du ewig friſche Quelle,
Aus deutſcher Erde Schooß ſend' ihm dahin die Welle,
Der Seele Thatendurſt im Tode noch zu kühlen.

Sein treues Roß, es irrt verlaſſen nun umher,
Und ſucht vielleicht noch bang nach dem verlornen Herrn.
Sein roſtend Schwert, vielleicht ſäh' er's noch ſterbend gern
Bei ſich im Grabe ruh'n, denn Keiner ſchwingt es mehr.

Nicht mehr vernimmt ſein Ohr den Hufſchlag wilder Roſſe,
Der Nachtigallen Schlag auf Fluren Daciens,
Wo einſt Trajan gekämpft am Rande Thraciens
Die wilde Römerſchlacht voll raſſelnder Geſchoſſe.

Kühn überſchrittſt auch Du, mein Held, im Kugelregen,
Der Donau überwall'nden breiten Strom,
Wie einſt die Gallier und Germanen gegen Rom,
Und nichts ſtand dem Triumphe mehr entgegen.

Konſtantinopel ſelbſt winkt ſchon in weiter Ferne,
Da ſendet Gott Apoll dem Heer den bittren Pfeil
Der Peſt ins Lager, und ihn trifft ſein Donnerkeil:
Er ſinkt, und mit ihm ſinken ſeines Glückes Sterne.

»Hier ſei Dein Ziel, Du biſt der Himmliſchen Genoß!«
So grüßte ihn der Gott mit finſtrem Todesgruße.
Wollt' es denn ſo Apoll, ſo ſchweige auch die Muſe,
Und zürne grollend nicht dem, was ein Gott beſchloß.

Sein Vaterland vernimmt's, ein Schmerz durchzuckt die Glieder,
Denn Bruder war er uns, war Liebling, treu und werth.
Sei ihm die Erde leicht! — Sein Name iſt geehrt,
Und trauernd ſenkt ſein Genius die Fackel nieder.

Zum Verſtändniß dieſer elegiſchen Strophen auf unſern wackren Freund und Landsmann, der in ſo weiter Entfernung uns zu früh entriſſen wurde, ſei hier noch Folgendes bemerkt. Der verewigte Theodor Wilmanns, ſeit dem Jahre 1813 ruſſiſcher Officier unter den Befehlen der Generale Woronzow, Suntſchin, Orlow, Langeron und Anderer, zum Theil während eines mehrjährigen Aufenthalts bei der Armee zu Kiew in Podolien, in ruſſiſch Polen, machte als Lieutenant im zweiten Armeecorps den ruſſiſchen Feldzug von 1829 und 30 gegen die Türken mit, erhielt für ſeine rühmliche Ausdauer und ſeinen unerſchrockenen Muth vom ruſſi-

ſchen Kaiſer Nikolaus I. zur Belohnung einen Ehrenſäbel, ſo wie auch das Ritterkreuz des ruſſiſchen St. Wladimir-Ordens, und ſtand ſchon zur Ernennung eines Capitäns, als er bei der berühmten Feſtung Varna, ſchon glücklich hergeſtellt von einer lange anhaltenden Krankheit und großer Körperſchwäche, plötzlich von einem peſtartig anſteckenden Fieber dahingerafft wurde. Er ſtarb, etwa 35 Jahre alt, am 12. April 1830. Sein Körper wurde in der Nähe von Varna in einem Weingarten beſtattet, an der Seite ſeines Freundes, des ruſſiſchen Arztes Dr. Polchow, der ihn erſt kurz vorher ſchon glücklich geheilt hatte, aber doch an eben demſelben Fieber nur wenige Tage früher ſtarb, als jener, und gleichfalls in der Nähe ſeiner übrigen dahingeſchiedenen Waffengefährten ruht. Theodor Wilmanns war geboren in Bremen, und war, unter acht Geſchwiſtern, der jüngſte Sohn des noch lebenden würdigen Dr. C. A. Wilmanns, Amtmanns in Vegeſack bei Bremen. Er erfreute ſich von Jugend auf ſtets der beſten Geſundheit und einer beſonders kraftvollen Conſtitution, ein Umſtand, woraus zu ſchließen, daß jene im Orient ſo häufigen, bösartigen Fieber auch ſelbſt die kräftigſten Menſchen nicht verſchonen. Hierauf bezieht ſich die vierte Strophe. Als nämlich die Siege bei Varna, Schumla, Brailow, Iſaktſchi, Matara, Kulertſcha und Adrianopel ſchon errungen, und der Feldzug alſo ſchon beendigt war, erfolgte erſt ſein Tod. Er erlebte alſo noch den Uebergang über den Balkan, ohne ihm ſelbſt beizuwohnen. Den Uebergang über die Donau aber, den er im wörtlichen Sinn unter feindlichem Kugelregen mitmachte, wie ſeine Briefe bezeugen, überſtand er glücklich, ohne verwundet zu werden. Die Steppen ſchildert er als grüne Auen und als wieſen-

reiche, wellenförmige Anhöhen, wo man im Sommer unzählige Nachtigallen ſchlagen hört, wie in der 20ſten Strophe geſagt iſt; auch das Uebrige iſt eine treue Schilderung nach dem Leben und treu der Wahrheit gemäß. Im deutſchen Befreiungskriege von 1813 hatte er ſchon den Feldzug gegen Napoleon Bonaparte mit Ehren durchgemacht, und dort war es auch, wo er die Bekanntſchaft des ruſſiſchen Generals Woronzow machte, der ihm die beſten Zeugniſſe nicht verſagt hat. Sehr unterhaltend ſind ſeine noch vorhandenen Briefe, die er an das väterliche Haus ſchrieb, und worin er eine ſo intereſſante Beſchreibung des ruſſiſchen Feldzuges giebt, daß ſie wohl der Bekanntmachung werth wären. (S. Heſperus von 1829.) Daß unſerem Freunde aber in öden fernen Landen, im Umkreis der menſchenleeren Steppen, wo die Einwohner aus Städten und Dörfern in die Wälder geflüchtet waren, eine Gedächtnißtafel oder auch nur ein Grabſtein geſetzt worden, können wir nicht erwarten; darum möge wenigſtens dieß Lied die Stelle eines ſolchen vertreten, um ſein Andenken bei uns nicht ganz untergehen zu laſſen.

Die Lippoldshöhle.

Nach einer Volkssage

von

A. Dáves.

Da — wo die Leine ſich den engen Thälern des Unterharzes entwindet und mit jugendlicher Sehnſucht durch die grüne Aue, von der das Städtchen Gronau den Namen trägt, der Umarmung der nicht fern geahnten Schweſter, der Weſer, entgegeneilt, der erblühenden Jungfrau ähnlich, noch koſend in kindiſchen Spielen, unbekümmert um die Zukunft, die unter den Wällen der nahen Reſidenz die Erzeugniſſe menſchlicher Erfindung und die reichen Gaben der liebenden Natur in ihre Schleier hüllt, um den, noch mit den Beſchwerden des reiferen Alters unbekannten, Rücken der Eilenden damit zu belaſten; da — wo der Wanderer von der Terraſſe des am Gelände des Gebirges liegenden Gartens des Poſthofes zu Brüggen die reizende Ausſicht genießt auf das ſchöne Thal mit ſeinen Städt-

chen und Dörfern, Schlössern und Edelhöfen, mit den üppigsten Fruchtfeldern geschmückten Fluren, und mit den theilweise noch gut unterhaltenen Ueberbleibseln alter Burgen und Klöster bekränzten Hügeln, und auf die im Hintergrunde sich aufthürmende Bergkette, die sieben Brüder genannt, — schlängelt sich ein Pfad durch den lichten Eichenhain, der den Fuß des Gebirges bedeckt, welches in zahllosen Verzweigungen das Land von den Quellen der Werra bis zu den ewigen Firnen des Brockens durchzieht. Nicht beschwerlich ist die Wanderung auf diesem Pfade, der durch das lichtere Vorholz allgemach sich in die Dunkel des Forstes verliert, der den Rücken und die entgegengesetzte Seite der Höhe bedeckt. Hier bietet sich ein von dem frühern sehr verschiedener Anblick dem Wanderer dar. Ein dunkles Thal liegt zu seinen Füßen; ringsum Waldung, aus der nur hin und wieder die grauen Felszacken ihre verwitterten Häupter heben. Tiefe Stille herrscht in dieser Einöde, nur selten unterbrochen durch die fernen Axthiebe eines Holzhauers oder durch das eintönige Gekrächz eines Raben. Aus der Tiefe dringt es wie das Rieseln eines Bächleins, und dem spähenden Wanderer will es fast bedünken, als gewahre er durch das wogende Gewölbe der Buchen das Dach einer menschlichen Wohnung. Unwillkührlich richtet er seine Schritte nach jener Gegend.

Er hat sich nicht getäuscht. Deutlich vernimmt er das Rauschen des flüchtigen Gewässers, vermischt mit dumpfem Stampfen und Aechzen von Holzwerken. Er erkennt in dem Bau eine Papiermühle, und findet in dem Eigenthümer einen gefälligen, gastlichen Wirth.

„Sie wollen die Lippoldshöhle besuchen?“ kommt dieser nach den ersten Begrüßungen dem Anliegen des Eintretenden zuvor, „ruhen Sie sich aus, ich werde mittlerweile für einen Führer sorgen.“

Während dieser sich nun zu dem kundigen Gange bereitet, fragt der Fremdling, der in der Umgegend manches Sonderbare von dieser Höhle hörte, nach der wahren Bewandtniß, und der gefällige Wirth theilt ihm mit, was auch er zufällig vernahm, ohne die Quelle angeben zu können, die seine Auskunft verbürgte. „In den frühesten Zeiten des Faustrechts,“ spricht er, „bereitete sich ein mit der Acht belegter Edler aus dem alten Geschlechte der Wrisberge, Namens Leupold, diese Wohnung, wozu er wohl manches Jahr gebrauchte, um dem Eisen seiner Verfolger zu entgehen.“

Während dem ist der Führer, ein Arbeiter des Mühlenwerks, eingetreten und lächelt, wie Jemand, der Etwas besser zu wissen glaubt, bei dieser Beschreibung.

Der Wanderer bricht auf, der Führer voran, mit einer Leiter und einer Leuchte versehen. Das

Ufer des Bächleins hinan durch Buſchwerk und abgeſtorbene Halme geht die Fahrt, bis plötzlich eine jähe Felswand vor ihnen aufſteigt. Hier lehnt der Führer die Leiter an, biegt das Strauchwerk auseinander, und es zeigt ſich am Fuße der Wand eine geräumige Oeffnung, die in ein weitläufiges Gemach führt, an deſſen einer Seite eine Krippe befindlich iſt, alles aus dem Geſtein des Felsblocks gemeißelt. Im Hintergrunde dieſes Gemachs, welches augenſcheinlich zu einem Stalle gedient hat, erblickt der Wanderer über ſich eine Röhre, ebenfalls in das Geſtein gehauen, von einigen Fußen im Durchmeſſer, deren Ende er während des darin herrſchenden Dunkels nicht abſehen kann.

Jetzt treten die Beiden wieder an das freundliche Tageslicht; der Führer trägt die Leiter etwas ſeitwärts an eine Stelle, wo in mäßiger Höhe eine zweite Oeffnung ſichtbar iſt; ſie wird erklommen, und ein anderes Gemach ladet eben nicht zum Eintritt. Durch die Oeffnung erblickt der Beſucher den nahen Waldgrund zu ſeinen Füßen.

Jetzt aber beginnt die mühſamſte Fahrt. In einer Ecke dieſes Behälters öffnet ſich ein niedriger Gang; rückwärts, auf allen Vieren, die Leuchte im Munde, kriecht der Führer voraus, auf dieſelbe Weiſe folgt ſein Begleiter. Nicht ſehr bald ſind ſie am Ziele, und nicht ohne häufige Stöße an das

hervorragende Gestein. Endlich weitet sich der schmale Gang, und ein drittes Gemach mit einer kleinen Oeffnung ins Freie umfängt die sich Aufrichtenden. »Das war Lippolds Schlafgemach, und das die Bettstelle, die die unglückliche Emma Jahre lang mit ihren Thränen benetzte,« unterbricht jetzt der Führer das Schweigen, indem er auf einen, aus dem Felsen gehauenen, etwas mehr als ellenbreiten Vorsprung zeigt, »und durch jene Röhre,« fährt er fort, indem er den Wanderer auf eine enge Spalte — ob durch Natur oder Menschenhände entstanden — an der Decke des Gemachs aufmerksam macht, »entfloh die Seele des Wüthrichs.«

Der Wanderer — ein Freund von Volkssagen — bittet nun seinen Führer um eine Erzählung der Schrecknisse, auf die er hindeutete. Er ist bereit dazu; sie setzen sich auf das kühle, harte Bett, und der Führer beginnt, wie der Wanderer es hier wiedergiebt:

»Vor vielen Jahren, als die Ritter noch auf hochgelegenen Burgen wohnten, und die Städter ihr Eigenthum schützen mußten durch Wälle und Mauern, als der Krämer und Handelsmann nur unter zahlreichem Geleite die Heerstraßen zu betreten, und nur der fahrende, Abenteuer suchende Ritter oder der ärmere Landmann die näheren Fußsteige durch die Gebirge einzuschlagen wagte, war diese Gegend verrufen durch den Aufenthalt eines

blutdürstigen Räubers, Namens Lippold, und nur der Fremdling, der von den Wesergebirgen nach Hercyniens kunstreichen Getrieben wollte, wählte — unbekannt mit den seiner harrenden Gefahren — den Weg durch dieses Thal.

Lange war Lippold der Schrecken der Umgegend, und der abergläubische Holzhauer oder Köhler hielt ihn für den Bösen selbst, wenn er ihn aus dem bergenden Dickicht belauschte, wie er auf unwegsamen Felspfaden auf schwarzem Rosse, mit verwildertem Haupthaare und langherabhängendem Barte — eine Riesengestalt — einhersprengte und in den ausgangslosen Klippen verschwand. Modernde Gerippe menschlicher Körper bezeichneten an den Seiten der wenig betretenen Fußpfade das grausige Treiben des Unholds und die Nähe seines Lagers. Aber so oft auch einer oder der andere der benachbarten Rittter auszog und mit zahlreichem Gefolge den Forst durchstöberte, so gelang es doch Keinem, den Schlupfwinkel des für vogelfrei Erklärten aufzufinden; ja, er zeigte sich seinen Verfolgern oft auf der unzugänglichen Spitze einer Klippe und sandte hohnlachend Pfeil auf Pfeil in ihre Mitte, oder schleuderte mächtige Felsblöcke, unter denen Roß und Reiter wehrlos erlagen, auf sie herab.

Noch hatte er seine Raubzüge nicht über das Untergebirge in das Leinethal erstreckt, denn die, von

den Edlen gelegten, Hinterhalte ſicherten es gegen ſeine Einfälle. Einſt aber, an einem ſchönen Frühlingstage, wo eine Schaar junger Mädchen aus dem nahen Städtchen Alfeld das Namensfeſt einer ihrer Geſpielinnen, Emma, der holden Tochter des Stadtvogts, feierten und ihr am Rande der Quelle, die am Fuße der Vorhügel entſpringt, einen Kranz wanden, ſprengte der Furchtbare durch die blühenden Geſträuche unter die laut aufſchreiende Gruppe der Mädchen, ergriff Emma, zog ſie auf ſein Roß und entſchwand mit ihr, wie der Raubvogel aus der umherflatternden Taubenſchaar, in dem Dunkel des Waldes.

Lautlos, aber vernichtend war der Schmerz der Mutter, furchtbar der Zorn des Vaters, allgemein die Empörung und der Schrei nach Rache unter den Bewohnern des Städtchens bei dieſer Nachricht. Die waffenfähigen Männer zogen aus, Ritter von nah und fern ſchloſſen ſich an den Zug, das ganze Gebirge, ſo weit es für den Fuß des Menſchen zugänglich war, wurde abgeſucht; aber als ſelbſt nach acht Tagen jede Mühe erfolglos blieb, und ein Haufen nach dem andern abzog, kehrte auch der troſtloſe Vater, von den wenigen Getreuen, die noch bei ihm aushielten, begleitet, in die verödete Wohnung, wo fortan nur der Jammer und die ſich ſtets erneuende Klage um die unglückliche Tochter weilte, zurück.

Jahre verstrichen, blutige Spuren verkündeten noch immer das Walten der schrecklichen Geißel; mehr und mehr faßte der — für jene dunkle Zeit so leicht zu entschuldigende — Wahn Wurzel, der Schreckliche stehe mit dem Bösen im Bunde, und keine menschliche Macht habe ihm etwas an.

Da — es war der zwölfte Lenz nach jenem Mädchenraube — wankte eines Tages eine abgezehrte, bleiche Frauengestalt, mit wenigen farblosen Lumpen bedeckt, durch die Pforten des Städtchens. Sie antwortete nicht auf den sanften Zuspruch der Umstehenden, sie achtete nicht auf die dargebotenen milden Gaben der Begegnenden. Stieren Blickes schleppte sie sich nach dem Marktplatze, an dem östlichen Eckpfeiler des Rathshauses sank sie nieder.

In diesem Augenblicke kamen die Rathsherren die Treppe desselben herab, und ihre Blicke weilten theilnehmend auf der kläglichen Gestalt, die sie nicht zu bemerken schien.

An dem großen Granitstücke, das einen Theil des Fußes des Pfeilers bildet, lag das Frauenbild in betender Stellung, und richtete die bethränten Augen gen Himmel:

»Ich darf keinem menschlichen Wesen mein Leid klagen,« stöhnte sie mit schwacher Stimme, »ein furchtbarer Schwur bindet meine Zunge; so vernimm

denn du, kalter Stein, meine Noth, und der Allmächtige gebe dir Ohren und Stimme, daß du es wiedererzählen magst, was ich dir im namenlosen Jammer vertraue.«

»Ich bin Emma, die Tochter des Stadtvogts. Von dem gräßlichsten der Menschen gewaltsam entführt, schloß er mich in seine Felsenhöhle. Ich war Zeuge seines blutigen Treibens, und vergebens war mein Flehen zu Gott um Rettung. Der feste Wille, den ich anfangs seinen Zumuthungen entgegensetzte, schwand mit meiner Kraft, und seine Drohungen, verbunden mit Gewöhnung und gänzlicher Hoffnungslosigkeit an Befreiung, unterwarfen mich endlich seinen rohen Begierden. Im Laufe der Jahre gebar ich dem Unhold zwei Kinder. Ihnen widmete ich fortan mein Leben, und die Hoffnung, mit ihnen über lang oder kurz in die menschliche Gesellschaft zurückkehren zu können, hielten mich aufrecht. Als aber nun das älteste — ein holder Knabe — unter meiner schwachen Leitung sich entwickelte, und nach den einseitigen Begriffen, die die Mangelhaftigkeit der äußeren Gegenstände zuließ, das Gute von dem Bösen unterscheiden lernte, zufällig Zeuge war von einer der Mordthaten des Schrecklichen, und bei dessen Rückkehr in die Höhle weinend und erschreckt an meine Brust eilte, da ergriff er das unschuldige und schleuderte es an die Felswand, daß

es mit zerschelltem Haupte zuckend zu meinen Füßen verschied.«

Hier schwieg die Unglückliche, die Thränen erstickten ihre Stimme. Erstarrt standen die Zuhörer umher, und Niemand wagte ihr zu nahen, denn Jedermann erwartete noch Gräßlicheres.

»Vor einigen Tagen,« fuhr die Erzählerin fort, »beschädigte er sich durch einen schweren Fall; seine Heilmittel machten die Wunde nur schlimmer, und so trug er mir heute, bei Anbruch des Tages, auf, zu einem Heilkünstler zu gehen und ihm kühlende Salben zu holen. Zuvor aber mußte ich ihm mit den furchtbarsten Eiden versprechen, keinem Menschen mein Leid zu klagen, und seine Blicke weilten blutgierig auf dem Säuglinge, und hohnlächelnd sprach er, daß dieser das erste Opfer meines Verraths sein würde.«

»So vernimm denn du meinen Jammer, den ich keinem Menschen mittheilen soll, kalter Stein, und Du, großer Gott, erbarme Dich Deiner unglücklichsten Magd, gieb ihm Ohr und Stimme, und bezeuge mir, daß ich Wahrheit rede!«

Da verfinsterte sich plötzlich die Luft und ein heller Blitz fuhr aus der dunklen Wolke, ein furchtbarer Schlag folgte seinem Leuchten, und der Stein, an den das Weib die Bitte gerichtet, war schwarz geworden, und ist es noch bis auf den heutigen Tag.

Sie aber erhob stärker ihre Stimme und sprach: »In der Felswand, die sich aus dem Gebüsche hinter dem Waldbach erhebt, hat der Schreckliche sich die Stätte bereitet, wo er auf die Opfer, die der Fußsteig am entgegengesetzten Ufer ihm zuführt, lauert. Ein über den Weg gezogener Drath, der in Verbindung mit einer Glocke in der Höhle steht, verräth ihm frühzeitig ihr Nahen, und sein aus dem verborgenem Hinterhalte abgeschossener, nur zu sicherer Bolzen verfehlte nie sein Ziel.«

»Mittags, wenn die Sonne am höchsten steht, pflegt er der Ruhe, und mein Schooß ist sein Kissen. Ich muß ihm dann mit meinen Fingern das struppige Haar kämmen, und unter dieser Beschäftigung sinkt er in einen festen Schlaf. Aus dieser Abtheilung der Höhle geht eine Oeffnung bis an die obere Fläche der Felswand. Wenn nun um jene Zeit von dort aus ein starkes Seil herabgelassen würde, so möchte es mir leicht sein, eine Schlinge um seinen Hals zu legen, und durch einen Ruck an diesem Seile die Halter desselben von dem Gelingen zu benachrichtigen. Ein kräftiger Zug würde dann die Welt von dem Schrecklichen befreien.«

Hier verstummte die Unglückliche, erhob sich und ergriff einen Beutel mit Saat, den ein Landmann zu Markte getragen hatte. Niemand wehrte ihrem Beginnen, und langsam wankte sie die Straße

hinab über die Brücken der Leinearme gegen das Gebirge zu. Einige Späher wurden ihr nachgesandt, diese bemerkten, daß sie, sobald sie das Dickicht und die Klippen erreichte, anfing, das Saat zu verstreuen, und als sie ihr nun behutsam folgten und schon befürchteten, ihre Spur zu verlieren, zeigten ihnen die von dem Futter angelockten Vögel den Pfad, den sie eingeschlagen hatte. Glücklich kundschafteten sie die Höhle und die obere Oeffnung aus, machten sich Zeichen an Buschwerk und Bäumen, und kehrten nach Alfeld zurück, wo Anstalten getroffen wurden, schon am folgenden Tage das gefürchtete Ungeheuer einzufangen.

Alles ging nach Wunsch; die Gegend um die Höhle war unbemerkt besetzt, das Seil rieselte langsam die Felsspalte hinab, bald verrieth ein rasches Zucken in den Händen der erwartungsvollen Wächter die Anlegung der Schlinge, und ein kräftiger Zug überzeugte sie von dem schweren Fange, der jetzt wehrlos in ihrer Gewalt war. Sie verdoppelten ihre Anstrengungen, um ihre Beute vom Boden zu bringen, das Seil jedoch folgte nur langsam, und ein Gemisch von dumpfem Röcheln und Aechzen drang zu ihnen herauf. Da gaben sie den am Fuße der Felswand Verborgenen ein Zeichen, diese stürmten auf die Höhle zu, legten Leitern an und drangen in das Innere. Da aber bot sich ihnen ein

schauderhaftes Bild. Der Wüthrich starrte in schwebender Stellung, nur wenige Handbreit von dem Boden, mit hervorgequollenen Augen und rothangeschwollenem Gesichte die Eindringenden an, zu seinen Füßen lag regungslos das Weib mit schrecklich zerfleischter Brust und zerschmettertem Haupte, und der Säugling verschied eben in der krampfhaft seinen Hals umklammernden Faust seines Vaters.

Hier schwieg mein Führer, und ein kalter Schauer rieselte durch meine Glieder; es wurde mir unheimlich in dem Gemache, und erst, als die frische, schöne Morgenluft mich umwehte und der grüne Wald mit seinem Bächlein und seinen Rabenschaaren mich umgab, athmete ich wieder freier.

Das ist die Sage von der Lippoldshöhle, wie sie im Munde des Volkes lebt.

Das Adonisfest.

(Nach Theokrit.)

Von

Dr. Karl Meyer

(Fünfzehnte Idylle des Theokrit.)

Personen: Gorgo, Praxinoe, eine alte Frau, ein Fremder, ein anderer Fremder, eine Sängerin.

Gorgo.

Ist Praxinoe zu Hause?

Praxinoe.

Ja, liebe Gorgo. Wie so spät? Doch wundere ich mich fast, daß Du schon da bist. Eunoa, einen Stuhl! Hörst Du? Leg' ein Kissen darauf.

Gorgo.

So ist's schön!

Praxinoe.

Nun setz' Dich.

Gorgo.

Ja, ſag' mir nur, Praxinoe, ob ich nicht Muth habe. Kaum bin ich Dir mit heiler Haut davon gekommen. Das war ein Gewühl! Unzählige Wagen und Pferde! und Herren zu Fuß — und Soldatenvolk! Das iſt ein abſcheulich langer Weg. Du wohnſt auch gar zu weit von mir.

Praxinoe.

Ja, da hat mein allerliebſter Mann am Ende der Welt nicht ein Haus — ein wahres Neſt hat er gemiethet, damit wir nur ja nicht Nachbarinnen ſeien. So iſt er. Nichts gönnt er Einem, und den ganzen Tag brummt er — es iſt ein Jammer!

Gorgo.

Pſt, liebes Kind, ſprich doch nicht ſo von Deinem Manne; der Kleine iſt ja da. Siehſt Du nicht, wie er guckt?

Praxinoe.

Gieb Dich zufrieden, Zopyrion, mein ſüßes Kind. Ich meine den Papa nicht.

Gorgo.

Wahrhaftig, der Junge hat was gemerkt. Wackerer Papa!

Praxinoe.

Ja, mein wackerer Papa ging neulich aus — nun, es mag wohl schon eine Weile her sein — um vom Markte Salpeter zu holen, und was meinst Du, was brachte der sechs Ellen lange Kerl? — Salz war's.

Gorgo.

Auch mein Herr Gemahl, der Geldvergeuder, macht's nicht besser. Denke dir, gestern bezahlt er sieben Kopfstück für Wolle — von fünf Schafen sollt's sein — und was war's? Altes Hundshaar, von abgetragenen Ränzeln gerupft, lauter Dreck! — Aber komm', hol' Dein Kleid und Deinen Mantel. Wenn wir nach dem Schlosse wollen, so ist's Zeit. Ich höre, die Königin soll kostbare Sachen angeschafft haben.

Praxinoe.

Ja, das sind vornehme Leute, die können's haben. Doch erzähle, ich bitte Dich, was ist es denn? Ich bin recht neugierig.

Gorgo.

Nachher, jetzt komm! Du hast immer Zeit genug.

Praxinoe.

Eunoa, hol' Wasser und stell' es dahin. Du

Unluſtige! Möchteſt wohl, wie die Katzen, immer auf dem Polſter liegen und ſchlafen. Rege dich, geſchwind! Hol' Waſſer, ſag' ich. Erſt muß ich Waſchwaſſer haben. Sieh' mal, wie ſie die Eimer trägt. So! Gieb nur her! Nicht zu viel! Biſt ja unerſättlich. Gieß ein! Unglückliche, was begießeſt Du mir den Rock? Hör' auf! Nun, Gott ſegn' es, du haſt mich gut gebadet. — Wo iſt der Schlüſſel zum Kleiderſchrank? Hol' ihn her.

Gorgo.

Das weite Kleid ſitzt Dir gut, Praxinoe. Sag' einmal, wie hoch kommt Dir das, ſo wie es da iſt?

Praxinoe.

Ach, daran mag ich gar nicht denken, Gorgo. Mehr als zweihundert Kopfſtück, bares Geld. Aber ich habe es mir auch ſauer drum werden laſſen.

Gorgo.

Nun, es iſt auch recht nach Deinem Sinn geworden.

Praxinoe.

Wo haſt Du denn mein Umſchlagetuch gelaſſen? — Bring' mir auch den Strohhut. So! Häng' es es mir ordentlich um. — Nein, Kind, kann Dich nicht mitnehmen. Bumann! Pferd beißt Dich.

Ja, weine Du, so viel Du willst. Ich wollte gern, daß Du heile Knochen behieltest. Nun laß uns gehen. Dortchen, nimm' Du den Kleinen und sprich ihm was vor. Rufe den Hund herein und schließ' die Hofthür ab. — Mein Himmel! was für ein Gewühl ist das! Wie wollen wir da hindurch kommen? Wie Ameisen laufen sie durch einander. Aber das ist wahr, dem König haben wir viel zu verdanken. Jetzt kann man doch sicher sein vor Gaunern und Taschendieben, wenn man über die Straße geht. Wenn sie so nach Zigeunerart an Einem heranschlichen, waren sie nicht aus lauter Spitzbüberei zusammengesetzt, die Bösewichter? Trieb das Gesindel nicht ordentlich sein Spiel mit Einem? — Liebste Gorgo, was wird aus uns werden? Sieh, da kommen des Königs Leibdragoner. Lieber Mann, nehme Er sich in Acht, trete Er mich nicht. Sieh einmal, wie er sich bäumt, der Fuchs da! wie er wild ist! Eunpa, Du freches Mädchen! Gehst Du denn nicht aus dem Wege? Das geht nicht gut mit dem Reiter. Was für ein großes Glück, daß ich den Kleinen zu Hause gelassen habe!

Gorgo.

Nur ruhig, Praxinoe, sie sind schon vorbei. Sieh, dort reiten sie aufs Feld.

Praxinoe.

Gottlob, da kann man doch einmal wieder Odem schöpfen. Vor Pferden und Schlangen habe ich von Kind auf immer am meisten Furcht gehabt Komm, laß uns eilen. Da kommt ein ganzer Schwarm auf uns zu.

Gorgo.

Vom Schlosse, Mutter?

Alte.

Ja, Kinder.

Gorgo.

Sollten wir wohl hinein kommen?

Alte.

Ei nun, die Griechen versuchten, nach Troja zu kommen, und sie kamen hinein. Ja, ihr schönen Kinder, wer da wagt, der gewinnt.

Gorgo.

Da sind wir nicht klüger, als vorher. Das heißt ein Orakel sprechen.

Praxinoe.

Weiber bleiben keine Antwort schuldig, und

wenn man ſie fragte, wer Freiwerber geweſen, als Vulkan die Venus heirathete.

Gorgo.

Sieh einmal, Praxinoe, vor den Thüren, welch Gedränge!

Praxinoe.

Hilf Himmel, ja! Gorgo, gieb mir Deine Hand. Du, Eunoa, faß Eliſabeth an. Halt' Dich an ihr, daß Du nicht von uns kommſt. Wir wollen Alle auf einmal hinein gehen. Halt' Dich feſt an uns, Eunoa. — Ach, ich unglückliche Perſon! Gorgo, nun ſieh nur, das Kleid iſt mir mitten durchgeriſſen. Liebſter, beſter Mann, um Alles in der Welt, ſchon' Er mir mein Kleid.

Fremder.

Ich kann, ja nichts dafür. Ihr ſeht es ja, ich nehme mich, ſo viel ich kann, in Acht.

Praxinoe.

Das iſt ein entſetzliches Gedränge. Plump ſind ſie, wie die Schweine.

Fremder.

Nur ruhig, Frau. Hier ſind wir ſicher.

Praxinoe.

Einen Gotteslohn, mein beſter Herr. Ein braver, mitleidiger Mann, der ſo für uns ſorgt! Wie die Eunoa da herumgeſtoßen wird! Einfältige Du! Dränge Dich durch! — So, nun ſind wir Alle drin, können wir ſagen, wie der, der die Braut in der Kammer hat.

Gorgo.

Praxinoe, komm, ſieh einmal die bunten Kleider hier. Wie fein und zierlich! Sollte man nicht glauben, es ſeien Götterkleider?

Praxinoe.

Ach, Herr Je, ja. Wie viele Menſchen haben daran wohl gearbeitet? Was für Meiſter haben wohl die prächtigen Stickereien gemacht? Wie natürlich Alles iſt! Wie natürlich es ſich bewegt! Nicht wie geſtickt, rein, als wäre es lebendig, ſo ſieht es aus. Was doch die Menſchen für kluge Geſchöpfe ſind! Und er ſelbſt, ach, wie reizend er da liegt auf dem blanken Sopha! Das erſte Milchhaar ſitzt ihm um das Kinn herum. O Du dreidoppelt geliebter Adonis Du!

Ein anderer Fremder.

Zum Henker, ſo hört doch auf! Ihr plappert

ja ohne Ende, wie die Gänſe. Die Ohren thun Einem ſchon weh von Eurem platten Gewäſche.

Gorgo.

Wie? was will der Menſch? Was geht Ihn das an, wenn wir Gänſe ſind? Schaff' Er ſich Einen, dem er befehlen kann. Er will Syrakuſerinnen befehlen? Sieht Er, damit Er es nur wiſſe, wir ſind eigentlich aus Korinth, ſo gut wie Bellerophon. Es ſteht ja doch wohl Doriern frei, doriſch zu ſprechen, mein' ich.

Praxinoe.

Ja, wahrhaftig, Keiner hat über uns was zu ſagen, ausgenommen Einer. Es iſt mir ganz einerlei, was er von uns hält.

Gorgo.

Stille, Praxinoe! Sie will das Lied auf den Adonis ſingen, die geſchickte Sängerin aus Argos, die auch neulich das Trauerlied Sperchis ſo vortrefflich ſang. Sie wird gewiß ihre Sachen gut machen. Still, ſie huſtet ſchon.

Sängerin.

»Herrliche, die du Idalion liebſt und den ragenden Eryx,

Golgö gerne bewohnſt, goldſpielende Aphrodite,
Heil dir, es führten herbei von des Acherons dunklem Geſtade
Dir den Adonis im zwölften der Mond' ſammtfüßige Horen.
Zögerndſte unter den Seel'gen, die lieblichen Horen, ſie kommen
Allen erſehnt, und bringen den Sterblichen, jedem das Seine.
Dir, Dionäiſche Kypris, dir dankt unſterbliches Leben,
Alſo erzählt man, dir dankt es, die ſterblich einſt war, Berenike.
Du, du träufelteſt ihr ambroſiſchen Trank in den Buſen.
Drum mit liebendem Sinn, du Allerſehnte, Geprieſ'ne,
Ehrt Berenike's Tochter, ſie ſelbſt der Helena ähnlich,
Ehrt Arſinoe dir mit Feſtesgepräng' den Adonis.
Neben ihm ſiehe den Schmuck belaubeter Wipfel, die Früchte,
Liebliche Blumen dazu, in ſilbernen Körbchen geordnet;
Sieh, auch Fläſchchen von Gold, gefüllt mit Syriſchem Balſam,

Und das Gebäck in der Pfanne, das sorgsame Weiber bereitet,
Reichlich mit Würze zuvor den lockeren Teig durchknetend,
Eins mit Honig gemischt, mit duftendem Oele das Andre.
Auch das Geflügel dazu, und Wildpret dampft ihm entgegen.
Grünes Gezweig wohl über dem Lager von weichlichem Fenchel
Hängt ihm schattend herab, und ringsum flattern Eroten,
Wie der Nachtigall Kinder, versteckt in dunklem Gebüsche,
Prüfend die Flügel zuvor, von Zweig' zu Zweige sich schwingen.
Ebenholz! und, o Gold! o elfenbeinerne Adler
Schau ich, wie sie zum Zeus mit dem reizenden Knaben entschweben;
Purpurne Teppiche hier, so weich wie des Schlummers Gefieder,
Wie der Milesier sagt, der die Samischen Fluren beweidet.
Aber hier ist das Lager bereitet Adonis dem Schönen;
Dort ruht Kypris, und hier mit Rosenarmen Adonis.

Achtzehn kaum, oder neunzehn der Jahr' erſt zählt er, der Bräut'gam;
Noch iſt nicht ſtechend ſein Kuß, noch ſind die Lippen ihm röthlich.
Nun, ſo freue dich ſein, ſo freue dich, Kypris, des Gatten!
Früh mit der Eos, vom Thaue benetzt, dann wandeln in Schaaren
All' wir hinaus, und tragen ihn hin zu der ſchäumenden Brandung,
Fliegenden Haars und den Gürtel gelöſ't, entfeſſelten Buſens;
Alſo mit glänzenden Brüſten dann heben wir tönenden Sang an:
»Du, o geliebter Adonis, du kommſt, der einzige Halbgott,
Immer zu uns zurück vom Acheron; nicht Agamemnon
Selbſt widerfuhr es, nicht dir, Ajas, ſchwerraſender Heros,
Nicht von zwanzig der Söhne der Hekabe herrlichſtem, Hektor,
Nicht Patroklos, nicht dir, von Troja kehrend, o Pyrrhos,
Nicht euch ältern Heroen, Lapithen und Deukalionen,
Auch nicht euch Klepiden, nicht Argos Ruhm, den Pelasgern.

Sei nun aufs kommende Jahr uns gnädig, geliebter Adonis!
Jetzo gehst du, Adonis, so kehre denn freundlich uns wieder!«

Gorgo.

Praxinoe, das ist ein schönes Lied. Ach, die glückliche Person! Was sie Alles weiß! wie süß sie singt! Doch es ist Zeit, nach Hause zu gehen. Mein Mann hat noch nicht gegessen. Du weißt, wie mürrisch er immer ist, und gar, wenn er Hunger hat, dann rath' ich Keinem, ihm zu nahe zu kommen. Nun, so leb denn wohl, vielgeliebter Adonis, und find' uns künftiges Jahr in aller Fröhlichkeit wieder vor!

Die glückliche Unbesonnenheit.

Eine Erzählung

von dem verstorbenen

Dr. J. Ch. H. Gittermann, in Emden.

Franz Hasselt war der einzige Sohn eines reichen Gutsbesitzers in Norddeutschland, und im Begriff, sich auf eins seiner schönen Landgüter daselbst niederzulassen, als die begüterten Jünglinge seines Vaterlandes aufgerufen wurden, an dem Befreiungskriege gegen Frankreich als berittene Jäger Antheil zu nehmen. Er, ein hochherziger, wackerer Jüngling, kühn und kräftig, und voll innigen, lebhaften Gefühls für das Schöne und Edle, folgte gern diesem Ruf, — indem seine Eltern beide gestorben waren und kein sonstiges Familienband ihn aufhielt. In kurzer Zeit focht er an der französischen Gränze mit flammendem Muth gegen die herzlosen Dränger der Menschheit, deren Stunde gekommen war.

Als einem noch jungen Lehrling in der Schule der Erfahrung fehlte es ihm bei seiner Handlungsweise manchmal an der gehörigen Besonnenheit und

Vorsicht. Doch führte die Gunst des Schicksals ihm in seiner wildbewegten, gefahrvollen Lage einen biedern Freund und Führer zu, einen tapfern Hauptmann aus Westphalen, Namens Hochberg. Dieser, den Muth und das edle Herz des Jünglings bemerkend, widmete demselben seine ganze Aufmerksamkeit und innigste Theilnahme, die Hasselt mit dem vollkommensten Vertrauen und einer zarten, herzlichen Zuneigung erwiederte.

In einem ziemlich bedeutenden Treffen, worin Hasselt sich sehr tapfer bewies, wurde sein Pferd tödtlich getroffen, und er stürzte mit demselben zu Boden. Zwei französische Husaren sprengten auf den jungen Helden los, um ihn niederzuhauen. Da flog Hochberg zwischen Beide, und schlug den einen mit einem gewaltigen Hieb vom Pferde, der zugleich seinen Lebensfaden zerschnitt; dafür aber empfing er einen Pistolenschuß von dem andern, der dann schnell davon jagte.

Hochberg war in die linke Seite getroffen. Hasselt trug seinen blutenden, fast schon mit dem Tode ringenden Freund aus dem Gefecht, und sorgte für die Untersuchung und Behandlung seiner Wunde. Sie war tödtlich; doch blieben dem Verwundeten, wo möglich, noch ein paar Lebenstage. Sein inniger Wunsch war, zu seiner einzigen Tochter gebracht zu werden, die er in einer von der Gränze

zwiſchen Deutſchland und Frankreich nicht weit entfernten Stadt zurückgelaſſen hatte. In der Nähe ſeines geliebten Kindes glaubte er mit mehr Troſt und Faſſung, mit mehr Ruhe und Ergebung ſterben zu können.

Haſſelt konnte ſich von ſeinem innig geliebten, ſchwer leidenden Freund und Lebensretter nicht trennen, um denſelben ſeinem Schickſal zu überlaſſen. Er erhielt die Erlaubniß, ihn nach der Stadt, wohin er verlangte, begleiten zu dürfen. Bei der Ankunft daſelbſt, in dem Gaſthofe, wo die Tochter ſich aufhielt, vernahmen ſie, daß dieſe ebenfalls krank wäre, — doch befände ſie ſich in der Beſſerung, und ſei im Stande, von ihrem Krankenbett eine Weile aufzuſtehen, und bald an dem ihres Vaters zu erſcheinen.

»Ach,« ſagte Hochberg mit tiefer Rührung zu ſeinem theilnehmenden Begleiter, »ich ſoll ſie zum letzten Male ſehen und bei ihr ſein! Doch — es iſt der Wille des Himmels, und das glaubend, könnte ich ſie mit getroſtem Herzen verlaſſen und ruhig in die Ewigkeit übergehen, — aber ich hinterlaſſe meiner geliebten Eliſe nichts, durchaus — nichts. Sie iſt eben ſechzehn Jahr alt. Wer ſoll der Beſchützer, der Verſorger dieſes meines theuren Kindes ſein?« — Schluchzend und mit großen Thränen in den Augen antwortete Haſſelt, in ab-

gebrochenen Worten: »O, mein Vater, mein theurer Vater, — ſchenken Sie mir — ihre Tochter — zur Gattin.«

In dieſem Augenblick trat Eliſe in das Zimmer ein, geführt und unterſtützt von einem Dienſtmädchen des Hauſes. Ihr Geſicht war verſchleiert. Die Krankheit nämlich, an welcher ſie gelitten hatte, und die noch nicht ganz gewichen war, beſtand aus den Kinderblattern, die an ihrem Aufenthaltsort herrſchten, und auch ſie ſehr ſchnell ergriffen, da ſie gerade im Begriff war, denſelben, wo möglich, durch die Vaccine zu begegnen. Sie war bei der Ankunft ihres Vaters noch ſehr ſchwach und kaum außer Lebensgefahr; doch ſäumte ſie keinen Augenblick, um ſich an das Sterbebette deſſelben bringen zu laſſen. Er hatte ſo herzlich verlangt, ſie noch einmal wieder zu ſehen.

Das Dienſtmädchen, das ſie hereingeführt hatte, entfernte ſich. Schweigend und in großer Traurigkeit und Schwäche, ſchwankte die Tochter Hochbergs zu dem Lager ihres Vaters, und ſank an demſelben beinahe ohnmächtig auf ihre Knie nieder. — Augenblicklich kniete Haſſelt neben ihr, und faßte die brennende Hand des Mädchens in die ſeinige. »O, mein Vater,« ſprach er mit einem gerührten, doch feſten Ton, — gieb uns Deinen Segen!«

»O Du, mein theures Kind,« ſagte nun Hoch-

berg, »der große Lenker unserer Schicksale will, daß ich von Dir scheiden soll. Doch tritt in meine Stelle — als Dein Beschützer und Versorger — dieser edle Jüngling. Er kann aber über Deine Jugend und Unschuld, er kann über Deinen guten Namen nur dann mit Erfolg wachen, wenn Du ihm Deine Hand giebst — als Gattin.« Kaum ganz verständlich, doch mit einer ungemein zarten, wie aus einer höhern Welt sanft herüber tönenden Stimme, erwiederte Elise: »Als Gattin? — O mein Vater, wie wäre es möglich, daß Dein junger Freund die häßlich gewordene Elise lieben könnte! — Ach, ich werde Deinen Tod schwerlich überleben!« — Sie weinte heftig, und es schien, als sollte sie in ihren Thränen ersticken.

Hasselt, noch neben ihr knieend, umschlang die junge, leidende Gestalt mit seinem Arm, und drückte sie mit großer Rührung an sein Herz, ohne den Schleier aufzuheben, der ihr Gesicht bedeckte. In unwillkührlicher, hoher Begeisterung rief er aus: »Als die geliebte Tochter meines Freundes, meines Lebensretters — lieb' ich Dich — in Ewigkeit!« Hochberg erhob sich ein wenig und segnete das Paar, und wie er ausgeredet hatte, sank er zurück und hauchte sanft seinen letzten Odem aus. — Hasselt führte die sehr schwache, und in einzelnen Augenblicken fast bewußtlose Tochter wieder auf ihr

Zimmer, und nannte ſie ſeitdem ſeine Gattin. — Des andern Tages ſprach er ſich noch näher gegen ſie aus, und erklärte ihr feierlich, daß die Vollziehung ihrer Verbindung gleich nach Beendigung des Krieges geſchehen ſollte, und daß er ſich dann ſehr glücklich ſchätzen würde, ſie auf ſein Landgut in Norddeutſchland mitzunehmen. Das Mädchen war damals noch zu ſchwach zu einer längern Unterhaltung mit ihm; auch barg ihr ſchwer angegriffenes Geſicht noch die wenig durchſichtige Hülle des Schleiers.

Am Abend dieſes Tages erhielt Haſſelt ganz unerwartet den Befehl, daß er ſogleich bei ſeinem Corps wieder eintreffen müßte, um mit demſelben tiefer in das Land des Feindes vorzurücken. Er hatte kaum noch Zeit, das Begräbniß der Leiche ſeines Freundes zu beſorgen. — Die Tochter deſſelben brachte er mit möglichſter Schonung und Bequemlichkeit auf ein nahe gelegenes Dorf, zu einem ihm durch ſeine geiſtvollen Schriften bekannten braven Prediger, mit dem Erſuchen, ſie als ſeine junge, kranke Gattin, für eine reichliche Vergütung, bei ſich aufzunehmen, und zu ihrer Wiederherſtellung und Aufheiterung keine Koſten zu ſparen. — Auch auf der Fahrt dahin behielt die Kranke immer noch ihren Schleier, und Haſſelt war zart und zugleich ſchüchtern genug, um dagegen nichts einzuwenden; doch ließ es ſich

nicht verhindern, daß er bei dieser Gelegenheit nicht Etwas von ihrem Gesichte hätte erblicken sollen. Was er sah, war nicht dazu geeignet, um sich davon ein angenehmes, oder gar reizendes Bild zu machen. Alle ihre Züge schienen verunstaltet und verzerrt zu sein; die Augen kaum sichtbar, fast ganz zugeschwollen, das Gesicht und die Haut mit halbgetrockneten Blattern bedeckt.

Hasselts Abwesenheit und Entfernung von der Tochter seines Freundes dauerte weit länger, als er sich anfangs vorgestellt hatte. Er wechselte indeß von Zeit zu Zeit Briefe mit dem würdigen Prediger, in dessen Hause Elise sich aufhielt. Dieser schrieb, daß sie sich bald wieder völlig erholt hätte und in seinem Familienzirkel wohl gefiele, auch in demselben sehr gern gesehen würde. Er rühmte ihre innere Bildung, ihren Geist und liebenswürdigen Charakter. Hasselt äußerte in seinen Briefen an den Prediger wiederholt den Wunsch, auch von Elisen selbst einige Zeilen zu empfangen, ohne jedoch seine Erwartung erfüllt zu sehen.

Bei seinem längern Aufenthalte in Frankreich kam er in eine nähere Bekanntschaft mit der Familie des deutschen Majors von Rohndorf, welche diesem, seit dem völligen Sturze Napoleons, nach Frankreich gefolgt war. — Bei derselben befand sich eine Nichte des Majors, ein höchst liebenswürdiges,

schönes Mädchen, ausgezeichnet zugleich durch einen sehr hellen Verstand und ein edles Herz. Hasselt betrachtete sie bald nicht mit Gleichgültigkeit; sowohl ihre körperlichen Reize, als auch ihr Charakte, ihr schönes Herz, zogen ihn fast unwiderstehlich an. Doch blieb er seiner frühern Zusage treu, obgleich der Kampf zwischen Liebe und Pflicht ihm sehr schwer wurde. Er versank in einen tiefen Trübsinn, und selbst seine blühende Gesundheit begann darüber zu wanken.

Die schöne Cäcilie — so hieß die Nichte des Majors — die er täglich sah und in ihrer Gesellschaft einen Theil des Tages hinbrachte, behandelte ihn mit großer Theilnahme und Verträulichkeit, als wäre er ihr Bruder. Durch ihre innige, herzliche Freundschaft wußte sie ihm ein vollkommenes Vertrauen einzuflößen, das ihn leicht zu weit hätte führen können, wenn nicht ihr Benehmen gegen ihn doch immer sehr zart gehalten und sein Entschluß zur höchsten Pflichttreue nicht so fest gewesen wäre. Doch konnte er nicht unterlassen, ihr bei einer gewissen Gelegenheit den Grund seines Herzens aufzudecken. »Ich habe,« sprach er, »das einzige Mädchen, das mich in der Welt glücklich machen könnte, kennen gelernt. Aber ich bin sehr unglücklich — denn ich habe mich bereits verheirathet, zwar nicht vor der Welt, doch vor den Augen

Gottes. Dieß, theuerste Cäcilie, ist die Ursache meiner Schwermuth, die nur mit meinem Leben aufhören kann.«

Cäcilie suchte ihn, soviel möglich, zu trösten. »Die Hoffnung,« sprach sie, »hat einen weiten Spielraum. Wir stören und hindern unser Glück, wir stürzen uns in einen Strudel unnöthiger Sorgen, wir lähmen und fesseln unsere Kraft, wenn wir der Hoffnung gar zu bestimmte Schranken setzen. — Die Zeit bringt Rosen, manchmal sehr unvermuthet, und noch nie hat ein Sterblicher die dunkeln Tiefen der Zukunft klar erschaut. — Einer Unbesonnenheit, die wir nachher einsehen, unser ganzes Leben aufzuopfern, ist eine übertriebene Selbstverleugnung.« — Es schien sogar, als ob die schöne Cäcilie manchmal einen Versuch machen wollte, um den schwer mit sich selbst kämpfenden Jüngling in seiner Treue gegen Elise wankend zu machen. Er aber bestand jede gefährliche Probe, deren Wiederholung, so wie die sophistischen Reden seiner Freundin, bei ihm nur die Wirkung hatten, daß sie ihm bald Mißtrauen gegen sie einflößten, und nach und nach seine Achtung gegen sie in etwas verminderten. Auch sie, dachte er, gehört zu den Geschöpfen, deren Name »Gebrechlichkeit« ist.

Endlich kehrte er aus dem ihm doppelt unheim-

lich gewordenen Lande wieder nach Deutschland zurück. — Mit einem kranken, innig verwundeten Herzen begab er sich, so eilend als möglich, zu dem Pfarrhause, in dem Elise sich aufhielt. Der Prediger empfing ihn mit großer Heiterkeit, ja mit lebhafter Freude; Hasselt drückte ihm schweigend die Hand. Bald, da er hereingetreten war, sprach er mit bebender Stimme: »Ich komme, um jetzt meine eheliche Verbindung zu vollziehen. — Wo ist meine Gattin?« — Der Prediger öffnete die Thür eines andern Zimmers, und es näherte sich eine verschleierte weibliche Gestalt, — die bald, auf Hasselt schnell zuschreitend, ihn in ihre Arme schloß, mit den Worten: »Hier, mein lieber Franz, ist Deine — Elise Cäcilie Hochberg!« Sie hob ihren Schleier auf, und Hasselt sank an das Herz seiner Elise, als Einer Person mit der schönen Cäcilie in Frankreich.

»Vergieb mir, mein innig geliebter, treuer Franz!« sprach sie. »Ich habe Dich geprüft, vielleicht mit zu großer Strenge, vielleicht auch manchmal mit zu wenig Ueberlegung. Schwer war es der Liebe, sich zuweilen nicht zu verrathen. — Doch vergieb mir, ich will Dir Deine Leiden vergelten. Hab' ich viel, etwa zu viel gewagt, um desto größer, dringender ist nun meine Pflicht. Ich verspreche Dir heilig, sie treu zu erfüllen und — Dich ewig zu lieben.«

Der Prediger knüpfte bald mit der Weihe der Religion das eheliche Band des zärtlichen Paars, und jeder Tag ihres Lebens trug das Gepräge des höchsten irdiſchen Glücks.

Das

Lied von dem Schloß Eberstein.

Am Geburtstage

Seiner Königlichen Hoheit

des

regierenden Großherzogs von Baden.

Gedichtet zu Carlsruhe, den 29. August 1833

von

Theodor von Kobbe.

Aus fernem Osten steigt die Sonne,
Die uns der ew'ge Gott gesandt;
Doch Segen spendend, Herzens-Wonne,
Glänzt sie nur auf der Bad'ner Land.
Sich selber freudetrunken spiegelnd,
Wirft in die Burg sie ihren Schein,
Des Waldes Schatten überflügelnd,
Begrüßt sie das Schloß Eberstein.

Und horch! man feiert rings im Lande
Das »Heute« mit ſtets neuem Reiz,
Vom Neckar und vom Rhein'ſchen Strande
Erſchallt der Jubel bis zur Schweiz.
»Nicht Schweiß, nicht Blut iſt uns verloren,
»Wir willig ſie auf's Neue weih'n;
»Heil unſerm Herrn, der heut geboren,
»Dem Vater auf Schloß Eberſtein!«

Heil ihm, wie ſeinen jungen Eichen!
Ein Gott erhalt' ſie krafterfüllt,
Daß ſie den hehren Eltern gleichen,
Der Stärke, wie der Anmuth Bild.
Denn auf der Erd' und Menſchheit Höhe
Lehrt ſie, dem Vater gleich zu ſein,
In liebenswürd'ger Menſchen Nähe,
Die Mutter auf Schloß Eberſtein.

Von Unterthanen laut bewundert,
Grünt Glück wie Rebe dort und Forſt;
Doch auch ganz Deutſchland — das Jahrhundert,
Es deutet auf den Adlerhorſt —
Wohl ward dem Herrn ein Lied geſungen,
Der Alles brachte zum Verein,
Der mehr als Lorbeer ſich errungen,
Dem Heros auf Schloß Eberſtein.

Napoleon Hannibal Scipio Meyer.

Hiſtoriſche Novelle

von

Theodor von Kobbe.

1.

In einem der prächtigen Häuſer, welche die ſchönſte Straße Altona's, die Palmaille, zieren, die größtentheils aus der kunſtfertigen Hand des berühmten Baumeiſters Hanſen hervorgegangen iſt, wohnte im Jahre 1807 ſeit mehreren Wochen ein Mann, Namens S. L. Meyer, der dorthin aus dem Herzogthume Holſtein gekommen war, woſelbſt er in den letzten Jahren auf verſchiedenen Hafenplätzen ſeine Handlungsgeſchäfte betrieben hatte. Sein Name war in der mercantiliſchen Welt nicht unbekannt, und die vielen Einladungen, welche ihm von den erſten Hamburger Häuſern tagtäglich zu Theil wurden, genügten, um ihm unter ſeinen handelnden Mitbürgern die Stellung der Ehre zu ſichern, welche in beiden Städten weder Geiſt, Genie, noch Liebenswürdigkeit zu erſetzen vermögen.

Um so unbegreiflicher aber erschien es den Bewohnern beider Elbstädte, daß ein Mann, den sogar Johann Martin Jänisch zu Tisch ladete, den der dermalige faiseur und maître de plaisir, der später ermordete Advocat Ratjen, wie ein Mitglied der Holsteinschen Ritterschaft ehrte und aufsuchte, im Gesichte und hinter dem Rücken pries, alle diese Ehrenbezeugungen nicht zu beachten schien, und, sobald ihn seine beiden Rappen von der Hamburger Börse nach Hause gerollt hatten, nicht vor dem andern Tage, und zwar nur in seinem Comptoir, wieder sichtbar wurde, woselbst er mit großem mercantilischen Ueberblick seine Befehle gab, die Makler anhörte, welche ihm etwas Paris, Wien oder London anboten, allein nichts redete, was nicht in directer Beziehung mit seinen Geschäften stand. Uebrigens sprach er mit Geläufigkeit, außer der holländischen, alle lebenden Sprachen, und hatte dabei so feine Manieren und eine graciöse Bewegung, als ob er seinen Anstand dem berühmten und liebenswürdigen Alexander Casorti verdanke.

Trotz dieses Einsiedlerlebens war sein Haus fast täglich ein Tempel der Freude, wie der Geselligkeit. Wie einst der bekannte, durch seine famöse Fajence- und Wachslichter-Speculation zum Nabob, dänischen Grafen und Schatzmeister erhobene Schimmelmann in Hamburg bei seiner einsamen Lampe im stillen

Kämmerlein rechnete, während in seinem Salon tausend Kerzen die nichtssagenden fröhlich hüpfenden hamburger Ballgesichter umstrahlten, war auch Herr S. L. Meyer den Blicken der schöngeisterischen Welt Hamburgs und Altona's unsichtbar, wenn seine Schwiegerin, Madame Eugenia Rosenthal, unter der von ihr erlesenen Gesellschaft ihre große Kenntniß der deutschen Klassiker, und vor allen des geistreichen Jean Paul, geltend machte; dafür aber die sich eine Zeitlang langweilenden Zuhörer nach idealen Torturen und ätherischem Thee, mit reellen Torten und noch schöner duftenden Pasteten erfreute. Um sich aber ihres Publicums noch mehr zu versichern, hatte sie, freilich zu großem Verdruß des ohnehin etwas karg und streng gehaltenen Gesindes, die noch in beiden Städten geltende bettelhafte Mode der Trinkgelder abgeschafft, wonach ein jeder Gast den Austritt aus dem Hause, die Ehre der Einladung, mit den so schwer erworbenen und so leicht ausgegebenen Drittelstücken, den leuchtenden und Hand ausstreckenden Domestiken bezahlen muß.

Madame Eugenie, so hieß die Dame par excellence, bildete sonach einen auffallenden Contrast mit ihrem Schwager. Auch entging es keinem Menschenkenner, daß die Rosenthal, so sehr sie mit ihrem blonden Haar, blauen Augen, übrigens passabeln Aeußern und pflegmatischen Embonpoint die Göt-

tin der Sanftmuth darzustellen, und aus allen Schillerschen und Götheschen Tragödien, ja auch aus Kotzebueschen Rührstellen, bis zur Selbstrührung ihr Gemüth zu veranschaulichen suchte, keinesweges als dem Herrn Meyer durchs Blut gesippt, anzusehen sei; denn ihre Manieren ließen nur zu oft, wenn ein Affect sie überwallte, den Mangel an einer guten Erziehung und an einer wahren Bildung durchblicken. Und obgleich sie den ihr stets willkommenen Kriegern Napoleons versicherte, daß sie in ihrer Jugend das Französische »wie Wasser« gesprochen habe, so war sie dazu doch jetzt nicht mehr zu bringen, und legte, wenn sie beim Eintritt der Besuchenden mit einem »Bon jour monsieur« oder »comment vous portez vous?« oder mit einem antwortenden »fort bien« herausgeplatzt war, bescheiden die Finger auf die sich schließenden Tulpenlippen, indem sie versicherte, sie werde erst dann anfangen, Französisch zu reden, wenn ihr Ideal, der Kaiser, ganz Deutschland dem Rheinbunde einverleibt habe. »C'est ainsi que vous recommencerez bientôt à parler notre langue« war die Antwort der galanten, jedes Mal unmerklich in sich hineinlächelnden Franzosen.

Die Neugierde, welche das Erscheinen dieser beiden Leute in dem an Mundthätigkeit reichen Altona erregen mußte, gab bald zu wunderlichen Gerüchten Veranlassung. Ein Schauspieler, der die dortige

Truppe vor dem gewöhnlichen halbjährigen Bankerott, den das nahe Hamburger Stadttheater zu verursachen pflegt, verlassen hatte, sollte in der Steckhahnschen Restauration im Rausch behauptet haben: »Madame Eugenie habe früher in Magdeburg Göthes natürliche Tochter gespielt, er wolle die kurzen väterlichen Rechte, die er damals auf der Bühne geübt, zu einer gezwungenen Anleihe geltend machen, oder Madame ihren Lebenswandel kund thun.« Er hatte dieß am andern Tage, da er bei Frau Rosenthal gewesen, freilich mit der Bemerkung widerrufen, daß er sich in ihrer Person geirrt habe. Allein die vielen Species, womit er die rückständigen Beefsteaks und Porterflaschen bezahlte, die Ruhe, womit er seine Lieblingsrollen zurückgeschickt und seine Kündigung erzwungen hatte, machten den denkenden Altonaer nicht irre. Zudem hieß es, Frau Rosenthal habe sich bei der Polizei legitimiren müssen, und da habe sich ergeben, daß sie gar nicht mit dem Herrn Meyer verwandt sei. Auch berichtete das Gesinde, daß Madame den Herrn nur am Sonnabend spreche, wenn sie Geld von ihm verlange, und wollte Elise, das Stubenmädchen, welche den leisesten Gang und die feinsten Ohren hatte, gar behaupten, daß diese Zahlungsoperation nie ohne sehr heftige Reden auch von Seiten des sonst so sehr schweigsamen Herrn beendigt werde.

Neue Begebenheiten, wohin insbesondere die unglücklichen Kriegsereigniſſe gehörten, in welche Dänemark damals mit England verwickelt wurde, ließen indeſſen bald das Stadtgewäſche verſtummen. Man gewöhnte ſich daran, mit Herrn Meyer in Geſchäften zu verhandeln, bei Madame Eugenie zu ſpeiſen und zu trinken, und mußte ſich am Ende geſtehen, daß man von Beiden ſolide behandelt würde, und nirgends zu kurz käme.

Außer dieſen den geneigten Leſern dargeſtellten Perſonen befanden ſich zwei Knaben im Hauſe, wovon der älteſte etwa zehn Jahre, der letztere neun Jahre alt ſein mochte. Jener, Hans Rennerberg, galt für einen Schweſterſohn der verſtorbenen Madame Meyer, dieſer für ſeinen Sohn, und hieß »Napoleon Hannibal Scipio.« Madame Eugenie rühmte ſich dieſer ſonderbaren Taufnamen als ihres Werks, und erzählte oft, ſie habe, da der Knabe entfernt von ſeinem Vater geboren ſei, dieſem das Prävenire geſpielt, und auf dieſe Weiſe dem Knaben hoffentlich ſchon durch die bloße Nennung ſeines Namens jedes Mal einen aufmunternden Zuruf, den größten Vorbildern der Welt zu gleichen, geſchaffen. — Ihr Schwager habe zwar anfangs gegrollt, ſie ſei aber auf ihr Stück beſtanden, und da habe er gute Miene zum böſen Spiel machen müſſen, und, um ſo wenig, wie möglich, der proſaiſchen

Welt einen Anstoß zu geben, den Namen Hannibal gewählt, bei dem der Knabe gerufen werden sollte.

Beide Kinder waren der Obhut eines Candidaten der Theologie anvertraut, der, trotz bedeutender Kenntnisse, nicht im Stande gewesen war, wegen seiner unüberwindlichen Schüchternheit das Examen in Glückstadt zu bestehen. War er auch anscheinend glänzend in seiner schriftlichen fünftägigen Prüfung bestanden, so waren doch die Tage der mündlichen Probe so überaus schlecht, so ohne alle Antwort ausgefallen, daß in den Prüfungsherren die Idee Raum gewonnen hatte, der gute Bastian habe sich mit schriftlichen Extracten, vulgo »Schmierzettel« genannt, versehen, um auf diese Weise sich ein unverdientes Zeugniß zu erschleichen. Vollends untauglich hatte er sich aber durch seine Probepredigt und seine Catechisation dargestellt. Noch jetzt erzählt man sich in Holstein von ihm, daß er beim Eingang der letzten die Seele als sichtbar, den Körper als unsichtbar dargestellt habe.

Den Verzweifelten hatte Herr Meyer nach beendeter Prüfung im Christischen Gasthause zu Glückstadt gefunden, und dem älternlosen, durch sein unglückliches Examen Geächteten, einen vorläufigen Zufluchtsort in seinem neu angekauften Hause in Altona angeboten, Bastian dies Anerbieten dankbar

und überglücklich, wie die Hülfe eines Engels, angenommen. Seine nähere Bekanntschaft hatte indessen das Vertrauen, welches Meyer in ihn gesetzt hatte, gerechtfertigt. Sobald Bastian seine Scheu gegen seinen Hausherrn überwunden, erkannte dieser in ihm einen talentvollen und gelehrten, durch seltene Tiefe des Gemüths ausgezeichneten, jungen Mann, dem er unbedenklich die Erziehung seiner beiden Knaben anvertrauete, und sich auf diese Weise einer Vaterpflicht enthoben sah, zu der es ihm anscheinend an Geschick oder an innerm Beruf fehlte. — Schnell lernten die beiden Knaben ihrem neuen Führer vertrauen, und mit unbeschreiblicher Liebe hingen bald ihre Augen begierig an den unter vertrauten guten Menschen so beredten Lippen des liebevollsten Lehrers.

2.

Seltsam war das Verhältniß, in dem Herr Meyer und Madame Eugenie zu den beiden Knaben standen. Diese, welche, als Schwester der verstorbenen Hausfrau, offenbar beiden gleich nahe verwandt schien, hatte alle ihre mütterliche Zärtlichkeit, deren ihr verschrobenes Herz überall fähig war, auf den von ihr so wunderlich benamten Hannibal übertragen, und ließ gegen den ehrlichen Hans, bei jeder

Gelegenheit, die deutlichsten Spuren entschiedener Abneigung merken. Zwar war der schlichte Rennerberg ihren Vexationen nur wenige Stunden des Tages, die sich die schöngeistreichste Eugenie für das Hauswesen und die Kindererziehung von ihren belletristischen Studien abmüssigte, ausgesetzt, allein schon in diesen hatten Magen und Psyche des braven Jungen unerträgliche Torturen auszustehen. Schmale Bissen, unwürdige Schimpfworte waren sein tägliches Theil, weder des ehrlichen Bastian, noch Hannibals Fürbitten konnten ihm ein besseres Loos erwirken, bis endlich die List des Letztern, dessen Abneigung gegen die unnatürliche Pflegemutter in eben dem Maße wuchs, womit sie sein besseres Naturell durch ihre Affenliebe zu untergraben suchte, — mittelst vollgepropfter Taschen und vorgegebenen Heißhungers, die Wachsamkeit der boshaften Eugenie täuschte. Nichts desto weniger verhielt sich der eßlustige Hans bei Tisch fortwährend leidend und anscheinend hungrig, und affectirte seine Tantalus-Qualen, um die Grausame zu täuschen, die immer neidisch auf seine von blühender Gesundheit strotzenden wohlgerundeten Wangen zu blicken schien.

Solch ein Benehmen blieb indessen dem Hausherrn verborgen, gegen dessen finstere Wortkärgheit kein Mitglied des Hauses eine offene Rede wagte. Denn, wenn er zugegen war, nahm die Behand-

lung der Knaben eine andere Farbe an. Wenn sich gleich in seinem Benehmen gegen beide Kinder Herzensgüte und Sanftmuth, ja fast die Scheu eines alten Dieners gegen fürstliche Kinder, kund gab, so wurde doch Hans bei allen Gelegenheiten, da der sparsame Mann den Knaben kleine Geschenke spendete, vorgezogen. Nur dieser erhielt dann und wann ein kleines Taschengeld, und die Sorge für dessen Bedürfnisse machte den größten Theil seiner Nachfrage nach den beiden Kindern aus, wenn es ihm gleich mehr darum zu thun schien, daß Hannibal etwas Tüchtiges lerne, und er in dieser Hinsicht häufig den Lehrer dringend befragte. Bastian konnte mit gutem Gewissen die erwünschten Antworten geben; der jüngere Hannibal hatte bald den viel materielleren Hans, zum großen Triumph Eugeniens, im Lernen überflügelt. Dieser war schwer bei den Büchern zu halten, so oft, wie er konnte, entfloh er dem Arbeitszimmer, eilte die steilen Straßen »van der Smissens Allee« oder »den Quäckerberg« hinunter, und staunte mit träumerischer Begeisterung die großen Schiffe am Elbgestade an. Allemal, wenn er zurückkehrte, raunte er dann seinem Pylades, der ruhig bei seinem Schreibtische arbeitete, in die Ohren: »Ein Schiffer muß ich werden und die Welt sehen, es gehe, wie es wolle.«

Dem alten Meyer schien dieß indessen nicht recht.

»Das ist schlimm, umgekehrt wäre es besser!« murmelte er einmal leise, aber unverständlich für den guten Bastian, vor sich hin; »für Hans ist schon gesorgt; aber Hannibal muß noch über die Alpen, um sich sein Glück zu suchen.«

3.

Der Fortgang einiger Jahre bildete beide Knaben ihren Anlagen gemäß aus. Hannibal entfaltete immer mehr Genie zur Wissenschaft, und da es ihm dabei nicht an der Gabe der Rede fehlte, sah Bastian schon in seinem Schüler einen würdigern oder wenigstens glücklichern Candidaten des Glückstädter Examens, als er selbst darzustellen im Stande gewesen war. — Der ehrliche Hans aber fing nach und nach an, Talent für die Mathematik zu entwickeln, und da ihm ein alter Capitain des damaligen angesehenen Schifferhebers Dultz, den er am Hafen und auf seinem Schiffe kennen gelernt und lieb gewonnen, Unterricht in der Steuermannskunde verheißen hatte, wenn er sich in den ersten Elementen vervollkommne, zeigte er bald, was der selbst weniger talentvolle Schüler zu leisten vermag, wenn kräftiger Wille auf ein bestimmtes Ziel hinarbeitet. Dabei versäumte er den practischen Schiffsdienst nicht, so weit es ihm seine Freistunden und die wohl

etwas zu große Nachsicht seines Lehrers gestättete. Denn oftmals war schon in dem Knabengehirne, besonders durch der ungerechten Pflegemutter Schmähungen angeregt, die kühne Idee entsprungen, sich von einem der Götternamen, womit so viele seiner Lieblinge, die schnellsegelnden Schiffe, getauft waren, durch die goldgelbe Elbe in die blauen Meeresfluthen nach der neuen Welt, dem einzigen Gegenstande seiner wonnigen Träume, entführen zu lassen.

Während Hans auf diese Weise in eine Bekanntschaft mit den Bewohnern der See gerieth, die freilich nicht geeignet war, seine natürliche Derbheit zu mildern, gedieh Hannibal unter todten und lebendigen Sprachen, wie eine exotische Pflanze. Seine, auf Anstiften der Rosenthal, unter fremden Namen bei Hammerich erschienenen Lieder, welche er in seinem zwölften Jahre verfertigte, sind in Holstein weltbekannt, und in der That, hätten ihn nicht das prosaische Leben und die Nothwendigkeit der Poesie abgewonnen, wir würden sicherlich in ihm jetzt einen Dichter bewundern, der mit den wenigen Auserwählten ungelesen in den Glasschränken der Visitenzimmer unserer norddeutschen Damen paradirte.

Das Ende des Jahres 1812 war gekommen, und mit ihm die Zeit, in welcher Nachtfröste die geistigen Blüthen Napoleons mit seinen Gartenknechten erstarren ließen. Die Begeisterung der

Deutschen erwachte, allenthalben ward gejubelt, das neun und zwanzigste Bulletin war die immer wiederholte Lectüre, und das Schicksal bereitete sich vor, den Lesefehler eines Hamburger Zuckerbäckerknechts als Prophezeiung in Erfüllung gehen zu lassen. Denn, als dieser einst an einer Ecke des Hamburger Berges die Worte: »der Kaiser hat Moskau eingenommen,« gelesen, und das Wort »Moskau« mit »Muskus (Moschus)« verwechselte, hatte er seinem nebenstehenden Kameraden, welcher die Bekanntschaft mit den Buchstaben, seit seiner Entlassung aus der Schule, nicht ferner frequentirt hatte, die Worte zugeraunt: »Gebt Acht, es ist bald mit ihm vorbei, das weiß ich an meiner seligen Frau; denn er hat Muskus eingenommen. Kaum hatte meine Frau Muskus eingenommen, so ging sie flöten.«

Madame Eugenie war untröstlich; sie hatte ihre Sonne, Napoleon, in ihren Strahlenbrechungen, das heißt, in seinen Officieren, kennen gelernt, sie fürchtete, bei einer neuen Organisation, in den Landsturm der Schönheit ohne Aufgebot versetzt zu werden. Sie trauerte daher mit einigen Dänen, welche durch die harte Behandlung ihres Königs wüthende Napoleonisten geworden waren, und selbst die Ungeheuer des Corsenreichs, wie einen Vandamme, liebkoseten und fütterten. Hannibal mußte ihr fortwährend geschichtliche Arbeiten zum Ruhme des gestürz-

ten Titanen anfertigen, wozu Bastian, ein stiller blonder Deutscher, voll Theodor Körner-Gefühl, Turnsinn und Franzosenhaß, nur ungern die Hand bot. — Rennerberg aber blickte vom Reinwillschen Pavillon starr auf die weite Stromesfläche, und jubelte sehnsüchtig: »Während die französischen Krieger erfroren, ist das Eis des Weltmeers aufgethaut; bin ich erst am nächsten Ostertage confirmirt, dann fort in die schaukelnden Fluthen, geleitet von den schützenden und den Weg weisenden Gestirnen.«

Obgleich Herr Meyer einen thätigen Antheil an der Wiedererweckung Deutschlands zu nehmen schien, von der er, wie die gesammten Patrioten, eine glückliche Zukunft erwartete, so ward doch nach der Einnahme von Paris seine Laune immer finsterer. »Ich war nahe daran, mich mit dem Leben zu versöhnen,« seufzte er einst unverständlich gegen seinen Liebling Bastian, »allein Dänemarks Unglück und das Sinken seiner Papiere hat mich um jahrelange Arbeit betrogen. Und was hilft es mir, wenn ich alt werde, wie der ewige Jude, und diejenigen sterben sehe, für deren Wohl ich reuevoll lebe.«

So verging der Winter, und die Osterzeit des Jahres 1814 kam heran, welche die Confirmation beider Knaben herbeiführte. Zum ersten Male erlaubte ihnen der Vater auf Bastians Fürbitten, am

folgenden Tage das Theater, und zwar den Beſuch des Hamburgers, da das Altonaer, nur durch den vortrefflichen Henkel gehalten, im Ganzen unter aller Critik war. — Es wurde Don Carlos gegeben, den der mit unverlöſchbarer Liebhaberweihe ſeit einem halben Jahrhundert begabte Jacoby damals ausgezeichnet darſtellte, Herzfeld oder Gerber, der Meiſter der deutſchen Mimen, ſpielte den Poſa. Die beiden Vettern, die, wie jeder gutgeartete Holſteiner, ihren Schiller auswendig wußten, ſchwammen in Seligkeit. Glückliche Jugend, die aus den Schillerſchen Werken nur Moral und Liebe ſaugt, und die ungenießbare Unnatur inſtinktmäßig unberührt läßt! — Hans aber, der in dem Poſa nur den aufopfernden Freund, nicht den jeſuitiſchen, fanatiſchen Politiker erkannte, drückte beim Fall des Vorhangs ſeinem Hannibal die Hand, indem er ihm zuraunte: »Iſt es mir doch, als ob ich auch für Dich ſterben ſollte, wie Poſa! Ich habe Dich gewiß auch eben ſo lieb, wie der ſeinen Carlos.«

Aber Hannibal antwortete nur zerſtreut. Seine Seele war weder bei Poſa, noch beim ehrlichen Hans. Im zweiten Range hatte er den ſchwarzen Lockenkopf eines blauäugigen Mädchens gewahrt, der ſeine Träume plötzlich verwirklichte, und in ſein jüngendliches Herz den Blitzſtrahl der erſten Liebe ſenkte. — Jetzt erhob ſie ſich, und ſchickte ſich an

zum Weggange, die Knaben verließen mit Baſtian gleichfalls das Parterre. Da nahte, treppunter, einer ſteifen, anſcheinend engliſchen Familie folgend, das holde Bild, freundlich ſeine Augen auf Hannibal heftend, die ſie dann aber mit Zutraulichkeit auf den erröthenden Hans lenkte, indem ſie ihm einen freundlichen guten Abend zuwarf, und ſodann in einen Wagen mit ihren Begleitern verſchwand.

»Um des Himmels Willen! kennſt Du das Mädchen?« fragte Hannibal den in ſeinem Geſichte erglühenden Hans; und mit Zauberſchnelligkeit hatte unbewußt der Roſt der Seele, die Eiferſucht, ſeine Gedanken umzogen. — »Ich traf ſie neulich auf dem Wege von Eppendorf nach Hamburg, wo ich ſie vor den Zudringlichkeiten einiger betrunkener Zuckerbäckerknechte durch meine gute Fauſt ſchützte, und mir auch ein Loch im Kopfe holte, das ich Euch mit einem Fall erklärte,« war Rennerbergs Antwort. — »Du kannteſt den Engel, und haſt mir nichts davon geſagt?« rief Hannibal noch einmal. »Wie heißt ſie? Wo iſt ſie? Ich muß ſie ſehen und kennen lernen?« — »Ich weiß nur, daß ſie Jenny heißt,« verſetzte Hans, »daß ſie ihren eigenen Zunamen nicht kennt, und daß ſie von ihrer Jugend an bei fremden Engländern, die im Sommer zu Eppendorf wohnen, lebt. Ich habe den närriſchen Namen ihres Erziehers ver-

gessen, es scheint mir aber, daß es ihr auch in der Welt nicht nach Wunsch geht, daß sie hart bei den Leuten gehalten wird, und daß diese sie, wie Dein Vater mich, nur aus Mitleid angenommen haben.« — »Und das hat sie Dir Alles so vertraulich schnell eröffnet, in so wenigen Minuten?« forschte Hannibal mit rollenden Augen, die sich, aber beschämt wieder senkten, als Hans fast mit pathetischem Tone und herzlichem Händedruck sagte: »Sei kein Thor, und hätte ich das Mädchen auch noch so lieb, die Freundschaft geht mir über Alles: Wir sind ja ohnehin noch Knaben, und ich will und muß weit hinaus in die Welt. Sei ruhig Carlos, ich bin Dein Posa.«

Das Gespräch schwieg nun, denn man hatte den vorauswandernden Bastian an der Sperre, wo dieser die Ausgangszeichen gelöst hatte, erreicht. Der Lehrer schritt einher zwischen seinen beiden Eleven, welche mit offnen Ohren und Augen taub waren bei den vielen Anmerkungen, die der gute Bastian, durch Schillers Briefe belehrt, gleichsam in dessen Namen über das heutige Drama machte, und beide, rechts und links, schienen dieselben Erscheinungen, nur mit etwas anderen Umgebungen, zu haben. Denn vor Hannibals Augen wiegte sich Jenny's Kopf, das Haar mit Rosen und Veilchen umkränzt; er sah sie schlummernd in einer Grotte, und nahm

es nicht übel, daß seine Gedichte in ihren Lilienfingern ruhten. — Rennerberg aber dachte sich einen verzweifelten Seesturm, der ihm und der Mannschaft, auch seinem Hannibal Verderben drohte. Plötzlich erhob sich die schöne Jenny als feuchtes Meerweib, und rief, indem sie Hans eine Muschel reichte: »Es rette sich einer von Euch!« — Aber Hans dachte an Posa, und gab das Rettungswerkzeug dem Freunde, und wollte lieber untergehen, als ohne seinen Hannibal gerettet werden. Da störte Bastian durch die Frage: »Habt Ihr das wohl verstanden?« — —

Unter ähnlichen Träumereien ging es durch Altona und durch die Palmaille auf das väterliche Haus zu. Bastian docirte fortwährend, die erste Liebe pulsirte in den beiden Jugendherzen, wie der junge Wein im Fasse gährt, und selbst Hans würde in dem Augenblicke einen Beweis geliefert haben, daß jeder Mensch, der aus der poetisch unverständlichen Kindheit in das Mannsalter tritt, auf dem Wendepunkt, und zwar in dem Gefühl der ersten Liebe, zum Dichter wird.

Bastian erklärte den beiden Träumern beim Eintritt in das Haus, daß er sie auf das Zimmer des Herrn Meyer führen wolle, damit sie ihren Dank abstatten könnten, der Principal auch nach seinem Wunsche die Wirkung wahrnehmen könne, welche

der erste Theaterbesuch auf die Jünglinge gemacht habe. Auffallend war es ihm, daß er auf der Hausflur einen Polizeidiener fand, welcher ihm die Frage, ob er schon Jemand gesprochen, mit dem Anfügen bejahete: »Ich habe einen aus dem Zuchthause zu Neumünster entlassenen Sträfling hierher gebracht, der bei dem Herrn Justizrath von Aspern durchaus darauf bestand, daß, ehe und bevor er des Landes verwiesen werde, ihm noch ein Gespräch mit dem Herrn Meyer bewilligt werde. — Kurios,« setzte er kopfschüttelnd hinzu, »die Madame Rosenthal ist auch dabei. Horchen ist meine Sache nicht, aber für einen Züchtling, der in eines vornehmen Mannes Haus tritt, ist er doch auffallend laut. Hören Sie nur! Wenn Sie hinaufgehen, so bitte ich, Herrn Meyer zu bemerken, daß ich allezeit zu Dienste stände.«

»Schon gut!« erwiederte Bastian, der allerdings ein pöbelhaftes Geräusch und Gekreisch vernahm, je höher er schritt. — »Bleibt unten!« rief er den Zöglingen zu, »damit ich Euch rufe, sobald der Vater Euch zu sprechen begehrt.« Dann schritt er eilig in das Gemach des alten Meyer, wo ihn ein wunderbarer Anblick empfing. Bleich, wie ein auf einem Kartenbetrug ertappter Spieler, saß der Hausherr, matt und kraftlos an einem Tische, worauf eine Menge Hannoverscher Gulden, sogenannte

Drittel, aufgezählt lagen. Vor ihm ſtand ein gebräunter Seemann, mit einem groben grauen Mantel angethan, der das Geheul und Geſchrei der Roſenthal nicht zu beachten ſchien, und, als ſie ihm ſogar wehren wollte, die blanke Summe einzuſtreichen, ſie mit den Worten zurückſtieß: »Hebe Dich von mir, Weib! Herr Meyer, noch einmal ſo viel, und ich bleibe ſtumm, wie ein Fiſch; was machen Ihnen tauſend Thaler?« fuhr er zu dem geängſtigten Manne fort, der kopfſchüttelnd verneinte, aber vergebens nach Kraft zu ringen ſchien, einen entſcheidenden Schritt gegen ſeinen Peiniger zu unternehmen.

»Sei doch menſchlich, Adolph, was haben wir nicht ſchon für Dich gethan?« heulte Eugenie auf's Neue. »Stürze den edlen Mann, der genug durch uns leidet, nicht ganz ins Verderben. Er hat übermenſchliche, undenkliche Verluſte erlitten. Sieh auf ſein Auge, das um Schonung bittet!« — »Theaterprinzeſſin! willſt du den Herrn Meyer heilig ſprechen?« lachte der Fremde mit widerlichem Grinſen. »Du liebſt die Altonaer geſchloſſenen Zirkel doch auch mehr, als die geſchloſſene Geſellſchaft in Neumünſter, zu deren Ehrenmitglied Du mich eigentlich gemacht haſt. Ich weiß das ſchon, und vergebe Dir, aber Erſatz, Geld, muß ich haben, oder wir reiſen Alle zuſammen dorthin.«

Mit diesen Worten schlug er mit der geballten Faust auf den Tisch, und in demselben Augenblicke war es, wo das Trifolium den erblaßten Bastian eintreten sah. Aber gewissermaßen, als ob dessen Gegenwart den alten Herrn kräftigte, wie neu belebt, trat er auf. »Sieh da ein guter Engel!« rief er aus, und, während dieser ihm die Botschaft des Polizeidieners ausrichtete, mit fester Stimme zu dem stiller werdenden, durch Bastians Gegenwart unleugbar betroffenen Erpresser: »Kapitain Peterssson! Eure Macht ist gebrochen, ich überliefere mich selbst den Gerichten, um durch Strafe mich wegen eines Verbrechens zu versöhnen, das Ihr Beide begingt, und daß mein Gewissen nie genehmigt hat, wenn der Mund auch schuldig schwieg. Melden Sie, Bastian, dem Polizeidiener, daß ihn drei Verbrecher erwarten,« fuhr er mit brechender Stimme fort, und sank dann erschöpft in den Sessel.

Diese Worte veränderten die Scene. Während Eugenie dem Bastian zu Füßen fiel, und schluchzend ihn um Gotteswillen beschwor, nicht den unüberlegten wahnsinnigen Auftrag des Herrn Meyer zu befolgen, wozu dieser immer mit schwacher Stimme wiederholt aufforderte, entfuhr dem gebräunten Schiffer ein »Hm« über das andere, und indem Bastian auf der moralischen Collisionsleiter, voll Furcht und Liebe für den Herrn, diesen bat, sich zu

beſinnen, dabei aber durch ein ſtarkes vorgegebenes Huſten und Scharren die Ausfuhr der Worte aus der von ihm zudem geſperrten Thür zu verhindern ſuchte, ſchritt dieſer mit verächtlichem Lachen, und indem er der ohnmächtig gewordenen Roſenthal irgend eine zärtliche Phraſe aus einem Ritterſtück zurief, die mit dem Sinne »der Landesverwieſene kommt wieder, lebendig oder todt,« endete, langſam zur Thür hinaus. Baſtian öffnete das Fenſter, und ſah zu ſeiner großen Herzenserleichterung den Fremden mit dem Polizeidiener das Haus verlaſſen, dann aber affectirte er, um den zu Salzſäulen gewordenen beiden tief Erſchütterten nicht läſtig zu werden, ein Naſenbluten, entfernte ſich eilig, und ſuchte die Knaben auf, die, während er ſo wunderbare Metamorphoſen geſehen, auch ein Object des Ovids, das Buch der Liebe, einander erklärt hatten.

Am andern Morgen hieß es ſowohl im Meyerſchen Hauſe, wie in deſſen Comptoire, den Principal habe ein Schlagfluß befallen, der ihn gelähmt, und wenigſtens auf längere Zeit für ſeine Geſchäfte unbrauchbar gemacht habe. Er war für alle ſeine Hausgenoſſen, mit Ausnahme der Roſenthal, unſichtbar geworden, welche unſtreitig ihre neu erwachten Souverainitätsrechte, zur großen Betrübniß der ganzen häuslichen Bevölkerung, vornehmlich aber des ehrlichen Hans angewendet haben würde, wenn die Furcht

vor Baſtian, der Zeuge des eben erzählten Auftritts geweſen war, ſie nicht zurückgehalten hätte. Sie hatte dieſem zwar vorbilden wollen, daß der alte Meyer damals ſchon, durch einen ungeſtümen alten Creditor ſeiner Frau erſchreckt, in einem Anfall von Geiſtesabweſenheit, woran er jetzt oft leide, verwirrte Dinge geſprochen habe; das ſtumme Zugeben des ungläubigen Candidaten belehrte ſie aber hinlänglich, daß ſie ihn nicht überzeugt habe, ſie mußte ſich daher, was ſie freilich auch konnte, auf das edle und ihrem Herrn ſo wohlwollende Herz des verſchwiegenen Baſtian verlaſſen. Dieſer war übrigens nicht wenig durch das räthſelhafte Geheimniß bedrückt, und ward dieß noch um ſo mehr, als der Hausherr ihn nach einigen Tagen zu ſich rufen ließ, jede Erinnerung an das wunderbare Ereigniß vermied, auch dabei erklärte, wie er Willens ſei, ſeine Handlung aufzugeben, Altona aber ganz zu verlaſſen. Das Erſtere geſchah auch in der That ſehr bald, und zwar, wie die Hamburger Kaufmannſchaft aus jener Zeit ſich wohl erinnern wird, mit ſolcher Eile und Liberalität, daß durch das Eingehen des Hauſes S. L. Meyer manche jüngere kleinere aufkamen, wovon das eine bekanntlich jetzt einen bedeutenden Rang auf der Börſe behauptet.

4.

Die mit einer wundervollen Lindenallee verzierte Palmaille iſt die ſchönſte Straße Altona's, deren Südſeite die Elbe und das dahinter belegene, an Milch, Kirſchen und anderen Früchten reiche Hannoverſche Land in maleriſcher Entfernung zeigt. Hinter den meiſten dieſer Häuſer, wie auch hinter dem Meyerſchen, befindet ſich ein Pavillon in einem Gärtchen, von wo man viele Stufen hinunter in die niedere Elbſtraße ſteigt, woſelbſt den ſtädtiſchen Villabewohner das ewig thätige Leben der Handel treibenden und befördernden Gewerbe umfängt.

In einem ſolchen Luſthauſe hatte Hannibal, dem Eugenie keine Bitte abzuſchlagen vermochte, bereits ſeit vierzehn Tagen ſeinen, von täglichen vergeblichen, nach Eppendorf unternommenen Spaziergängen ermüdeten Körper dem weichen Flaum vertraut, während die geſchwätzig rauſchende Elbe und der den Verliebten dienſtbare Mond ſein Lager mit Tönen und Bildern umgaukelten.

Es war am achten Juni des Jahres 1814, als Hans, der von dem hohen Balkon aus die Geſtirne zur Vermehrung ſeiner Steuermannskunde beachtet, und mit ſeinem Damon, der die Geſtirne in poetiſcher Qualität betrachtete, nicht ohne Wärme über das ewige Schiboleth ſeiner Wünſche geplaudert,

dann aber ſich in das Hinterhaus begeben hatte, woſelbſt ihn alsbald Bett und Schlaf umhüllte. Aber plötzlich hörte er ein heftiges Gebell des wachſamen Kettenhundes, das anfänglich ihm nur Stoff zu wunderlichen Träumen gab, bald aber ſein Erwachen herbeiführte, und ihm eine ſonderbare Angſt einflößte. Blitzſchnell enteilte er den Federn, warf ſich in eine leichte Kleidung, ergriff, da ihm keine andere Waffe in die Hand kam, einen Hausſchlüſſel und ſtürzte in den Pavillon. Er fand hier das Bett Hannibals leer, die Gartenthür, welche zur Carolinenſtraße und durch dieſe dann zur Elbſtraße führte, erbrochen. »Ihm nach!« rief er, »es iſt keine Zeit zu verlieren!« Von dem fortwährenden Bellen des Hundes ermahnt, löſ'te er dieſen von der Kette. »Komm mit, treuer Sultan, hilf den Freund ſuchen und finden, und du ſollſt fortan Menſchenrang in meiner Seele haben.« Und mit dieſen Worten eilten Beide, Menſch und Hund, die Treppe hinunter in die Elbſtraße, wo er von einem Nachtwächter erfuhr, daß ſo eben ein betrunkener Matroſe von einigen Fahrersleuten in einen Kahn getragen ſei, um auf ſein Schiff, er wiſſe nicht, auf welches, gebracht zu werden. »Menſch!« donnerte Hans, »warum haſt Du die Seelenverkäufer entwiſchen laſſen?« — »Seelenverköpers!« lachte der Nachtwächter platt deutſch; »das iſt eine Fabel von der Großmutter

her, man kauft keine Seelen mehr in Altona, man hat sie umsonst, wie der Teufel, ich habe zudem auch meine Schuldigkeit gethan, und die Leute angehalten. Allein der junge Mensch, den sie trugen, war so betrunken, daß er nicht antwortete, und sich mit Kopf und Fuß wie ein Toller geberdete.« Dabei lachte er noch einmal sein »Seelenverköpers!« bog um die Straßenecke und ließ alsdann sein: »Es hat eins geschlagen!« und seine politische Warnung, mit Feuer und Licht vorsichtig zu sein, erschallen. »Dultzens Kahn ist unangeschlossen!« jubelte Hans; blitzschnell eilte er dorthin, sprang hinein und ruderte alsbald durch den Mastenwald auf die freie Elbe, wo er im Wassergeplätscher, nicht ferne vor sich, alsbald einen Kiel dahin gleiten sah. Das Gebell des Hundes ließ ihm keinen Zweifel, daß er auf der rechten Fährte sei; bald erreichte er das vor ihm hinschwimmende Boot, dem er von Sultans Tönen begleitet, ein donnerndes »Halt!« zurief.

In diesem Augenblicke brach der Mond klar durch ein ihn bis dahin nur leicht verhüllendes Gewölk. Der schnellrudernde Hans enterte mit einem Strick das voransegelnde Boot, und als er in diesem seinen Hannibal im Hintertheil zu erblicken glaubte, rief er den beiden Männern, die dasselbe lenkten, in gebieterischem Tone zu, indem er den stattlichen Hausschlüssel so ausstreckte, als ob es

eine Piſtole ſei: »Gebt den Knaben heraus, Ihr Räuber, oder ich ſchieße Euch zuſammen, wie nichts Gutes!« — »Um Gotteswillen, Capitain, laßt ihn heraus, und macht uns nicht unglücklich!« rief in zaghaftem Tone ſogleich einer der Angeredeten, und nannte dabei einen Namen, den Hans nicht verſtand; worauf dieſer mit donnernder Stimme erwiederte: »Tölpel! was nennſt Du mich?« dann aber, indem er den Gefangenen ergriff und in die Höhe hob, ihn mit den Worten: »Geh, Du Narr! ich meinte es gut mit Dir; ich wollte Dich Deinem Räuber, dem alten Meyer entziehen, und zum wahren Vater bringen,« ſeinem Retter übergab, der, nachdem er den Strick gelöſ't, nur ſo lange ſich der Umarmung ſeines Hannibals enthielt, und mit ſeinem Schlüſſel drohte, bis ſich der feindliche Menſchenkaper in die rauſchenden Wellen, unter lautem Gebell des an ſeinem jungen Herrn liebkoſend hinaufſpringenden Sultans, ſtromabwärts verlor.

»Nun Carlos,« rief Hans, »ſind wir gerettet; das war ein ſchönes Abenteuer mit den Seelenverkäufern! Sprich, wie drangen die Kerle zu Dir?« Aber Hannibal antwortete nur kopfnickend, die Hände gefaltet ausſtreckend. Erſt jetzt gewahrte Hans, den in dem erſten Augenblick die Furcht ergriff, der Schreck habe ſeinen Freund verſtummen laſſen, daß dieſer an Händen und Füßen geknebelt, ſein Geſicht, be-

ſonders aber der Mund, mit einem großen Pechpflaſter bedeckt ſei. Ihn von beiden Dingen zu befreien, war ſeine ſchnellſte Sorge. Das Erſte gelang mit Hülfe eines Schiffsmeſſers, das nie aus Hanſens Taſche kam, das zweite durch löſendes Elbwaſſer, doch nicht ohne eine ſchmerzhafte Operation. Als ſonach die Wortſperre aufgehoben war, Hannibal ſeinem Befreier für die glückliche Rettung gedankt hatte, erzählte er, daß er im Begriff geweſen ſei, ſich zu entkleiden, als er ein Geräuſch an der Thür des Gartens gehört habe, worauf ſogleich die Thür des Pavillons geöffnet und er von den eben geſehenen ſchweigenden Männern ohne weiteres in den Zuſtand verſetzt ſei, woraus ihn ſo eben Freundeshand errettet habe. Man habe ihn ſodann auf den Armen zur Elbe getragen, und gegen einen anhaltenden Nachtwächter die Erklärung abgegeben, er ſei ein berauſchter Matroſe, den man an Bord des Schiffes bringen wolle.

Die Freunde hatten bald den Hafen und das väterliche Haus erreicht. Der beruhigte Hund zog leiſe wieder in ſein Haus und an ſeine Ketten. Um den kranken Vater und die Hausgenoſſen, welche ſämmtlich im Vorderhauſe an der Palmaille wohnten, nicht zu beunruhigen, verſchwiegen ſie das Abenteuer der Nacht, das erſt in der Frühe Baſtian und Madame Eugenie entdeckt wurde. Beide erriethen nur

zu bald, wer der eine der Thäter sei, wenn gleich das Licht, das Eugenien aufgegangen war, dieser heller, als dem Bastian brennen mochte.

Aber auch Beide kamen dahin überein, daß der ganze Vorfall dem Hausherrn verborgen bleiben müsse, von dem insbesondere Eugenie nur zu sehr einen gewaltsamen Schritt zu fürchten schien. Den Knaben wurde daher von Bastian ein Stillschweigen auferlegt, dem sie treulich gehorchten, indem sie bald aus ihrer arglosen Seele die Erinnerung an die bedeutenden Worte des nächtlichen Menschenräubers verloren.

Der alte Meyer hatte jetzt sein Geschäft realisirt, das Comptoir geschlossen, sein Haus in Altona verkauft, dafür wieder ein anderes Landhaus in Eppendorf erstanden. Leichten Herzens schien er das Dänische Territorium zu verlassen, freundlich und sanfter, denn je, sprach er zu den Jünglingen, welche ihn auf der Hinfahrt begleiteten, und sich mit ihm über ihren künftigen Beruf unterhielten. Es wurde ausgemacht, daß Hans, der durchaus nicht vom Seeleben abzubringen war, seine erste Reise im nächsten Frühjahre unternehmen, Hannibal die Rechte studiren, vor seinem Abgange auf die Universität aber noch ein halbes Jahr das Hamburger Gymnasium besuchen, und unter Gurlitts Leitung sich auf die Hochschule vorbereiten solle. — »Was wird

denn aber aus Bastian?« fragte Hans halb ängstlich. — »Der soll mich auf die Universität begleiten, nicht wahr, Väterchen?« schmeichelte Hannibal. — »Das hängt von Hans ab,« erwiederte der alte Meyer, und plötzlich überzogen wieder finstere Gewölke seine Stirn. »Doch davon ein ander Mal,« fuhr er tief in sich seufzend und dann verstummend, fort. Bestürzt sahen die Freunde sich an. Hans aber meinte lächelnd: »Da wir ein Herz und eine Seele sind, so kommt es nur darauf an, wessen Mund zuerst redet, um die Handlungsweise des Andern zu bestimmen. Was der Eine will, will ja auch der Andere.«

Jetzt fuhr man bei dem neuen Gartenhause vor. Nicht die anmuthige Wohnung, der geschmackvolle Garten, noch die vielen vorüber wandernden geputzten Hamburger lenkten die Blicke der beiden Knaben auf sich, sondern ein junges Mädchen, das, schräg der neuen Wohnung gegenüber, unter einer schattigen Linde sitzend, die erröthenden und erbleichenden Jünglinge nicht wahrgenommen hatte. Es war das Ideal ihrer Träume, die junge Engländerin aus der Comödie. Seligkeit durchbebte die jugendlichen Gemüther — Tag und Nacht war sie das Gespräch der Jünglinge, nur mit dem Unterschied, daß Hannibal sie immer nur Jenny, Hans aber gegen diesen »Deine Jenny,« nannte. Man

beſchloß, ſich einige Tage mit einem Gruß à la Ritter Toggenburg zu begnügen, die Perſönlichkeit der Engländerin zu erkunden, dann aber auf irgend eine Weiſe die Bekanntſchaft des Hauſes zu machen. »Obgleich ich blöde bin, und nichts herauszubringen vermag, wenn ich mit Mädchen ſpreche,« rief Hans; »ſo könnte ich dieſe doch dreiſt anreden, aber nur, um von Dir mit ihr zu reden.«

5.

Doch die ungeſchickt verhehlte Jugendliebe beider Jünglinge blieb den übrigen Hausgenoſſen kein Geheimniß; ſogar Baſtians Blicke entging ſie nicht, vielweniger aber der Eugenie, welche indeſſen aus einer den älteren Frauenzimmern ſo angebornen Vermählungsſucht oder aus übertriebener Nachſicht für ihren Liebling, deſſen Neigung zu begünſtigen ſuchte. Sie machte ſogar die Bekanntſchaft des einſchlägigen engliſchen Ehepaars, von dem ſie aber, in Bezug auf Jenny, nichts weiter in Erfahrung zu bringen vermochte, als daß dieſe die Tochter eines verarmten, einſt ſehr reich geweſenen Mannes ſei, den ſie aber nicht zu nennen verſprochen. Die Eitelkeit der Roſenthal betrog ſich freilich nicht durch die Bemerkung, daß ſeit einiger Zeit das nur als Aſchenbrödel mit anglicaniſcher Kirchentyrannei ge-

demüthigte Mädchen ſich poſttäglich einer milderen Behandlung erfreute, ſie irrte ſich aber, da ſie glaubte, daß ihr Wörterreichthum irgend einen Einfluß auf Jenny's kalte Pflegeältern geübt habe. Dieſe erwähnten täglich mehr lobend des entfernten Vaters, und die alte ſcheinheilige Inſulanerin ließ einmal ſogar mit demüthig frömmelnden Geberden die Worte fallen: »Er war ein großer Sünder, aber dennoch hat ſich Gott in ihm verherrlicht, und wenn uns eine heute empfangene Nachricht nicht täuſcht, ſo iſt er ſogar ein reicher Mann geworden.«

Unterdeſſen hatte die Bekanntſchaft der Roſenthal mit den Britten, einer Familie Mackverſy, auch die Jünglinge in deren Haus eingeführt. Die Liebe der Jugend iſt beredt in einſamen, vom Mond erhellten Nächten, aber ſchweigſam und blöde beim Sonnenlicht. Das Leben des Dreiblatts zu ſchildern, braucht zartere Farben, als der Pinſel dieſer Novelle zu trinken und wiederzugeben vermag. Die erſte Liebe iſt das Unausſprechliche, jeder Verſuch einer Schilderung derſelben ein Frevel. Welcher Leſer fühlt das nicht? — Die Stunden, die Tage, fliegen dahin wie Minuten, und gleichen den klaren Fluthen des Baches; die Nächte ſind umkränzte Spiegel des Tages, und wahrlich, es iſt begreiflich, daß Anakreon das herangekommene Alter nicht fühlte, weil er ewig jugendlich liebte.

Freilich war Hans Rennerbergs Liebe nicht ganz anakreontiſch. Steif und ſcheinbar kalt hatte er ſich Jenny gleich anfangs gezeigt, jede Gefälligkeit, die er ihr ſo hundertfach bewies, geſchah im Namen des Freundes, deſſen Neigung für Jenny zwar nie Worte gefunden, aber ſich zu unverhohlen zeigte, um nicht die junge Schülerin der Natur zu belehren. Vielleicht hätte ihr Herz den ſtillen ehelichen Hans vorgezogen, der ihr ſchon einmal ſo viel Aufopferung und Theilnahme bewieſen; aber der Mangel an Wiederhall und Anklang neigte ihr junges Herz von dem ernſten kräftigen Jünglinge, der ja auch immer nur von weiten Seereiſen, Häyfiſchen und Eisbären redete, zu dem Blumen, Götter und Sterne beſchwörenden Hannibal.

So verfloß ein halbes Jahr, und die Oſterzeit nahte, welche beide Jünglinge in die Schule der Welt ſenden ſollte. Gurlitt hatte den Gymnaſiaſten mit ehrenvollen lateiniſchen, und mit dem beſten deutſchen Zeugniſſe, das er aber ſehr ſelten gab, nämlich, daß Hannibal »ein Fünkchen« gelernt habe, entlaſſen. Hans war noch unentſchloſſen, auf welchem Schiffe er die fernen Lande ſehen wollte, als ein neues Ereigniß beſtimmt war, die Liebe, ſo wie das Verdienſt des getreuen Hans beim Kleeblatt zu verewigen. —

Die Ruſſen, welche Hamburg dermalen verlaſſen,

hatten unter manchen anderen Erinnerungen an ihre Spuren auch eine Menge ausrangirter polnischer Pferde und zwar um so leichter hinterlassen, da sie sich ziemlich mit requirirten jungen Wasserdänen versehen hatten. Polnische Pferde werden aber selten in der Fremde einheimisch, wie ihre Gebieter, und so geschah es denn, daß ein Gespann, welches die glückliche Dreiheit am Nachmittag nach der gehaltenen Abschiedsrede des Gymnasiasten wiederum nach Eppendorf trug, den Nationalcharakter annahm, und die flüchtigen Polacken gegen den Zügel des Fuhrmanns revoltirten. Der kugelrunde Hamburger Phaeton hatte den Bock herabstürzend verlassen, die durch Eckmühls Brandruinen uneben gewordenen Wege ließen nun ein völliges Zerschellen fürchten, als Hans, der Jenny's Ohnmacht bemerkte, mit unglaublicher Kühnheit glücklich aus dem Wagen sprang, mit übermenschlicher Schnelligkeit die Pferde erreichte, ihnen ein kräftiges »quos ego!« zurief, und sie so mit größter Anstrengung zum Gehorsam zurückführte. — Diese Romanenwendung ist eine Tochter der Geschichte, kein helfender deus ex machina in der Erzählung. Welcher Hamburger erinnerte sich nicht des Vorfalls, und zwar an demselben Tage, als eine so gefeierte vortreffliche Dame aus Lübeck, vom Pferde geschleift, ihren Tod fand?

Am folgenden Morgen erhielt Hannibal ein

Billet von Jenny, worin dieſe ihm kurz meldete, daß eine außerordentliche Begebenheit, und wahrſcheinlich ein geſtern erhaltener Brief, den Herrn Mackverſy veranlaßt habe, ſchon morgen Hamburg zu verlaſſen, und mit ſeiner Frau auf dem Packetboot nach England zu reiſen. Er hatte verſprochen, ihr dort den Namen des Vaters zu entdecken, der ohnehin ihre Nähe begehrt habe, und dem ſie noch weit über das Meer folgen müſſe. Vergebens ſei jede Proteſtation geweſen; ſie bitte Hannibal, dem ſie übrigens unter jedem Verhältniſſe Liebe und Treue gelobe, ſich mit Hans zum Lebewohl, das ihr zu ſagen vergönnt ſei, baldigſt bei ihr einzufinden. — Von Staunen, Schreck und Schmerz überwältigt, eilte Hannibal zu ſeinem Freunde. Beide waren einig, daß Niemand in dieſer Sache möglicher Weiſe vermitteln könne, als die Roſenthal, zu welcher auch ihr Liebling mit den empfangenen Zeilen, ſeine Neigung zum erſten Male unumwunden bekennend, eilte. Wohlgefällig hörte ſie ihn an, und verſprach, vielleicht ſowohl durch die längſt verſchwundene Innigkeit und Freundlichkeit, womit er ſeine Reden begleitete, wie durch die romantiſche Lage des Bittenden gerührt, ihre beſte Hülfe, hüllte ſich in einen Shawl, und trippelte nach der Wohnung des Engländers. Mit welcher Ungeduld erwarteten die beiden Jünglinge ihre Rückkehr! Endlich öffnete

ſich die Thür, welche Eugenie aber nur langſam verließ, indem ſie ihr Geſicht mit einem Tuche bedeckte. »Unglücklicher!« rief ſie feuerroth dem entgegen eilenden Hannibal zu. »Laß ab von dem Mädchen, begehre ſie nicht wieder zu ſehen, oder Du machſt Dich, ſie, Deinen Vater und mich unglücklich. O Himmel! welch eine Verkettung unglücklicher Umſtände!« Bei dieſen Worten ſank ſie ohnmächtig zuſammen, und mußte auf ihre Zimmer gebracht werden, wo heftige Nervenanfälle nur zu bald die unumgängliche Gegenwart eines Arztes erforderten.

Die Freunde waren indeſſen Arm in Arm ſprachlos in das Haus des Engländers gegangen, wo die Anſtalten zur Abreiſe höchſt eilig betrieben wurden. Jenny war bei dem Packen eines Koffers beſchäftigt. — »Um Gotteswillen!« fragte Hannibal, »iſt es wahr, wollen Sie uns verlaſſen?« — »Ich muß,« rief Jenny, »mein verloren geglaubter Vater hat ſich gefunden, und ich muß ihm folgen, wahrſcheinlich in weite Ferne. Aber Trennung iſt kein Abſchied, und nicht wahr, Sie bleiben mir gut, lieber Hannibal, und auch Sie, Lebensretter Hans!« — »Ja, ewig werde ich nur an Sie denken, von Ihnen reden und träumen,« ſtotterte Hannibal, während Hans mit leuchtenden Augen fragte: »Wohin fahren Sie?« — »Vorläufig nach London,« war die Antwort, »von dort werde ich erſt meiner nähern Beſtimmung entgegen gehen;

aber, Gott sei Dank, es giebt auch Posten jenseit des Meers, und ich hoffe, Ihnen bald Nachricht zu geben; und auch Ihnen, Freund Hannibal!« setzte sie mit dem Blick unverhohlener Herzlichkeit hinzu.

Die Ankunft der Frau vom Hause unterbrach das Gespräch, welches in ihrer Gegenwart auch seine Ungezwungenheit nicht wieder gewann. Auch durften die Jünglinge nicht lange weilen, da Eugenie ein Mal über das andere Hannibal beschicken ließ, und die Engländerin den Abschied dadurch beschleunigte, daß sie Jenny zu verstehen gab, wie sie ihr etwas Eiliges und Wichtiges auf ihrem Zimmer zu sagen habe. — Das Kleeblatt zerriß; — Hannibal vom Schmerz überwältigt, Jenny und Hans aber mit den Worten: »Auf baldiges Wiedersehen!« wobei dem Letzten ein Seeleuchten ins Auge trat.

Als Hannibal sich der Rosenthal nahete, fand er sie höchst aufgeregt und leidend, und würde dieß noch mehr bemerkt haben, wenn er es minder selbst gewesen wäre. Sie empfing ihn freundlich, entfernte die übrigen Wärterinnen ins Nebenzimmer, und bat ihn, diese Nacht, welche ohnehin die letzte ihres Lebens sein würde, an ihrem Lager zuzubringen.« Schweigend willigte Hannibal ein, dann aber preßte ihm der Schmerz eine Bitte um Erklärung des heute so unbegreiflichen Vorfalls ab. — Aber so wie das ganze Leben Eugeniens einen Widerspruch

enthielt, so zeigte sie sich auch in diesem Augenblicke. Ihre eben gethane Behauptung, daß sie sterben müsse, kehrte sie um, in die Frage: ob sie sterben werde? Dann fügte sie hinzu: wenn sie gewiß es wisse, so wolle sie noch vor dem Tode Alles bekennen, sie sei eine sehr große Sünderin; „aber,“ fuhr sie, Hannibals Hand ergreifend, fort, »was ich auch gethan, ich habe Dich doch immer lieb gehabt, wie meinen Sohn.«

Auf eine ähnliche Weise wechselte fortwährend das Gespräch, das nur zuweilen von einigen Irrreden unterbrochen wurde. — In einem solchen Fieberanfall erhob sie sich einmal im Lager, sah Hannibal starr an, und flüsterte ihm dann leise ins Ohr: »Jenny heißt nicht Mackversy, sondern Mohrmann.« Nach diesem Ausspruch sank sie erschöpft wieder zusammen.

Als sie wieder zu sich selbst gekommen, und ihre früheren Reden fortgesetzt hatte, befragte sie Hannibal wegen des so eben Gesagten. »Habe ich das gesprochen?« rief Eugenie, »o, um des Himmels Willen, kein Wort davon an Deinen Vater, so lange ich lebe!« bat sie darauf, und faßte Hannibals Hand so krampfhaft, daß dieser nur durch das wiederholte Versprechen der Verschwiegenheit sich dem unsanften Drucke entwinden konnte.

Jetzt trat der Arzt ein, er glaubte, die Vorboten

eines Nervenschlags zu sehen, und gebot Allen, selbst Hannibal, dessen Gegenwart die Rosenthal sichtlich ergriff, sich zu entfernen. Aber diese protestirte dagegen, und schon mitten in dieser Aufregung trat der gefürchtete Moment ein. Ein Schlagfluß lähmte plötzlich Seite und Zunge der Leidenden, die jetzt mit ungewöhnlicher Qual zuerst Hannibal, vorzüglich aber dem eingetretenen Meyer etwas offenbaren zu wollen schien. Es war vergebens, die Buchstaben in ihrer Seele wollten nicht mehr zu Worten werden; ein neuer Anfall raubte der Leidenden das, was ihr nach Verlust der Sprache noch an Lebensthätigkeit übrig geblieben war. Der Todesengel war über sie gekommen.

6.

Eugeniens Ende brachte in dem Meyerschen Hause nur den Eindruck hervor, den die unterbrochene Gewohnheit des Zusammenlebens herbeiführte. So viele Zärtlichkeit sie fortwährend gegen Hannibal bewiesen, so hatten die Wurzeln der Dankbarkeit sich doch nicht in dessen Seele befestigen können, da der Wurm des Zorns über die Art und Weise, womit die Rosenthal fortwährend seinen Hang zurücksetzte, an denselben nagte. Der alte Hausherr schien von einer Last befreiet, nicht wenig aber wun-

derte es Bastian und die beiden Vettern, da Meyer ihnen erklärte, daß Eugenie nicht ihre Tante, sondern nur eine Freundin ihrer Mutter gewesen sei, und gar ihr Tod, als »Ehefrau Peterson, geborne Lohsen«, im Altonaer Merkur vom alten Meyer angezeigt wurde.

Als aber nach einigen Tagen Hannibal, von Liebe und Gram über Jenny's Verlust, die sich gleich am folgenden Morgen eingeschifft hatte, gequält, auch gegen seinen Vater offenherziger geworden war, und ihm, ohne seine Neigung für das liebliche Mädchen zu verschweigen, die für ihn so apokryphischen Geisterworte der Rosenthal mitgetheilt hatte, sank der Alte fast leichenähnlich zusammen; dann aber, als er sich erholte, rief er aus: »O Hannibal! warum hast Du mir das nicht sogleich vertraut? — Gott, deine Hand liegt schwer auf mir; doch ist es Zeit, daß ich durch Wahrheit und Reue mich mit Dir und der Welt versöhne!« — Bewegt die Hand des gegenwärtigen Bastian ergreifend, fuhr er fort: »Kommen Sie, bewährter, tugendhafter Freund, und helfen Sie mir, daß ich, der Schuldige, Vergebung von diesen beiden tugendhaften Jünglingen erhalte.«

Mit diesen Worten zog er Bastian ins Cabinet, der auch bis zum achten Tage unsichtbar blieb, und

erſt am neunten Abende zu beiden Vettern, mit einem Papiere in der Hand, eintrat.

»Gott mit Euch!« begann er. »Herr Meyer ſendet mich, um Euch zu Mitwiſſern eines Geheimniſſes zu machen, das uns ſchon mehrere Monde wie ein immer wiederkehrendes Alpdrücken, ihn aber wie ein quälendes Geſpenſt den größten Theil ſeines Lebens verfolgt hat. Er hat mir befohlen, Euch den Aufſatz, den er in meine Feder nur wie ein hiſtoriſches Factum dictirt hat, vorzuleſen, dann aber Euch, wenn Euer Herz ihm zu vergeben vermag, zu ihm zu führen, um Euch von dem erſten Schritte ſeiner Reue zu überzeugen. Es wird bei gutgearteten Jünglingen, wie bei Euch, nicht meines Fürworts, ſondern nur des Gedankens bedürfen, daß der Unglückliche bereits durch Wort, Beiſpiel und Liebe jede Nachſicht von Eurer Seite verdient hat. Aber wenn er Euch auch wildfremd gegenüber ſtände, ſo würdet Ihr ihm ſchon Vergebung und Mitleiden zu Theil werden laſſen, wenn Ihr erwägt, daß er eigentlich keine ungerechte That beging, ſondern ſie nur bisher aus ſo verzeihlichen Gründen verheimlichte.« — Nach dieſen Worten entfaltete Baſtian das verhängnißvolle Papier, und las dem ſtaunenden Freundespaar, das Hand in Hand dem Leſenden ſprachlos zuhörte, und ihrem Vater bereits im Voraus Ablaß für jede Sünde ertheilt hatte, folgendes Bekenntniß vor:

„Mein jetziger Zuname ist nicht der, den mir die Geburt ertheilte, sondern nur ein solcher, den ich, ohne Beeinträchtigung fremder Familienrechte, als den allgemeinsten mir zulegen zu dürfen glaubte. Da nur ein einziges Wesen ein Interesse bei der Nennung meines wahren Namens hat, so mag die Anmerkung hier genügen, daß ich von einer gräflichen Familie aus dem Preußischen stamme. Früh verfolgte mich das Schicksal; eine böse Stiefmutter vergiftete meine Jugend. Als ich später mit meinem Halbbruder in Göttingen studirte, glaubte ich in einem Raufhandel, den mir der erste und letzte *Rausch meines Lebens* zugezogen hatte, einen Universitätsfreund aus Bremen erstochen zu haben. Wenigstens erfuhr ich dieß, als am Morgen bei mir wieder die Besinnung mit der Reue einkehrte. Die Angst meines Gewissens war gränzenlos; ich folgte dem Rathe meines weinenden, sich mit ungewöhnlicher Theilnahme an meinen Hals werfenden Bruders, der mir seine volle Börse aufdrang, mich beschwor, zu fliehen, indem er sich meiner Angelegenheit nach Kräften anzunehmen versprach, und eilte, nachdem ich meinen jetzigen Namen angenommen, nach London. Hier erhielt ich einen abermals reichlich mit Gold versehenen Brief meines Bruders, der mir die traurige Todesbotschaft meines Gegners bestätigte, mir berichtete, daß die Criminalunterfu-

chung sehr eifrig gegen mich betrieben werde, und mir rieth, nach Amerika, und zwar nach Philadelphia zu gehen, indem er mir fortwährend Nachrichten von dem ferneren Verlauf zu geben versprach. Nur, setzte er hinzu, werde dieß durch einen Dritten und auf Umwegen geschehen, und da er befürchten müsse, am Ende eidlich über meinen Aufenthalt befragt zu werden, wolle er mich bitten, in der ersten Zeit gar nicht zu antworten. Dabei war ein Brief des sogenannten namenlosen Dritten angelegt, welcher die Versicherung enthielt, mir durch ein bestimmtes Haus dann und wann Nachrichten über meine Angelegenheit zugehen zu lassen. Mein beunruhigtes Gemüth folgte diesem Rath; ich ging nach Philadelphia, woselbst ich bei dem großen Mangel an gebildeten Ausländern, bei meinen Sprachkenntnissen, die ich erworben, manche ehrenvolle Anträge, die Correspondenz bedeutender Handlungshäuser zu führen, erhielt, und da die brüderlichen Gelder sich in der theuren, keinen Credit eines Fremden kennenden Stadt, nur zu bald erschöpften, nahm ich ein Anerbieten des berühmten Hauses Girard, als provisorisches Mittel zur Erhaltung meiner Existenz, nothgedrungen an.«

»Die Briefe des fremden Dritten erfolgten zwar, wurden aber im Verlauf des ersten Jahres immer sparsamer, und blieben im zweiten ganz aus. Dabei

waren sie sich wiederholend und ungenügend. Sie meldeten mir, daß die Untersuchung noch sehr emsig betrieben werde, daß sämmtliche Mitglieder meiner Familie über meinen muthmaßlichen Aufenthaltsort befragt worden, und daß mein Vater, aufgereizt durch meine Stiefmutter, fortwährend auf mich zürne, daß aber ein liebender Dritter (der Name meines Bruders schien mir angedeutet, war aber nicht genannt) Alles thun werde, um die Sache zu meinem Besten zu kehren, daß er aber nur bedaure, mich mit Baarschaft nicht unterstützen zu können, da die dieß befürchtenden Eltern ihn gerade so sehr *knapp hielten*. Meine Seele fing zwar an, gegen meinen Bruder, dessen tückisches, herrisches, von seiner Mutter gegen mich begünstigtes Betragen, mir aus der Jugend vor die Seele trat, einen Verdacht zu schöpfen, welchen Gedanken ich aber, als meiner unwürdig, sogleich erstickte. — Ich schrieb jetzt an ihn und an meinen Vater, aber ohne andern Erfolg, als daß jetzt auch die Notizen des Unbekannten ausblieben.«

»Träume, jene merkwürdigen Motive so mancher menschlichen Handlungen, hatten indessen in meiner Seele schon längst jeden Zweifel wieder aufgeregt, und ich mir vorgenommen, wieder nach Europa zurückzukehren, als der bekannte Clay, ein Amerikaner, der bei seinem ausgezeichneten Talente

das schon damals einen großen Staatsmann versprach, als Freund der deutschen Sprache mich aufforderte, mit ihm der Einweihung einer deutschen Kirche beizuwohnen, woselbst ein neu angekommener junger Prediger eine Rede halten sollte. Aber wer beschreibt mein Erstaunen, als ich beim Eintritt in das Haus in dem Manne Gottes denjenigen erkannte, von dem ich glaubte, daß er an dem unglücklichen Abend in Göttingen durch mich verwundet und später gestorben sei! Sprachlos hörte ich seine Rede an, die, meinen Zustand parodirend, vom Wiedersehen nach dem Tode handelte. Er hatte kaum geendet und die Kirche verlassen, als ich, dreister gemacht durch den Schatten, den sein wohlgenährter Bremer Körper über das Sonnenlicht warf, ihn einholte, umarmte und dann stürmisch befragte. — Ich erfuhr jetzt, daß ich ihm nur eine leichte Wunde an der Schläfe beigebracht, die ihn betäubt und in Ohnmacht versenkt habe. Mit nicht minder größem Erstaunen hörte er meine Flucht, und erzählte mir, daß mein Bruder, der bald nachher von Göttingen abgereis't und nach Hause zurückgekehrt sei, ausgesprengt habe: ich hätte die Universität wegen Schulden und Umgang mit einer berüchtigten Person verlassen müssen. Die Freude unseres Wiedersehens war gränzenlos. Zorn und Rache über den unnatürlichen Bruder aber erfüllten mein Ge-

müth. Ich blieb im eigentlichen Sinne keine vier und zwanzig Stunden in Amerika, nicht ohne Dankbarkeit gegen meinen Principal, einen geborenen Franzoſen, der mir die glänzendſten Verſprechungen machte, wenn ich bleiben wollte, aber mich jetzt mit den Worten: »les Allemands sont des polissons!« jedoch nicht ohne Handelsaufträge und Creditbriefe, entließ. Das abſegelnde Schiff war nach Stralſund beſtimmt. Nach einer ungewöhnlich kürzeren Rückfahrt, als meine Hinreiſe geweſen war, betrat ich Deutſchland wieder.

»Ich hatte Herrn Girard nichts von dem Grunde meiner Heimkehr geſagt, und wollte Stralſund, dieſes Aſyl deutſcher Biederkeit und poetiſcher Proſa, ſchon verlaſſen, als ich auf einem Kaffeehauſe einen alten ſchwediſchen Kaufmann kennen lernte, der, reich und vermögend, in der guten deutſchen Stadt, der erſten ſeines Vaterlandes, die Guſtav Adolphs Heldenſinn gewann, mit ſeiner jüngſten Tochter lebte, nachdem ihm ein mecklenburgiſcher armer, adelicher Offizier die älteſte, ſeine Lieblingstochter, entführt hatte. — Er hatte ihr ſeinen väterlichen Fluch und das Gelübde nachgeſandt, unter keiner Bedingung ſeine zweite Tochter mit einem Offizier oder mit einem Edelmann zu verheirathen. Wahrſcheinlich von meiner Qualität, als Amerikaner, angezogen, deren Land er als das der Freiheit liebte, woſelbſt man

prompt zahlte und keine Aristokratie kannte, hatte er mich zu Tische gebeten. Ich war dieser Einladung gefolgt, sah seine Tochter, meine nachmalige Gattin, und fühlte mich nur zu schnell von den festesten Banden der unwiderstehlichsten Liebe an sie gefesselt. Vielleicht verdankte ich nur ihrem seltenen Umgange mit Männern, daß mein erstes Erscheinen auf sie auch einen so schnellen günstigen Eindruck machte. Wenige Tage waren hinreichend, uns zum gegenseitigen Geständniß der Liebe zu führen, die, wunderbar genug, selbst zum Erstaunen meiner geliebten Adelaide, von dem Vater begünstigt wurde. Ich hatte jetzt zu überlegen; gestand ich meine Geburt, meine früheren Verhältnisse, so mußte ich mit Recht befürchten, eine völlige Abweisung vom alten Steenstede zu erhalten. Ich entschloß mich daher bald, meine ganzen Famlienansprüche aufzugeben, und nur unter erborgtem Namen nach dem Glücke zu ringen, das mir das höchste zu sein schien, und nicht einem Phantome nachzujagen, das für mich aufs neue eine Quelle bitterer Leiden werden konnte. —

»Unter dem Namen Meyer, von längst verstorbenen armen Eltern geboren, trat ich als Werber um Adelaidens Hand auf, und erhielt ohne Weiteres das Jawort des Alten, der an dem bald erfolgten Trauungstage, nach beendigter Ceremonie, mit leichtem Herzen ausrief: »Gott sei Dank! ein quälender all-

jährlicher Traum, daß auch mein zweites Kind mit einem Edelmann verheirathet werde, dessen Tochter mir den Schlafrock mit einem Lichte anzündet, und mich so tödtet, kann mich fortan nicht mehr ängstigen.«

»Bald darauf übergab er mir die Verwaltung seines ganzen Vermögens, und zwar mit der Erlaubniß, damit in Handlungsgeschäften nach Belieben zu schalten, die ich auch sofort über Hamburg in Amerika anknüpfte und hernach beständig fortsetzte. Meine Frau erfüllte meine Hoffnungen, die ich in sie gesetzt hatte. Nur betrübte mich in ihrer Seele eine gewisse romantische Ueberspannung, die zu grell mit den gewöhnlichen Forderungen des Lebens im Widerspruch stand, sie zwar oft zu edlen Handlungen, aber auch zu solchen führte, welche die Welt nicht billigt, und über welche sie nur zu gern einen Anstrich von Lächerlichkeit verbreitet. Zu den unangenehmsten Ereignissen gehörte auch das, daß sie eine Schauspielerin, die damals als Mamsell Rosenberg bei einer Rostocker Truppe engagirt war, und zuweilen in Stralsund gastirte, so liebgewann, daß sie dieselbe, nicht ohne große Opfer, vom Theater zu sich ins Haus nahm, und mir erklärte, daß sie nicht im Stande sei, getrennt von ihr glücklich zu leben. Dieses Frauenzimmer, welches kein anderes war, als die Rosenthal, verstand nur zu sehr, durch Verstel-

lungskünste und affectirtes Gefühl mein armes, überspanntes Weib zu täuschen. Adelaidens Zustand indessen, der mir Vaterfreuden verhieß, zwang mich zu jeder Schonung, und ich gewährte ihr Verlangen.

Auf meiner Reise von Amerika hatte aber auch ich einen jungen, höchst einnehmenden Hamburger, Namens Mohrmann, kennen gelernt, dem ich meine ganze Lebensgeschichte anvertraut, und womit ich, wie es in den Jugendjahren so leicht zu gehen pflegt, nur zu unüberlegt einen engen Freundschaftsbund geschlossen hatte. Schon Gatte, hatte ich ihn in Hamburg, woselbst er etablirt und verheirathet war, wiedergesehen, und ihm einen so bedeutenden Credit eröffnet, daß ich selbst noch jetzt darüber erstaune. Da ereignete sich ein für mich schrecklicher Vorfall. In einer Gesellschaft, die in einem der geachtetsten Stralsunder Häuser, der Köhlschen Familie, gegeben wurde, worin ich mich mit meinem Schwiegervater und meiner Frau befand, erkannte mich ein Kurländischer Edelmann, der, trotz meiner Zeichen und bittenden Blicke, mich bei meinem rechten Namen und in burschikoser Sprache einen »Erzsuitier« nannte, meine Schicksale, ohne die obwaltenden Verhältnisse zu kennen, entstellte, endlich aber, da ich, fortwährend in Todesangst, beim Leugnen blieb, gerade zu erklärte: Einer von uns Beiden sei ein Lügner, ich oder er, er behalte sich

vor, sich vor der Gesellschaft zu reinigen, oder mich zu entlarven. Der darauf folgende Abend war für mich, wie für den alten menschenfeindlichen, nur auf mich bisher noch bauenden Steenstede fürchterlich. Ich mußte Alles eingestehen. Nur durch die flehentlichsten Fürbitten meines treuen Weibes gerührt, die übrigens selbst längst um das Geheimniß meiner Herkunft wußte, warf der alte Mann, einigermaßen besänftigt, sich am Abend auf's Lager, daß er nach einigen Monaten erst dann wieder verließ, als er in das Grab, das Ende aller Leiden, getragen wurde. Vorher aber, schon am folgenden Tage seines Krankenlagers, machte er ein Testament, in welchem er meine Frau auf den Fall, daß sie von einer Tochter genesen würde, nur auf den Pflichttheil setzte; würde sie aber von einem Sohne entbunden, ein Gleiches rücksichtlich der ältesten Tochter verordnete. Diese war inzwischen mittellose Wittwe geworden, und hatte, um nicht ganz zu verarmen, auf ausdrückliches Verlangen des Vaters, Dich, braver Hans! unter dem fingirten Namen Renneberg, in Schwerin erziehen müssen.«

»Auf ausdrücklichen Wunsch meiner Adelaide reis'te ich nach einigen Tagen, dringende Handelsverhältnisse, die in der That meine Gegenwart in Hamburg erheischten, vorschützend, dorthin, von ihr und Eugenien begleitet. Hier erwartete mich ein

neuer Schlag. Ich fand den größten Theil meines Vermögens in Mohrmanns Händen so gut als verloren, und dessen Ruf, besonders als Lottospieler in der Altonaer Zahlenlotterie, so gefährdet, daß ich in Verzweiflung gerieth. Wie, wenn Adelaide mir eine Tochter gebar? Beschimpft stand ich alsdann da, dem Spott der Kaufmannschaft, dem Verdacht schändlicher Unterschlagung, da ich sogar ohne die nöthige gewöhnliche schriftliche Sicherheit Mohrmann fidirt hatte, ausgesetzt. Vollends aber ward mein Unglück dadurch erhöht, daß dieser bald darauf eines fälschlichen Bankerotts überführt ward. Er war zwar entwichen, aber noch heutigen Tages steht sein Name *) auf der Börse, unter dem Verzeichniß böswilliger Falliten, gebrandmarkt.«

»Adelaide merkte bald meine Herzensangst, die ich ihr indessen, eingedenk ihres Zustandes, nur auf pressendes Verlangen erklärte. Sie tröstete mich mit Allem, was weibliche Liebe zu ersinnen vermag. Ich bemerkte kurz nachher, daß sie ungewöhnlich viel mit der Rosenthal verhandelte. Nach wenigen Tagen eröffnete sie mir, daß sie eine alte Tante in Itzehoe zu besuchen wünsche. Gern willigte ich ein, da meine Geschäfte meine ganze Thätigkeit in An-

*) Der Leser wird verzeihen, wenn die Delicatesse mich einen andern Namen angeben ließ, als er vielleicht auf der schwarzen Schandtafel findet.

spruch nahmen, und die wenigen Augenblicke der Muße wahrlich nicht geeignet waren, dieselben als tröstender Beistand mit meiner Gattin in ihren Umständen zu verleben. Sie reis'ten fort. Eine Stunde darauf brach ich durch einen Fall den linken Arm. — Nach etwa acht Tagen wurde ich in der Nacht durch eine Staffette aus meiner Ruhe geweckt. Ich erhielt eine köstliche Nachricht, die zwar aus einem sehr irdischen Himmel kam, mich aber nicht mehr hätte erfreuen können, wenn sie sich aus der Wohnung der Seeligen auf mich niedergesenkt hätte.«

»Die Rosenthal schrieb mir nämlich: daß meine Frau von Sehnsucht für mich getrieben, ihre Rückkehr nach Hamburg beeilt habe, aber unterwegs in einem Wirthshause, »Himmel« genannt, das zwischen Itzehoe und Elmenshorn liegt, von der Niederkunft eines holdseligen, gesunden Knäbleins überrascht sei; die Geburt sei so glücklich gewesen, daß sie mich nach vierzehn Tagen schon zu besuchen hoffe. Sie bitte mich aber, ja meines Armbruchs zu schonen, und auf keinen Fall die für meinen Zustand so gefährliche Reise auf dem Pinneberger Straßenpflaster und den damals so grundlosen Sandwegen zu ihr zu unternehmen.«

»Wer war seliger als ich! Sogleich meldete ich meinem Schwiegervater dieß glückliche Ereigniß. Schon nach elf Tagen überraschte mich meine Ade-

laide, indem sie Dich, lieber Hannibal, in meine Arme legte. Aber sie war bleich und entstellt, und entschuldigte Deine Nothtaufe, wenn gleich nicht Deine Dir gegebenen abentheuerlichen Namen, damit, daß Du am zweiten Tage gefährlich erkrankt seist. Zitternd legte sie Deinen Taufschein in meine Hand.«

»Die folgenden Tage waren indessen bestimmt, meine Freude ungemein zu trüben. Als ich nämlich am andern Nachmittage von der Börse nach Hause kam, fand ich meine Frau in Krämpfen. Ein schwarz gesiegelter, von ihr erbrochener Brief, ließ mich nichts Gutes ahnen; er enthielt die Kunde von dem Tode ihrer Schwester.«

»Diese Nachricht hatte sie entsetzlich angegriffen. Heftige, unheilbare Fieber beschleunigten ihr Ende, und der dritte November, der ihre Leiden endigte, war bestimmt, die meinigen, die seitdem mich unaufhörlich wie Furien verfolgten, anfangen zu lassen. Sie gestand mir nämlich kurz vor ihrem Tode, wie sie ein Mädchen geboren, aber auf Zureden der Rosenthal zugegeben habe, daß ein Knabe für dasselbe untergeschoben werde. Zufällig sei nämlich in einem dem Himmel gegenüber liegenden Wirthshause, »die Hölle« genannt, gleichfalls in derselben Nacht eine reisende Dame entbunden; durch Bestechungen sei die Wehmutter vermocht, die Kinder zu

vertauschen. Die That, worin sie gewilligt, sei zwar grausam und unnatürlich, sie habe aber, trotz dem widerstrebenden Muttergefühle, sie dennoch zu vollbringen vermogt, weil sie mich abgöttisch geliebt, und die Noth gekannt habe, worin mich die Geburt einer Tochter versetzen würde."

„Was war zu thun? — Die Bestattung meines Weibes, die Furcht, die Verstorbene der Welt als eine unnatürliche Mutter darzustellen, meine eigene sorgenvolle Lage, lähmten in mir jede Thatkraft. Ich verabscheute das Verbrechen, fand in mir aber nicht Stärke genug, durch unumwundenes Geständniß die Last meines Herzens zu erleichtern; ich faßte schon damals den Entschluß, Euch beide zu erziehen, und mein Geständniß bis zu einer Zeit zu versparen, da Ihr erwachsen wäret, und der Verstorbenen, wie mir, verzeihen würdet. Unermüdet habe ich gesucht, die Lücken des großväterlichen Vermögens wieder zu ergänzen, was mir aber nur bis auf den vierten Theil geglückt ist. Euer Großvater starb bald; Dich, lieber Hans, nahm ich nach dem Tode Deiner Mutter zu mir."

„Die Rosenthal gestand die Unterschiebung des Kindes, behauptete aber, daß die Idee von meiner verstorbenen Frau ausgegangen sei, wenn sie gleich zugab, dabei mit ihrem Verlobten, einem Schiffscapitain Peterson aus Lübeck, hülfreiche Hand ge-

leistet zu haben. Sie erklärte mir, daß sie nicht wisse, wer die betrogene Wöchnerin sei, und mir Unglücklichen fehlte leider der Muth, darnach zu forschen.«

»Die baldige Verbindung der Rosenthal mit ihrem Bräutigam, die nicht ohne bedeutende Aufopferungen meinerseits geschah, schien eine Zeitlang die Höllenqualen, die in meiner Seele wütheten, zu lindern. Aber bald darauf verließ sie wieder ihren nichtswürdigen Gatten, zog zu mir und verlangte, daß ich sie unter dem Namen meiner Schwiegerin zu mir nehmen sollte, da sie sich einmal nicht von Hannibal trennen könne.«

»Welche qualvolle Jahre ich seitdem verlebte, könnt Ihr leicht ermessen. Beständig den Geldanforderungen der verschwenderischen Frau, so wie ihres um das Verbrechen mitwissenden Gatten, ausgesetzt, genoß ich keine frohe Stunde. Bastian war Zeuge einer solchen Scene, der versuchte Raub Hannibals befreiete mich endlich von den ewigen Vexationen des wüsten Schiffers. Aber noch war das Maß meiner Leiden nicht voll. Die Entdeckung der Rosenthal an Hannibal, daß Jenny Mohrmann heiße, ließ mir schon keinen Zweifel, daß diese meine Tochter, und er Mohrmanns Kind, mein untergeschobener Sohn, sei. Einige Erkundigungen, die ich habe einziehen lassen, bezeugen, daß in derselben

Nacht, da meine Frau im sogenannten »Himmel« entbunden ist, Mohrmanns Frau, die von einer Anverwandtin von Krempe nach Hamburg zurückkehrte, den amtlichen Attesten zufolge, in der »Hölle« ein Mädchen geboren hat.«

»Mein Plan steht indeß schon fest. Dir, lieber Hans, ist von Deinem angebornen Fürsten auf meine Verwendung die Volljährigkeitserklärung zu Theil geworden, und ich werde demzufolge Dir Dein Vermögen ausliefern, und mir von Deiner Güte nur so viel erbitten, um eine Reise nach Havanna bestreiten zu können, damit ich Hannibal ihm übergebe, mich mit ihm, so Gott will! versöhne, und von ihm die Tochter wieder erhalte. Bastian will ich Dir, lieber Hans, empfehlen. — Vergebt mir, Kinder, und flucht mir nicht.« —

Fortwährend stumm hatten die Jünglinge dem mit zitternder Stimme vorlesenden Bastian zugehört. Aber beim Schluß fielen sich Beide, von Sympathie getrieben, einander mit feuchtem Blick in die Arme. — »Laßt uns hinauf zum Vater, zu dem liebevollen, würdigen Pfleger unserer Kindheit!« riefen sie dann begeistert, und unangemeldet hörten sie nicht auf den treuen Bastian, der so gern Alles vorbereitet und vermittelt hätte, eilten zum alten Meyer und stürzten sich weinend und liebkosend zu seinen Füßen. »Bleibe unser Vater, nach

wie vor, unglücklicher, edler Mann!« riefen Beide, indem Hans bittend hinzusetzte: »Behälte unser Geld, das Hannibal schon als Kind im Geiste nach Deinem Tode mit mir getheilt hat, und verstoße uns nicht, indem Du Dich großen Gefahren und Unannehmlichkeiten aussetzest, dadurch aber uns Alle namenlos elend machst.«

Zum erstenmal durchzuckte das Gesicht des Alten, das der Gram tief gefurcht hatte, ein Strahl rosiger Freude. Dann aber rief er abwehrend: »Nicht also, meine Kinder, die Thatkraft ist die erste Blume der Besserung, die in dem Herzensboden des reuigen Sünders erwächst. Ich muß mit Mohrmann ins Reine, von dem ich erwarte, daß er mir schon um des vielen Unrechts willen, daß er an mir selbst begangen, meine Sünde vergeben wird. Es dämmert zudem in mir die Hoffnung, daß Gott Alles herrlich hinausführt, und daß Du, lieber Hannibal, von dem ich wohl weiß, daß Du meine Jenny liebst, bei Deinem Vater, wie bei meiner Tochter als mein Vermittler auftreten wirst. Ich bin nicht so thöricht, Deine Güte, edler Hans! ganz von der Hand zu weisen; ich will den vierten Theil Deines Vermögens einstweilen als Darlehn annehmen. Gott sei Dank! noch fühle ich Kraft genug in mir, um in dem thätigen Hamburg mein Brot als Makler zu verdienen, damit es noch bei meinem Tode Dir

mit reichlichen Zinsen zurückerstattet werden kann.“

Dabei eilte er zu seinem Schreibtische und übergab, aller Protestationen der beiden Jünglinge ungeachtet, Hans etwa dreimal hundert tausend Mark, theils in baarem Gelde, theils in Obligationen. Noch viel wurde geredet, aber vergebens versuchten die Freunde, den alten Meyer in seinem Entschluß irre zu machen. Er bestand darauf, in 14 Tagen nach Havanna, woselbst Mohrmann leben solle, abzureisen, und erklärte Hannibal, daß er sich reisefertig machen möge.

Die folgenden Tage wurden in Liebe und gleichem Kampfe, wie der erste Abend der Enträthselung des traurigen Geheimnisses, verlebt. — Immer schweigender war Hans geworden. Am dritten Morgen aber ging er, von dem treuen Sultan begleitet, nach Hamburg, angeblich in Geschäften, kehrte aber am Abend nicht zurück. Die Seinigen harrten sein mit steigender Unruhe. Erst am zweiten Tage erhielt der alte Meyer einen Brief, indem ein kleiner Schlüssel eingesiegelt war. Er enthielt die Worte:

„Lieber Vater und Oheim!

Dein trauriger Entschluß, meine Angst und Liebe um Dich und zu Dir, wie zu Hannibal, haben hoffentlich einen bessern in meiner Seele hervorgerufen; ich habe mich als Matrose nach Havanna ver-

dungen, und hoffe mit Sicherheit, Deine Pläne dort vorzubereiten. Unternehmt um Gotteswillen nichts, bis Ihr Nachricht von mir erhaltet. Auf den Fall meines Todes ist beim Notar Dr. Renzel mein Testament zu Euren Gunsten deponirt. Dieser Schlüssel giebt Dir, lieber Vater, mein Geld zurück, von dem ich mir zur Nothdurft genommen habe. Vergieb mir, daß ich Sultan mit in die weite Welt nehme. Treu bis in den Tod

Euer Hans."

Ein angelegter Brief an Hannibal, der „Posa" unterzeichnet war, enthielt, nebst Grüßen an Bastian, die Versicherung unwandelbarer Freundschaft, und daß er bald diesem die heißgeliebte Jenny in die Arme zu führen hoffe.

Starr und kopfschüttelnd blickte der alte Meyer vor sich hin. »Auch die thätige Reue wird mir vereitelt," rief er kleinlaut; dann aber, durch Hannibals und Bastians Zureden bewogen, versprach er ihnen, vorläufig nichts zu unternehmen, sondern abzuwarten, welchen Erfolg das Unternehmen des braven Hans haben würde.

7.

Es vergingen zwei volle Jahre, ohne daß dem bekümmerten Meyer und dem sehnsüchtigen Hannibal

die geringste Kunde von dem treuen Hans zu Ohren „gekommen war. Den mühsamsten Nachforschungen war es indessen gelungen, so viel zu erfahren, daß er glücklich in Havanna angelangt, dort aber seinem Capitain, der ohnehin einige Tage darauf mit einer neuen Fracht nach Nordamerika gesegelt war, ganz aus den Augen gekommen sei. Als endlich die täglich matter werdende Hoffnung der Resignation wie der gewissen Ueberzeugung seines Todes ihr Feld, worauf so viele herrliche Blüthen verdorrt waren, hatte räumen müssen, entschloß sich Hannibal, täglich aufgeregt vom bittenden Vater, und überdem gespornt von der heißesten Liebe, das Grab des Freundes, die Nähe der Geliebten, und den Vater aufzusuchen, für den kein kindliches Herz in seinem sonst gefühlvollen Busen schlug, den er aber mit dem Pfleger seiner Kindheit zu versöhnen hoffte. Sein Abschied war schmerzlich; noch lange wehte er dem bekümmerten Alten und dem ehrlichen Bastian mit dem grüßenden Taschentuche ein Lebewohl zu, bis die grünen Anhöhen des Dorfes Flottbeck zwischen das vom Winde geschwellte Schiff und sie mechanisch mit einem »Scheidet!« traten.

Es war im October, als der unsern Hannibal tragende Kiel ohne Gefahren in Havanna, der größten Stadt Westindiens an der Nordwestküste von

Cuba landete. Die Stadt liegt der Südspitze von Florida gegenüber, in einer schönen Ebene, welche an der einen Seite vom Meere, an der andern vom Fluß Lagida bespült und auf der Landseite von Hügeln umgeben wird, auf welchen Forts angelegt sind. Welch eine Sehnsucht trieb ihn durch die zwar schnurgraden, aber schlecht gepflasterten Straßen. Er folgte seinem Capitain, einem Deutschen, der ihn sogleich zu dem Wirth der Deutschen, dem allen Havannafahrern hinlänglich bekannten Herrn Nichols, führte. Dieser hatte kaum Hannibal von oben gemessen, als er die curiosen Worte ausrief: »Fünf Fuß und neun Zoll, und das Alles für funfzig Thaler, wie soll man dabei bestehen!« Die Umstehenden, alle Protestanten, größtentheils Engländer, lachten beifällig, und erklärten dem so seltsam Angeredeten, daß Herr Nichols, außer seiner löblichen Wirthschaft, auch nebenbei das Amt eines protestantischen Geistlichen und Todtengräbers verwalte, und für die gedachte Summe von funfzig Thalern Sarg und Beerdigung besorge. Da nun so viele Deutsche und Engländer ein Raub des gelben Fiebers würden, so habe Nichols, trotz aller Gutmüthigkeit, welche er besitze, die freilich nicht höfliche Gewohnheit, jeden seiner Landsleute sofort bei dessen Ankunft zu messen, um bei der ersten Nachricht von seinem Ableben sogleich mit dem letzten Bette

von sechs Brettern und zwei Brettchen bei der Hand zu sein. Sie seien gerade beschäftigt, einem Landsmann, unter Nichols Anführung, die letzte Ehre zu erweisen, wozu sie auch die Angekommenen hiemit auffordern wollten.

So unangenehm diese Einladung war, so mußte doch Hannibal, da der Capitain lächelnd einwilligte, derselben folgen, und bestieg wenige Minuten darauf mit ihm eine der Volanten, eine Art Kabriolet, in welchem sämmtliche Deutsche einen von Hrn. Nichols angewiesenen Platz erhielten, und nach dem eine englische Meile von Havanna an der Südseite belegenen protestantischen Kirchhof fuhren. Hier hielt Hr. Nichols einen kurzen, gewiß schon oft hergeplapperten Leichensermon, den er mit seiner gewöhnlichen Phrase: »Ashes to ashes, dust to dust, gentlemen, what will you drink?« (Asche zu Asche, Staub zu Staub. — Meine Herren, was wollen Sie trinken?) beschloß. In dem Augenblick nahten Sclaven mit Flaschen Portwein und Madeira, Hr. Nichols nöthigte mit messenden Blicken sehr freundlich, gleichsam als ob er auf's Neue auf dem Kirchhofe auszusäen, und bald wieder eine neue Ernte dort zu halten hoffe. So widerlich sein Scherz war, so erregte er doch allgemeines Lächeln, welches Hr. Nichols auf der Mitte des Rückweges auf's Neue hervorlockte, indem er an dem half-way-house an-

halten und noch einmal die Becher mit dem Toaste kreisen ließ: »Trinkt nur; Ihr seid mir doch Alle verfallen!«

Dann tauschte er mit dem Capitain den Platz in der Volante, und setzte sich zu Hannibal, der froh war, endlich einmal Gelegenheit zu haben, seinen bis dahin unterdrückten Nachforschungen Luft zu machen. Aber Nichols kam ihm zuvor. »Der so eben Beerdigte,« bemerkte er, »ist ein junger Hamburger, der Bräutigam der wunderschönen Miß Jenny Mohrmann, die der durch Sklavenhandel arm gewordene Mohrmann an ihn verkuppeln wollte.« Das Blut erstarrte in Hannibals Adern, aber der geschwätzige, dieß nicht beachtende Nichols fuhr fort: »Niemand wird sich mehr freuen, als Miß Jenny, daß der gute Hans todt ist.« — »Wie?« rief Hannibal erbleichend, »Hans Renneberg ihr Bräutigam? Hans todt?« — »Wer spricht denn von Hans Renneberg?« versetzte Nichols, indem der kleine dicke Mann zu Hannibal hinauf sah. »Nun freilich, der ist auch eben so gut wie todt, ich rede ja von Hans Mack, dem eiteln, jungen, reichen Hamburger, der die hübsche Jenny freien wollte. Wer hieß ihn denn, auf das bloße Jawort des Alten taffia (junger Rum) und Ananas in dieser Jahreszeit genießen, was kein Havanneser verträgt? Aber Ihr seht ja so bleich aus, als ob das gelbe Fieber bei Euch im Anmarsch

wäre. Meiner Treu!« fuhr er fort, indem er dem halb entseelten Altonaer freundlich die Hand drückte, »ich habe es nicht so arg gemeint, als ich Euch maß. Das war ein hergebrachter Wirthsspaß, der mir doch nicht vom Herzen geht. Werdet nicht krank, wie der arme Hans Renneberg, von dem heute Morgen seine Creolin kopfschüttelnd meinte, daß es sich in eingen Stunden mit ihm entscheiden müsse. Der Teufel werde aus den Kuren des gelben Fiebers klug. Die Engländer gebrauchen, um Hitze mit Hitze zu vertreiben, Merkur, die Creolinnen Limonade von sauren Orangen, Citronen, und außer dem Fieber spanische Fliegen und Aderlaß. Aber die Weiber heilen am Besten, und darum habe ich auch unbedenklich die ehrliche Haut ihnen anvertraut.«

»Ihr kennt Hans Renneberg?« rief Hannibal, schnell erröthend, und wie aus einem Traum erwachend. »O, führt mich zu ihm, daß ich ihn sehe, meinen Herzensfreund!«

»Topp! das kann geschehen, wenn die Creolin, sein Arzt, es erlaubt,« entgegnete Nichols treuherzig. »Ja, der Renneberg ist ein kreuzbraver Junge, wahrlich, sonst hätten seine und meine knickerigen Landsleute sich nicht nach dem Tode des braven Catalans, der ihn so sorgsam pflegte, seiner angenommen. Aber ihr seht auf einmal wie neu belebt aus, Gott sei Dank! mit dem gelben Fieber hat es nichts

zu bedeuten. — Ihr sollt Euren Hans sehen, noch heute Abend. Bei Tage freilich ist es so eine eigene Sache. Denn obgleich hier Alle noch den Sclavenhandel treiben, und der barracon von ihnen täglich erfüllt ist, so vermeidet man doch, um des guten Rufes willen, mit Denen öffentlich umzugehen, die seit dem neuen Gesetz das Gewerbe treiben, und es öffentlich vor Gericht eingestanden haben.« — »Wie?« staunte Hannibal, »mein Hans ein Sclavenhändler? das ist unmöglich!« — »Nun, das weiß ganz Havanna,« lächelte Nichols, »was ist aber auch Böses daran? Es war aber eine überspannte Idee, daß der gute Junge, um einen Neger zu retten, sich selbst, den alten Peterson und den vertrackten Mohrmann vor dem Gouverneur Vives angab.« — »Ihr sprecht in Räthseln,« versetzte Hannibal. — »Wir sind jetzt in der Stadt,« entgegnete Nichols gähnend, »wenn die Oration um sieben Uhr vorbei ist, man sich eine gute Nacht gewünscht hat, und vor Meuchelmord, für welche diese Stunde bestimmt scheint, sicher ist, dann gehen wir zu ihm; ich muß Euch nur noch eine Karte von der Polizei holen lassen, damit Ihr am Abend auf der Straße gehen dürft.«

Mit diesen Worten stieg Nichols aus der Volante, gefolgt von seinen Freunden, die sich jetzt Alle um einen Tisch vereinten, um das Lieblingsspiel der

Havanneser, Monte, eine Art Pharao, das sogar die Spanischen Damen mit Leidenschaft treiben, zu versuchen.

Wie ein Träumender sah Hannibal den Spielern zu, nur dann und wann Nichols zum Aufbruch mahnend. Endlich war auch dieser bereit. »Wir müssen zum Taubenkaffeehaus,« fing dieser an; »dort wohnt Euer Freund versteckt. Gott vergelte es seinen Landsleuten,« fuhr er fort, »was sie an dem braven Hans thun, vor Allen dem Dänen Nissen. Zwar verdiente er viel mit seiner Augenoperation, und mehr als mit seinem soda shop (Sodawesserladen), der ihm noch neulich abbrannte, allein er hat auch ein gutes Herz im Leibe, und das ist eine seltene Erscheinung in dieser verderbten Welt.«

Schweigend war Hannibal gefolgt, als Nichols eine Hausthür öffnete, und den Deutschen in ein entferntes Hinterhaus des Taubenkaffeehauses führte. Auf der Diele empfing sie eine Creolin, welche Nichols in ihrer kauderwelschen Mundart die angenehme Nachricht für Hannibal gab, daß Renneberg die Krise überstanden habe und gerettet sei. Auf geschehene Anfrage vergönnte sie auch, daß der Fremde den Patienten sehe, führte ihn in eine Stube, wo Hans auf einem Feldbette hingestreckt lag, während ein Neger zu seinen Füßen saß und ihm mit großer Sorgfalt die Fliegen abwedelte.

Nichols war draußen geblieben. Wer schildert die Freuden dieses Wiedersehens! Es war kurz, denn die herbeigeschlichene Creolin bereuete die Wirkung, die sie an ihrem Pflegling wahrnahm. Sie beendete es schnell, und Hannibal schied, nachdem er nur die Worte: »O, mein Karlos!« von dem ermatteten, aber selig blickenden Hans vernommen hatte.

Erst nach einigen Tagen ward ihm ein abermaliger Zutritt zu dem nunmehr gänzlich geretteten Freunde gestattet. Das Wiedersehen war ungestörter und ungezwungener, als das erste, so schnell abgebrochene, aber nicht minder herzlich. Bei Hannibals Eintritt war der Neger, nur mühsam sich schleppend, aufgestanden, hatte mit dem gewöhnlichen afrikanischen Gruß mehr die Stirn des Altonaers berochen als geküßt, und war dann wieder niedergesunken, indem er auf sein Bein wies, das ihm den Gehorsam zu versagen schien. »Der arme Schelm,« erklärte Hans, »ist gestern von mir zu meinem Wohlthäter, Herrn Nissen, auf die Plantage gesandt, und, da er sich vom breiten Wege verirrt hat, von den Bluthunden, welche nicht leiden, daß die Neger auf Seitenwegen gehen, so gebissen. Wenn ihn auch die Menschen haben frei geben müssen, so halten die Hunde doch noch am alten Rechte.«

Es folgten jetzt Fragen und Antworten mit Blitzesschnelle. Der Erkundigung nach Jenny begeg-

nete Hans mit der Bemerkung, daß er sie nur einmal gesehen habe. »Das erste,« hub er an, »was ich in Havanna unternahm, war eine Nachfrage nach ihr. Obgleich die ganze Stadt von ihrer Schönheit redete, zumal da ihr kleiner Fuß noch den der Havanneserinnen übertreffen sollte, so hatte sie doch in dem letzten Jahre Keiner mehr gesehen. Sie wohnte in Guanabacoa, einer Stadt, welche eine Meile südöstlich von Havanna liegt und von den reichsten Kaufleuten bewohnt wird, bei ihrem Vater, von dem man indessen nur wenig Gutes redete. Wie es hieß, war sein großes, beim Sklavenhandel gewonnenes Vermögen durch Kaper, welche seine bedeutenden Menschenladungen theils im Namen ihrer Regierungen, theils selbst aus räuberischer Absicht weggenommen hatten, wieder sehr geschmolzen. Man sagte mir, das einzige Mittel, in seinem Hause bekannt zu werden, sei, wenn ich Dienste auf einem seiner Schiffe nehme. Da ich kein anderes sah, um meinen Zweck zu erreichen, suchte ich sofort den alten Mohrmann auf, der einzig und allein am Morgen, im Barracon, wo die Sklaven verhandelt werden, zu sehen war. Er empfing mich düster, engagirte mich indessen nach wenigen Fragen als Untersteuermann, und erklärte mir, daß ich innerhalb zwei Tagen mich bereit halten möge, nach Sierra Leona, unter Leitung eines Capitains Welsy ab-

zugehen.« Dabei ladete er mich auf den andern Morgen zum Frühstück auf seine Plantage vor Guanabacoa, um, wie er sagte, die Verlobung seiner Tochter mit einem jungen Hamburger zu feiern. Kaum hatte er dieß gesagt, als er eine Volante bestieg und forteilte.«

»Ich war am andern Morgen schon etwa um fünf Uhr mit den Bewohnern von Havanna, welche bis zehn Uhr Vormittags ihre Geschäfte abzumachen pflegen, meinem Lager enteilt, und ließ mich von meinem caleszero (Kutscher) über den reizenden passeo, den einzigen Spaziergang in Havanna, nach dem Ort der Einladung führen.«

»Bei dieser Gelegenheit passirte ich das prächtige Dorf Regla, und hielt bald vor einer Plantage still, die hart vor der Stadt Guanabacoa lag, und mir als der Landsitz des alten Mohrmann bezeichnet wurde. Durch Ungeduld getrieben, hatte ich mich zu früh eingefunden. Allein der Majoral (Plantagenaufseher), der, wie dies gewöhnlich der Fall ist, ein Franzose war, empfing mich ungemein freundlich, setzte mir Erfrischungen vor und unterhielt mich auf die angenehmste Weise, nämlich von Jenny, die er als einen Gott in Menschengestalt pries, nur mit der einzigen Bemerkung, wie es Schade sei, daß sie keinen Unterschied zwischen Negern, deren Kinder kaum getauft würden, und rechtgläubigen

Weißen mache. Dann erzählte er mir, aber nur leise, wie der alte Mohrmann sie, aber, wie er glaube, wider ihren Willen, an einen Herrn aus Hamburg zu verheirathen Willens sei.«

Nach und nach fanden sich die Offiziere der Schiffe, zu denen ich nur halb und halb zu rechnen war, mit dem Principal ein, und ein glänzendes Frühstück wurde aufgetragen. Man schien mich nicht zu beachten, auch konnte ich keinen Theil an der Conversation nehmen, da sie in der mir unbekannten spanischen Sprache geführt wurde.«

„Plötzlich öffnete sich die Thür, und Jenny, schön wie die junge Rose, trat ein, geführt von einem kleinen magern Manne, der die Häßlichkeit seines ausgemergelten Aeußern noch dadurch erhöhete, daß er mit der widerlichsten Freundlichkeit das sich mit sichtbarem Widerwillen von ihm wendende Mädchen, die holde Jungfrau, belästigte. Hannibal! ich kann Dir diesen Augenblick nicht beschreiben. Die Brust drohte mir zu springen; die unbedachtsamen Worte: »»Jenny, liebe Jenny!«« bildeten sich ohne meinen Willen in meiner Kehle, und flutheten an ihr Ohr. Aber kaum waren sie angelangt, als ein Schrei: »»Hans! mein Retter!«« zu mir zurückkehrte. Allein die Nerven des Mädchens wichen den meinigen an Kraft. Bewußtlos sank Jenny nieder.«

„Was Teufel!“ donnerte der alte Mohrmann, „hast Du Bekanntschaften in der alten Welt? Nun begreife ich, warum Du die in der neuen Welt verschmähst. Ungerathenes Mädchen!“ fuhr er fort, indem er sie durch einige Neger in ein Nebenzimmer bringen ließ, und dann sich zu mir wandte: „Herr Untersteuermann! Sie machen sich schon morgen zur Abreise bereit, und das, bei Gott! ohne Widerrede!“

„Meine Lage war zu peinlich, zu mißlich, als daß ich irgend ein Wort hierauf hervorzubringen vermögend gewesen wäre. Mein Entschluß stand indessen fest, die Reise auf keinen Fall zu machen. Ich blieb schweigend, bis die Gesellschaft, welche Mohrmann schon ohne Abschied früher verließ, nach Havanna heimkehrte, nicht wenig von dem Herrn Mack gequält, der, halb eifersüchtig, halb neugierig, die albernsten Fragen an mich richtete, die ich mit Nichtwissen beantwortete.“

„Nachdem ich einige Stunden im Nicholsschen Hause über meinen Plan gebrütet, brachte ein Sklave mir ein Billet von Jenny's Hand. Sie beschwor mich, ja die Reise zu machen und den Dienst ihres Vaters nicht zu verlassen, wenn ich nicht mein eigenes Leben dem Meuchelmord aussetzen und ihr eine Stütze rauben wolle, der sie so sehr bedürfe. Sie denke ihren Vater schon zu calmiren, den lä-

stigen Freier bis zu meiner Rückkehr hinzuhalten; alsdann müsse freilich ein entscheidender Schritt gethan werden. Dabei erkundigte sie sich zärtlich nach Dir, lieber Hannibal, und bat durch Ueberbringer dieses um eine Zeile Antwort. — So schnell wie möglich verfaßte ich diese und beeilte, durch die Mahnung des ängstlichen Negers bewogen, mein sonst ausgedehnter gewordenes Schreiben. Ich schrieb ihr Alles, was sich in unserm Vaterlande zugetragen, das Geheimniß ihrer Geburt, Deine Liebe, die Qualen ihres reuigen Vaters und meine Freundschaft, deren Unveränderlichkeit bis in den Tod ich ihr versicherte.«

»Ich hatte kaum den Boten abgefertigt, als ein großer starker Schiffer in das Zimmer trat, sich als meinen Capitain ankündigte und mir ein Billet des alten Mohrmann überbrachte, dessen Inhalt mir befahl, da mein mir zugedachter Capitain erkrankt sei, dem Ueberbringer auf einer Reise nach Sierra Leona zu folgen. Ich gehorchte auf Jenny's Befehl, nur konnte ich keine Zeit gewinnen, Euch Kunde zu ertheilen; ich hoffte auch, daß Jenny dieß nicht unterlassen würde. Noch an demselben Abend stachen wir in See. Ich merkte zu bald die Absicht unserer Fahrt, aus welcher der Capitain, so wie die ganze Schiffsmannschaft, auch kein weiteres Geheimniß machten. Unser Schiff war mit Pulver, Flintenstei-

nen, schlechtem Rum und blauen Bafftas, der gewöhnlichen Ladung von Sclavenschiffen, befrachtet und ging nach Gallinas, einem unter Sierra Leona befindlichen Sclavenplatze, wo der König Shaker mit europäischer Grausamkeit seine schwarzen Brüder verhandelt, und über den edlen, um die Abschaffung des Sclavenhandels so verdienten Parlementsredner Wilberforce das Urtheil fällt, daß derselbe werth sei, in Stücken zerrissen zu werden. Ich hatte kaum erfahren, daß mein Capitain Peterson heiße, als mich ein wahrer Schauder überfiel. Glücklicher Weise war mein Name in der ohnehin nur sehr unordentlich geführten Schiffsliste »Runberg« aufgezeichnet, und da ich auf seine Anfrage mich für einen Hamburger ausgab, entdeckte Dein Räuber auf der ganzen Reise nicht in mir seinen Verfolger auf der Elbe.

Nach etwa siebenzig Tagen waren wir an dem Ort unserer Bestimmung angelangt. Die Zeit des Landens an der afrikanischen Küste, wo man nicht dem Stranden so leicht ausgesetzt ist, dauert von October bis März. Kaum zeigten wir uns, als einige Böte mit Lootsen sich unserm Schiffe nahten. Sie trugen tatuirte Neger von gelblicher Farbe. Diese meldeten uns in gebrochenem Englisch, daß der König Shaker, hocherfreut über unsere Ankunft, uns zu sich entbieten lasse. Der Gedanke, auf die-

ser Höllenfahrt durch meine Persönlichkeit manchem Unglück vorzubeugen, hatte mich gelehrt, mich in den Willen des rauhen, in seinem Fache überdieß vortrefflich bewanderten Vorgesetzten zu schicken, der mich daher auch auszeichnete und zur Königlichen Audienz mit sich ans Land nahm.«

»Shaker empfing uns in einem Palmenhause, in welchem sich nur einige schmutzige Stühle befanden. Er war etwa sechzig Jahre alt, nicht tatuirt und ohne graues Haar, trug ein Beinkleid von blauem Kattun, einen Ueberwurf von demselben Zeuge und sprach gebrochen Englisch. Nachdem Peterson ihm Branntwein präsentirt hatte, begann der Handel. Wir wurden in die Pondocks geführt, und für unsere Waaren 310 Neger und 120 Weiber gekauft. Nachdem Alles in Richtigkeit war, führte uns der König einen Neger von ungewöhnlicher Farbe vor, den Du hier siehst. Er erzählte, daß er sein Enkel und die Frucht eines verbotenen Umgangs eines Creolischen Capitains mit seiner Tochter sei. Er sei gewillet, ihn nach Philadelphia in die Abolition society zu senden, um ihn dort erziehen zu lassen. Er fragte, wie viel das jährliche Kostgeld betrage. Peterson forderte vier Neger, Goldstaub bis zu dem Betrage von drei bis vier hundert Thaler und eine Quantität Elephantenzähne. Shaker gab das Verlangte, wenn gleich nicht ohne

Kopfschütteln, und ließ sich dann durch einen Handschlag von uns Beiden versprechen, daß wir als »honests Englisch,« wie er sich ausdrückte, unser Wort erfüllen wollten. Dann übergab er uns den Enkel ohne Zeichen von Schmerz und ließ uns zu unserm Schiffe zurückkehren. Der Knabe zeigte Bildungsfähigkeit und eine Zuthulichkeit gegen mich, wie ich sie nie bei einem Neger bemerkt habe, die ihm bald mein ganzes Herz gewann.«

»So lagen wir elf Tage aus Furcht vor den Engländern, die von Sierra Leona aus umherkreuzten, um Negerschiffe zu nehmen. Erst am elften Tage lichteten wir die Anker. Unser flüchtiger Schooner vereitelte mein Gebet, daß ein englisches Schiff unser raubbeladenes Schiff erreichen möge. Wir erreichten glücklich den Ort unserer Bestimmung. Unfern des vor dieser Stadt gebauten Forts Morro mußten wir indessen anhalten, und die Sclaven, deren Einführung in Havanna nicht mehr gesetzlich ist, obgleich sie täglich öffentlich verkauft werden, auf Kähnen in die Stadt bringen lassen.«

»Schon unterweges hatte mir Peterson die Offerte gemacht, den Enkel Shakers über Bord zu werfen und das, was der Großvater für ihn bestimmt, mit ihm zu theilen. Voll Abscheu hatte ich dieß Project verworfen und geschworen, das geringste Leid,

das ihm widerfahren würde, zu rächen. Charles, so hatten wir den verrathenen Königsenkel genannt, mochte eine Ahnung von dem Schwerte haben, das über seinem Haupte hing. Seinem Wunsche gemäß, verließ er mich nie, und vervollkommnete sich schon während der Reise auf eine bewundernswürdige Weise in der englischen Sprache.«

»Peterson war schon mehrere Male am Lande gewesen, als er eines Mittags uns ankündigte, daß wir jetzt unsere Löhnung empfangen und den Bord verlassen könnten. Als ich Charles mitnehmen wollte, weigerte er sich indessen, ihn herauszugeben. Umsonst bestand ich darauf; ich mußte das Schiff allein verlassen, ging aber sofort am andern Tage zum Gouverneur Vives. Dieser unterdrückte zwar aus eigener Aengstlichkeit, wie auf mein Bitten, den alten Mohrmann aus dem Spiel zu lassen, den Vorfall in so weit, daß er nicht criminell wurde, ich hatte aber die Freude, daß mir Charles am andern Morgen auf dem Barracon als Freier in die Arme fiel. In demselben Augenblicke aber traf mich ein vernichtender Blick des alten Mohrmann, der, als ich mich freundlich zu ihm wenden wollte, mich verächtlich mit den Worten: »»Fort, Sclavenfreund! Feind der Weißen!«« von sich stieß.«

»Als ich am Abend von Nichols Hause zu ei-

nem Catalan *) gegangen war, woselbst ich für Charles und mich ein Logis gemiethet hatte, wurde ich während der Oration meuchlings von einem Soldaten angefallen, der mich mit einem Dolchstich zwischen der dritten und vierten Rippe verletzte und sodann meiner Baarschaft beraubte. Ich ward in das Haus meines künftigen Hauswirths getragen, der mich selbst dann, als meine Börse geschwunden war, mit Charles, welcher mir durch seine Liebe und Sorgfalt reichlich Alles vergalt, was ich für ihn gethan habe, gepflegt und unterhalten hat.«

»Ich lag fast ein Jahr. Kaum war ich geheilt, da befiel meinen Wohlthäter das gelbe Fieber. Der Tod nahm ihn mir, und ich hoffte, da mich, in Folge meiner Nachtwachen beim Catalan, dieselbe Krankheit ergriff, meiner Leiden überhoben zu werden. Schon hatte ich das Haus räumen müssen, war ohne Aussicht für die Zukunft hierher gezogen, und wäre mit meinem Charles verloren gewesen, wenn nicht unsere Landsleute, vor allen ein gewisser Nissen aus Dänemark, mich großmüthig unterhalten hätten. Ihnen, der braven Creolin und Charles verdanke ich, nächst Gott, mein Leben.«

Staunend hatte Hannibal seinem Freunde ge-

*) Eigentlich Catalonier. So heißen die Gewürzkrämer in Havannah; es sind fast alle fleißige Catalonier, die keinen Fremden in diesem Geschäfte aufkommen lassen.

horcht, und dann muthlos die Frage aufgeworfen, was nun zu thun sei. — »Du fragst noch, Hannibal?« erwiederte Hans, sich mit leuchtenden Blicken erhebend. — »Was anders, als Jenny zu retten, zu entführen, ohne Dich Deinem unnatürlichen Vater zu entdecken. Bei Gott, wir wollen das schon Alles beim Vater Meyer, wie beim ehrlichen Bastian verantworten. Auch sind jedenfalls die Aussichten anders. Mohrmann ist verarmt und wird andere Saiten aufziehen; von Peterson haben wir vollends nichts zu fürchten. Nachdem er überwiesen ist, ein hiesiges Schiff mit seiner Mannschaft versenkt und sich die Ladung angeeignet zu haben, ist er in den Morro gesetzt, wo er verschmachten wird, da die Regierung, um die weiße Farbe möglichst zu ehren, ihn hoffentlich hinrichten lassen wird. Schon oft hat er zu meinen Landsleuten um Almosen geschickt, und sehnlich gewünscht, auch mich zu sehen. Mir grauet aber vor ihm. Besuche Du ihn, wenn Du kannst.«

Noch lange redeten die Freunde hin und her. Da störte sie plötzlich ein Geräusch an der Thür. Diese ward geöffnet, und herein bellte der treue Sultan, der einige Tage während Rennerbergs Krankheit bei dem Mann der Creolin ausverdungen gewesen war, jetzt aber, vielleicht aus Sympathie, seinen Strick zerrissen hatte, und mit blutendem Halse

zu seinem Herrn zurückkehrte. Und ob der treue Holsteiner seine beiden Jugendfreunde wieder erkannte! Ja, der Hund war des Menschenranges würdig, den Hans in der verhängnißvollen Nacht zu Altona ihm decretirt hatte. Wie klug, wie theilnehmend sprang er zu seinem Herrn hinauf! —

Abermals rauschte die Thür. Ein Neger trat ein, der Rennerberg einen Brief von Jenny's Hand überbrachte. Nie ist eine Partitur von Musikverständigen so schnell durchlesen, wie dieß Schreiben. Nicht im Besitze des Manuscripts, kann ich nur nach Hannibals Angabe den Inhalt so mittheilen, wie er ungefähr lautete.

„Mein lieber Lebensretter und Freund! Die Gnade des Höchsten, welche das Herz des Mannes erleuchtet hat, den ich bis zu Deinem letzten Schreiben für meinen Vater gehalten habe, hat mir Licht über Dein Schicksal und Dein Hiersein gegeben. Ich beklage Dein Geschick, das da bestimmt ist, sich für Andere aufzuopfern, freue mich aber und danke dem Erhalter, daß Du, wie ich erfahre, gerettet bist. Mein Vater Mohrmann, laß mich den Unglücklichen immerhin so nennen, ist, bekehrt durch sein unglückliches Geschick, andern Sinnes geworden. Er sehnt sich innig darnach, Dich zu sehen und Dir von Herzen abzubitten. Er ist unschuldig, wie er versichert, an Deiner Verwundung. Meine Neigung

für Hannibal, dessen vermeintlichen Vater er tief gekränkt hat, aus Gewissensunruhe mißbilligend, hat er leider alle meine Briefe, die ich nach Eppendorf sandte, unterschlagen. Ich habe keinen Anstand genommen, ihm das Wunderbare unserer Geburt und den Umstand mitzutheilen, daß Hannibal sein Sohn sei. Er bestätigte zwar, daß meine Mutter in dem Wirthshause »Hölle« zwischen Itzehoe und Elmenshorn mich geboren habe und dort gestorben sei, er will sich aber, und gewiß aus Liebe zu mir, und aus Gewohnheit, mich seine Tochter zu nennen, trotz der eigenen Angabe meiner Mutter, der Ehefrau Meyer, noch nicht ganz zu dem Glauben verstehen, daß ich seine untergeschobene Tochter bin. Er besteht darauf, nach Europa sogleich mit mir zurückzukehren, und will Dir vorläufig die Realisirung des Restes seines Vermögens anvertrauen. Dürfen wir zu Dir kommen, oder Dich gar bei uns erwarten? Antworte mir heute; schone aber den reuigen Alten, darum bittet, gewiß nicht vergebens,

Deine Jenny.«

Wie der Knoten einer Novelle schien den beiden Jünglingen ihr Schicksal freudig gelöst zu werden. Hans versprach zu kommen; der Neger ging.

Am andern Morgen traten beide Freunde, der noch schwache Hans auf Hannibal gestützt, in das

Zimmer des alten Mohrmann, dem Jenny eben vörlas, und die Himmlischen lächelten bei solchem Wiedersehen. Ein stummes Bild stand vor dem in der Stille gefolgten Charles, das sich endlich in Freudenthränen lös'te. Nachdem Alles besprochen, Alles vergeben war, erklärte Mohrmann: Wenn mein schändlich von mir betrogener Freund Meyer wegen einer so verzeihlichen Schuld sich so nach Versöhnung sehnt, welch einen Drang darnach muß ich schwerer Sünder empfinden! Hannibal! wenn Du mein Sohn bist, ich kann nicht verlangen, daß Du dem Vater vergiebst, bevor er gut gemacht hat, was er vermag, und sterbend um Deine Vergebung fleht. Bleibe hier und realisire mein Vermögen. Geleitet von unserm allerseitigen Schutzengel, Hans, will ich so bald als möglich meine Rückkehr nach Europa, und da ich um Euretwillen nicht nach Hamburg kommen darf, unter fremdem Namen antreten. Ich aber segne Euch, meine Kinder, mit dem Segen eines Bereuenden und Zerknirschten, um des Erlösers willen!«

Und es geschah, wie der alte Mohrmann gesagt hatte. Nach wenigen Tagen trennte er sich heiter mit dem ehrlichen Hans, der nichts mehr bedauerte, als daß diese Reise um seiner Lieben willen ohne ein anderes Opfer, als das, sie eine Zeitlang zu entbehren, geschehe. Charles und Sultan folgten Hans.

Den Liebenden floſſen die Stunden ſelig und poetiſch dahin. Deſto proſaiſcher ging die Reguli-rung der väterlichen Geſchäfte, welche immer weiter ausſehender wurden. Wenig bekümmerte ſich Hanni-bal um Havanna, nur einmal wurde er von ſei-ner Geliebten abgezogen, um mit ſeinen Landslen-ten den humoriſtiſchen Nichols zur Erde zu beſtat-ten, wobei ihm unwillkührlich das Sprichwort: „Wer Anderen eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein,“ einfallen mußte.

Da träumte ihm einige Nächte nachher, daß er Peterſon im Gefangenhauſe beſuchte, der ihm eine ſeltſame Aufklärung über ſeine dunkle Geburt mit-theilte. Er folgte wachend dem Wink des Traum-gottes. — Und, wunderbar! dieſer Traum löſ'te den Knoten.

Er ging zum Morro und ward gegen eine kleine Gratification zu Peterſon gelaſſen, der auf halb ver-faultem Stroh ſeiner Auflöſung entgegen ſah. Kaum hatte er ſich dieſem zu erkennen gegeben, als der Verbrecher ſich aufrichtete, dann aber niederſank und ſeine Kniee berührte. „Der Himmel ſegne Ihr Er-ſcheinen,“ rief er aus, „nun kann ich ruhig ſterben. Ja, ich kann Ihnen einen ſchweren Stein vom Her-zen nehmen. Sie ſind das, was Sie immer waren, der Sohn des Herrn Meyer in Altona. Mein Weib hat durch den Zufall, daß ſich eine Wöchnerin im

gegenüberliegenden Wirthshause befand, den Plan erfunden, Ihre überspannte Mutter zu täuschen, und sich dieselbe auf diese Weise zu verpflichten. Zwar reis'ten wir mit Madame Meyer nach Hamburg, um ihr im Nothfall einen Sohn unterzuschieben, allein Gott vereitelte dieß Verbrechen dadurch, daß sie wirklich einen Knaben gebar. — Zu allem Zeugnisse berufe ich mich auf die Hebamme in Steinburg, und auf die Mutter der Wirthin im »Himmel«, die bei der Entbindung zugegen waren. Ich raubte Sie bloß, um mehr Geld von Ihrem Vater zu erpressen. An Rennerbergs Verwundung bin ich unschuldig, wenn auch ich gleich Meuchelmord gegen ihn brütete.«

Diese Nachricht erfüllte Hannibal ganz mit Wonne. Er ließ sie durch die Gerichte constatiren, beschenkte den Sünder und sprach dann zu seiner Jenny: »Komm morgen mit nach Europa, dort riskiren wir unersetzlichen Verlust, hier nur wenig irdisches Gut.« — Nach zwei Tagen waren die Liebenden unter Segel gegangen, und der Wind blies mit aller erdenklichen Gunst hinein.

8.

Mit seinem Maklerstock in der Tasche, dem Zeichen seines neuen Geschäfts, schritt der alte Meyer,

wie neu verjüngt, mit dem guten Bastian gegen Abend durch den stürmischen Herbstwind und die regengetränkten Fluren den Weg nach Eppendorf zu. Beide hatten sich vorgenommen, Geld zu verdienen, Meyer hatte seine Maklerei, Bastian war als Privatlehrer durch den vortrefflichen Professor Zimmermann in mehreren Häusern mit Glück empfohlen. Sie unterredeten sich vom Wetter, wie von den argen Stürmen, die in diesen Tagen gehauset hatten, und die ihm immer die Rückkehr Hannibals zu erschweren, wohl gar zu gefährden schienen. Bastian aber, ein frommer, gottergebener Theolog, ließ es nicht an wahren, wenn gleich etwas weitläuftigen Trostgründen fehlen, und stärkte den alten, sich wegen seines Unglaubens selbst anklagenden Meyer dadurch sichtlich.

Und nicht mit Unrecht. Denn als er zu Hause angelangt war, lagen Sohn und Tochter, Hannibal und Jenny, in seinen Armen. Wie in eine tausend Jahre verschlossene Kluft der erste Sonnenstrahl hinschießt, drang die Kunde zu seinem Herzen, daß ein Irrwahn sein Leben vergiftet habe und er Hannibals wahrer Vater sei; was kurz darauf die noch lebenden, von Peterson vorgeschlagenen Zeugen documentirt haben.

Aber die reine Freude machte bald der bekümmerten Frage nach Mohrmann, Hans und Charles

Platz. Meyer, selbst Assecuranzmakler, konnte nur betrübende Auskunft geben. Seine Kinder waren selbst bei einem Sturme nur durch ein Wunder in die Mündung der Elbe gekommen. Auf der Börse hatten heute mehrere beunruhigende Gerüchte von gestrandeten Schiffen circulirt.

Da erschien nach einigen Tagen die Trauerbotschaft, daß ein Bremer Schiff aus Havanna, »die Freundschaft« genannt, unfern der Oldenburgischen Küste auf dem Mellumer Sande gestrandet und untergegangen sei. Selbst die besten und kühnsten Lootsen der Welt, die Oldenburgischen, hatten es nicht zu retten vermocht. Unverzüglich eilte Hannibal zur Küste und fand seine Nachricht bestätigt. Bei allem Schmerze harrte seiner noch ein frohes Wiedersehen. Die Lootsen hatten nämlich seinen Sultan gerettet, der auf einem Fäßchen, das Hans wahrscheinlich in der Todesstunde ins Wasser geworfen hatte, und woran er, wahrscheinlich an eigener Rettung verzweifelnd, und nur immer an fremde denkend, seinen Hund befestigt hatte, herangeschwommen kam. Man öffnete dasselbe, aber hineingedrungenes Seewasser hatte die Schrift der Bleifeder verwischt. Man erkannte nur noch das Wort „Posa.“

Keine der Leichen ist an das Land gekommen.

Der Schmerz um den Freund vernarbte nicht in der Seele der Glücklichen, die noch leben, und jetzt im Begriff stehen, in dem durch Herrscher und Unterthanen glücklichsten aller Länder, dem Großherzogthume Baden, sich anzusiedeln.

Theodor von Kobbe,

Reiseskizzen

aus

Belgien und Frankreich.

Reiſeſkizzen

aus

Belgien und Frankreich,

nebſt

einer Novelle:

„Der anonyme Brief“

von

Theodor von Kobbe.

Bremen,
bei Wilhelm Kaiſer.
1836.

Köl Univ-Bibl.
Berlin

Meinen

lieben Freunden

in Baden

freundlich und herzlich geweiht

und

vor Allen

den bekannten Zwölfen.

Vorwort.

Aufgefordert von meinen Freunden, über-
gebe ich dieſe, urſprünglich zu ihrer Un-
terhaltung beſtimmten Notizen, dem mich
fortwährend gütig beurtheilenden Publikum.
Vielleicht nützen ſie einſt dem Deutſchen,
der, wie ich, alle Recommendationen ver-
ſchmähend, nur auf kurze Zeit die geiſtige
Weltſtadt beſehen will. Uebrigens em-

pfehle ich einem Solchen ja das belehrende und geiſtreiche Album von Lewald, welches ich zwar erſt nach Abfaſſung dieſer Blätter geleſen, mit dem aber viele Reſultate meiner Erfahrungen, obgleich intereſſanter dargeſtellt, als die meinigen, übereinſtimmen.

Daß dich der vaterländ'ſche Geiſt begleite,
Wenn dich das ſchwanke Brett
Hinüberträgt auf jene linke Seite,
Wo deutſche Treu' vergeht.

Dieſen Vers des unſterblichen Deutſchen Schiller vor mir herſagend, ließ ich mich von der Schiffs-barke auf die linke Seite des Rheins, wo das linke Princip ſo linkiſch gehandhabt wird, nach Neuß ſchwingen. Ich hatte Düſſeldorf unmuthig verlaſſen. Denn zum zweiten Mal war ich um einen Lebenswunſch gekommen, die Bekanntſchaft des geiſtreichen Immermann, des größten drama-tiſchen Dichters unſerer Zeit zu gewinnen. Er war auf Reiſen, um, wie man mir ſagte, Mitglieder für die Düſſeldorfer Bühne, welche dieſer Genius,

nachdem er seine Rathsstelle aufgegeben, leitet, zu suchen. Wahrlich, es ist komisch, den Immermann um geringes Honorar an der Spitze eines unsicheren Privatunternehmens zu sehen, während Raupachs, des sonst braven Tragöden, unhumoristische Faseleien und Schellen-Geklingel, sechsactige Lustspiele, von der königlichen Intendanz in Berlin mit Gold aufgewogen werden! Doch wer kennt die geheimen Correspondenzen? Haben sich die Preußen doch erst vor einigen Jahren total gerechtfertigt, nicht Schuld daran gewesen zu seyn, wenn Schiller verhungert wäre. Vielleicht hat auch Immermann einen Ruf in die Spreestadt erhalten, vielleicht ist auch ihm unter rauschenden Theewasserfluthen rauschender Beyfall und klingendes Geld gesichert, er aber zieht unabhängiges Privatleben und Rheinwein jenen Lockungen vor. Man wird das Alles wol in Memoiren über ihn nach seinem Tode lesen, und das Warum, weshalb die Fürsten Deutschlands diesen unsterblichen Geist nicht zur Linken setz-

ten, wird vielleicht einzig durch sein: „Ich will nicht!“ erklärt werden. So verhoffe ich wenigstens als guter deutscher Unterthan und Verehrer großer Geister.

Wir waren keine Viertelstunde gefahren, als uns ein Wagen erreichte, und gar überholte. „Das sind Gerichtsherren,“ bemerkte der Conducteur, „die nach Neuhof fahren, um den Juden„sturm zu untersuchen. Es wird allgemein behaup„tet,“ setzte er hinzu, als ob er sich weder für noch gegen diese Ansicht erklären wollte, „daß die „Juden nach Ablauf einiger Jahre zu irgend einer „religiösen Ceremonie das Blut eines unschuldigen „Kindes bedürfen. Nun vermißt eine Mutter in „eben jenem Dorf ein Kind. Bekümmert sucht sie „es allenthalben, aber vergebens. Da vergallopirt „sich ihre Nachbarin, eine Judenfrau, und „räth ihr, das Kind einmal in den angrän„zenden, noch nicht abgemäheten Kornfeldern „zu suchen. Gesagt, gethan, und wirklich findet

„man das Kind ermordet und blutleer mitten im „Rocken. Die Sache iſt ruchbar geworden, und „die Neuhofer haben ſich gerächt, indem ſie allen „Juden die Häuſer und ihre Synagogen ſpolirt „haben.“

Gerechter Gott! dachte ich bey mir ſelbſt, kann ſo etwas noch 1834 paſſiren? Haben wir denn von unſern religionsloſen Zeiten nicht einmal den Vortheil der Toleranz. Kann Unterſchied der Dogmen noch wahnſinnige Feindſchaft wecken? O Ihr Fürſten! wenn begreift Ihr endlich, daß die Emancipation des unglücklichen, nur noch titulairen Volks Gottes das einzige Mittel iſt, ſolchem Scandal unſers Jahrhunderts zu wehren und ihnen die Scheu vor einer Handvoll Waſſer zu nehmen, das bis jetzt für ſie noch ein zu breites Meer war, um herüber zu ſchiffen, und chriſtliche Ehren und Jungfrauen zu holen? Aber die Zeit wird kommen, und iſt bey den ſich nähernden Geſinnungen der Hebräer und ihrer fürſtlichen Gönner nicht

ferne. Ehe zwanzig Jahre verfließen, wird das alttestamentarische Feuer, welches nur noch in den Augen des alten Bartjuden auf dem Steinweg in Hamburg spricht, erloschen seyn, die deistischen Templer werden ihre Gemeinde gegen gute Pfründen in die katholischen und protestantischen Hürden führen. Ja, nach funfzig Jahren wird ein nicht christlicher Mestize, ein Jude von reiner Abstammung, eben so selten seyn, wie ein Blattnarbiger, und das „De ingenio antiquorum Judaeorum eorumque indole," das Thema einer Primaner-Dissertation werden.

In Aachen erklärte mir ein Preußischer pensionirter Unteroffizier, welcher als Cicerone die Fremden umherführte, alle die schönen Bilder, welche in und vor dem Kaisersaale hingen, und begriff nicht, daß ich in seine artistischen Lobsprüche nicht einstimmte. Mein Grund war einfach; es war schon Dämmerung, ja, Dunkelheit eingetreten, und ich mußte die Beherzigung des Vortrags bis auf

den andern Morgen verſchieben. Mein Begleiter war an ſeine ſtereotypen Erklärungen ſo gewöhnt, daß er, trotz der dicken Dunkelheit, dieſe nicht gewahrte, und immer ſeine Interpretationen wie ein Exercitium abborgelte. Er erſchrak übrigens nicht wenig, als ich ihn auf die uns umgebende Finſterniß aufmerkſam machte. In der That erinnert dieſer brave Preuße an manche Aufklärer, die noch immer erklären wollen, während das obligate Licht ringsum verloſchen iſt, und war ein humoriſtiſcher Gegenſatz zu der Fledermaus, die ich am andern frühen Morgen auf Carl des Großen Grab umher flattern ſah, und die ſich lichtſcheu beym hereingebrochenen Tag an alle die alten ehrwürdigen Kirchenpfeiler ſtieß.

Auf der letzten Preußiſchen Douane fragte man uns nach unſern Päſſen. Mir fiel das auf, weil Staaten im Durchſchnitt mehr dabey intereſſirt ſind, daß der einpaſſirende, als der auspaſſirende Reiſende eine ſolche ſtaatsrechtliche Beglaubigung

der Menschheit besitzt, und vermuthete schon, daß man in dem an indirecten Abgaben so reichen Lande einen menschlichen Ausgangszoll bezahlen müsse. Allein ich hatte mich getäuscht, die Controlle war nur angeordnet, um zu sehen, ob die Polizey in Aachen ihre Schuldigkeit gethan. In der That wäre es wohl nicht übel, wenn an allen Gränzstellen eines Landes so die innern Qualificationen eines Reisenden untersucht würden; es würde weniger einfältige Reiseberichte geben, und jedes Land einen bessern Begriff von den fremden Nationen durch ihre Reisenden erhalten, womit es den unausstehlichen Staub der Nationaleitelkeit dämpfen könnte.

Unsere Reisegesellschaft bestand aus verschiedenen Elementen. Schnell gewann ich den liebenswürdigen Stadtdirector aus B., wie seinen stattlichen Begleiter lieb, denen ich, wenn sie zufällig diese Blätter lesen sollten, hiermit einen freundlichen Gruß zuwinken will. Trotz seiner Qualität als

Jurist und Geschäftsmann, fühlte sein Herz Alles, was edel und schön ist, und da das Gespräch bald einen uns Beiden theuren Freund berührte, wuchs die Bekanntschaft lawinenmäßig schnell. Es galt von unserm Gefühl (denn rücksichtlich anderer Verdienste stehe ich weit zurück) der mathematische Grundsatz: Zwey Größen, die einer dritten gleich sind, sind sich unter einander gleich. — Diesen Satz habe ich in Bezug auf Männerfreundschaft oft erprobt; wenn man ihn zwar auf Mann und Weib anwenden will, gehen die weiblichen Größen oft in die Brüche. Ein Paar zog unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich. Ein schwarz gekleideter Herr mit einer Glatze und einem höchst trübseligen Aeußern, der in einem Buche mit schwarzem Einbande und Goldschnitt sehr eifrig mit sich bewegenden Lippen unhörbar las, saß neben einer Dame, die mit dem Ausdruck der größten Indifferenz, als ob wir lauter vacua wären, uns anblickte. Ein Ausruf über die Havannahmäßige

Hitze und der Zusatz: daß es nie so erschrecklich heiß in England sey, belehrte mich über ihre Nation, mein Schicksal aber, das mich auf meiner ganzen Reise mit Mystikern aus der Gegend von Elberfeld zusammengeführt hatte, ließ mich mit meiner übrigen Reisegesellschaft einen Quäcker oder Methodisten vermuthen. Allein ich wurde bald enttäuscht. Das Gespräch mit der Dame verkündete mir, daß ihr Gemahl ein Englischer Arzt sey, der die Beschreibung der Gegenden und Städte studire, welche wir eben durchreis'ten. Er hätte freilich, da er nicht aufblickte, diese theoretische topographische Ausbildung in seinem Hause wahrnehmen können, da er von seiner Reise auf diese Weise keine andern Vortheile zog, als die, welche die Bewegung des Fahrens ihm darbot. Allein das ist ächt Englisch, ich sah im Jahre 1818 auf diese Weise vier Herren mit vier Damen in zwey verschiedenen Wagen den Neckar entlang in das himmlisch gelegene Heidelberg fahren. Die Eng-

länder ſind ſcheinheilig gegen die Natur, es genügt ihnen der Gedanke, in ihren Tempeln geweſen zu ſeyn, ohne dort dankbar zu Gott hinaufgeblickt zu haben, um ihr Gewiſſen als Wanderer durch die Welt zu beruhigen.

Ein intereſſantes Mitglied unſerer Reiſegeſellſchaft war ein Holländer, der nach Brüſſel reiſte, und, da der kurze Weg von Rotterdamm dorthin mit Kanonen vernagelt iſt, ſeinen Umweg über die preußiſchen Rheinlande nehmen mußte. So fatal es iſt, in Holland von dem belgiſchen Feldzug und von dem holländiſchen Muth in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und nichts als von dieſem fortwährend reden zu hören, einen ſo intereſſanten Genuß gewährt im Auslande der Anblick eines Mannes aus einer Nation, die, an ſich phlegmatiſch, in politicis jetzt eine choleriſche Natur angenommen hat, die oft alle Dämme der Klugheit und Beſonnenheit wie ein Deichbruch über den Haufen wirft. Denn während er uns

im Postwagen den Rath gab: in Belgien, wo man keinem Menschen trauen dürfe, gewaltig mit unsern Reden auf der Hut zu seyn, erzählte er so viele böse Dinge von diesem abgerissenen Gliede Hollands, daß, wenn die uns begleitende Reisegesellschaft, unter denen selbst Belgier waren, wirklich so boshaft gesinnt gewesen wäre, ihm wahrscheinlich ein sehr festes oder sehr offenes Quartier in Brüssel zu Theil geworden wäre.

Interessant war übrigens seine Bestürzung, sein Angstschweiß, seine Verlegenheit, jemehr wir uns dem ersten belgischen Zollhause näherten. Ich gerieth auf die nahe liegende Idee, daß **myn heer** irgend eine Einschwärzung von Zollsachen oder Briefen beabsichtige, und bemerkte ihm leise, daß, wenn Sothanes wirklich von ihm beabsichtigt würde, er es in der Verstellungskunst noch nicht weit gebracht habe, und sicherlich seinen Nationalfeinden wegen seiner Verlegenheit nicht entgehen werde. Aber kopfschüttelnd versetzte er mit tiefster Betrüb-

niß: „Es ſind nicht irdiſche Güter, mein Herr, „welche mir dieſen Schmerz erpreſſen. Es iſt das „Seelenheil eines Freundes, das mich bekümmert. „Der Chef der Douane, welche vor uns liegt, ein „geborner Brüſſeler, war früher bey uns in Hol„land angeſtellt, und mein liebſter Freund. Die „Revolution hat uns auf ewig getrennt, ich wollte „ihn beym Abſchied nicht ſehen, und er iſt zu ſei„nen nobeln Landsleuten zurückgekehrt, der einzige „Belgier, den ich liebte, und der nicht werth war, „es zu ſeyn. O, warum kehrte er zurück! „ich hätte ihm den fünften Theil meiner Einnahme „gegeben, wenn er den belgiſchen Dienſt verſchmäht „hätte.“

Unter ſolchen Klagen fuhren wir auf den Zollhof. Aber kaum hatte ich mich dort ein wenig umgeſehen, als ich den belgiſchen Zollbeamten wie den ihm feindſeligen holländiſchen Bürgermeiſter in der zärtlichſten Umarmung, die der Politik beider Länder übrigens ſo angemeſſen war, erblickte. Wie

auf dem Kirchhof erstandene Leichen blickten sie sich eben vorher an, bemerkte mir einer unserer Passagiere, dann entstürzten Thränen den Augen, und eine Umarmung besiegelte die gegenseitige Amnestie. Selbst als ich die Freunde zu bemerken anfing, riefen sie noch, und vor allen Dingen der Holländer, nur die Worte: „Rien de la politique, rien „de la politique!“ Es dauerte lange, ehe Beyde vor lauter Nichtpolitik zu einer anderen Anrede gelangen konnten.

Belgien ist ein schöner Garten, fast so schön, wie das Großherzogthum Baden. Den Producten des Bodens, den kräftigen Bäumen und üppigen Getreidesorten, den schönen Pferden, stehen als künstlichen Erzeugnissen, selbst auf dem Lande, die Häuser nicht nach. Das Material ist massiv und brillant, jedes Bauerhaus würde bey uns den Charakter eines Landschlosses haben, kurz, Alles hat mir dort gefallen bis auf die Menschen, die als travestirte Franzosen beschmutzt von Bigotterie,

unwiſſend und aufgeblaſen, geitzig und mißtrauiſch, zwar im Herzen ihre Trennung vom König Wilhelm verwünſchen, aber doch nur zu geneigt ſind, jedem Holländer ein klingendes Fenſterconcert zu veranſtalten. So iſt mir auf meinem kurzen Durchflug das Volk vorgekommen, deſſen platte franzöſiſche Ausſprache mir einen unleidlichen Ohrenzwang anthat.

Widerlich iſt es, auf jeder Station, vor jedem Poſthauſe die entſetzliche Menge Bettler zu ſehen, die den Reiſenden gemeinſchaftlich mit den Fliegen im Sommer anfallen. Woher ſo viel Verunſtaltete in dem ſchön gewachſenen Lande kommen, ſo daß man jedes Gaſthaus ein „caffé des aveugles“ nennen könnte, iſt mir unbegreiflich. Wahrſcheinlich hat der Teufel, welcher jetzt ſo wenig Geſchäfte in der Welt macht, ſich nach Belgien begeben, und dort ſo viele Beſeſſene creirt, die Geiſtlichkeit aber verhütet den Exorcismus, um den alten hierarchiſchen Reſpect ſich zu erhalten, und

noch mehr zu begründen. Beyde werden sonach wider Willen compagnons. Aber auch auf unbewohnten Landstraßen dauert diese Bettelei fort. „Vive Napoleon! vive l'Empereur de l'Autriche! „vive le Roi de Prusse, vivent les Anglois! „Oh Monsieur le Baron Votre Excellence, „donnez-moi un sou!“ sind Phrasen, die in ewig gleicher Abwechselung wie die Stückchen einer Spieluhr an die Ohren fluthen, welche nicht selten gar von der Marseillaise mit herzzerbrechenden jungen Jacobinertönen begleitet werden. — Tirlemont ist eine gar liebliche Stadt, die Wirthshäuser sind mittelmäßig in Belgien, und eben so das, was in ihnen verabreicht wird. Man sieht wenig hübsche weibliche Gesichter.

In Louvain, Löwen, empfing uns eine gefüllte ungeheuere Kaffeekanne, aber von allen Passagieren war ich der einzige, der sich von dem mir sonst verhaßten Getränk, aus Mitleiden gegen die trübselige Wirthin, die noch dazu durch die Ankunft

der Post um ihren Morgenschlaf gekommen war, einschenken ließ. — „Man kann sich doch auf „nichts mehr verlassen, am Ende bringt die deutsche „Post auch noch deutsche Damen, die keinen Kaffee „trinken," bemerkte sie bitter; ich aber versicherte ihr begütigend, daß sie so etwas von meinen schönen Landsmänninnen nie zu fürchten habe, und solche Barbarey nur von den deutschen Tag- und Nachtschwärmern aus den Bier- und Weinlanden zu erleben sey. — Lachen mußte ich, als wir bey der Morgendämmerung die Stadt verließen, und unter den Inschriften auf den schlafenden Häusern die renommistische Ankündigung:

„Remy, coiffeur de l'academie française royale à Paris"

las. Die Ehre, einmal eine Tänzerin von der französischen Oper frisirt zu haben, hatte ihm den unverlöschbaren Charakter eines „Friseurs der französischen Oper" ertheilt.

Es war Mittags, als wir an dem Löwener

Thor der wunderschönen Stadt Brüssel hielten. Hier wurden uns gegen eine Interimskarte die Pässe mit der Weisung abgenommen, daß wir solche auf dem Stadthause abholen könnten. Die Stadt ist brillant gebaut, die schönste, die ich gesehen; aber wenn man die hôtels, die Einwohner, ihre Sitten und Denkweise näher prüft, ihre schmutzigen Kaffeehäuser besucht, da erscheint Einem Brüssel wie der Bediente eines vornehmen Staatsmannes, der sich in die ungetragenen Festkleider seines Prunk liebenden Herrn gesteckt hat, und gegen Leute, denen er es bieten zu können glaubt, den Minister spielt. Brüssel heißt, wie gesagt, dieser Johann, sein Herr aber heißt Paris.

Der erste Mensch, der mir begegnete, war, wunderbar genug, der Einzige, den ich in der großen Stadt von einer vorjährigen Reise auf dem Rheindampfschiffe her kannte. Er war ein angesehener Kaufmann, etwas forcirter Pariser, sonst so gebildet und so artig, wie man Jemanden

während eines kurzen Aufenthalts in einer großen Stadt braucht. Er war bemüht, da er mich als Schriftsteller kannte, seinen Geburtsort im besten Lichte zu zeigen. Zu den Sehenswürdigkeiten, die er mir wies, rechnete er aber auch die bey der letzten Pöbelapotheose demolirten holländischen Häuser.

Die Idee, welche ich mit meinen guten Engländern gefaßt hatte, auf den Ruhmgefilden Wellingtons zu diniren, verquirlte durch eine Einladung meines Brüsseler Bekannten, einem Pferderennen, das jenseits des Lustschlosses Laken auf einer weiten Ebene gegeben wurde, beyzuwohnen.

Wir ließen uns längs eines Canals auf einem mit Menschen erfüllten Schiffe von Pferden nach dem Orte des Vergnügens ziehen. Die Fortschaffung geschah ungeschickt, mehrere Male rissen Stricke, und es stürzten Menschen und Vieh dadurch ins Wasser, die ich übrigens bey der unerhörten, fast tropischen Hitze um diese Kühlung beneidete. — Nun gab mir mein Begleiter als

Eintrittskarte eine kupferne Platte, worauf das Symbol der Schnelligkeit, ein Hirsch, abgebildet war, die ich, um zu dem Gerüst zu gelangen, welches, der königlichen Loge gegenüber, die Actionäre zur Beförderung christlicher patriotischer belgischer Wettrenner trägt, vorzeigen mußte. Dieses Zeichen wurde mir bald darauf durch einen Dritten wieder abgeholt, der meinen mir gleich darauf folgenden Cicerone zurückbrachte, und that hernach noch mehrere Male dieselben Dienste.

Pferderennen hat nur Reiz für solche Leute, welche auch Pferdeverstand besitzen. Das Menschliche davon, in soweit es in den Reitern besteht, gewährte mir wenig Interessantes. Die Jockey's sehen aus, als wenn sie lange zu Mumien gepackt, oder eine Zeitlang mit Westphälischen Schinken in dem Rauchfange gastirt hätten. Sie werden überhaupt, obgleich sie im Fall der übermäßigen Leichtigkeit zur Ausgleichung mit ihren Mitkämpfern sich mit Gewichten beschweren müssen, so stockfisch-

mäßig dürr, wie möglich, gesucht. Wie anders als diese vertrockneten Früchte der Menschheit mögen sich die kräftigen und blühenden Singulateren im circus maximus ausgenommen haben!

Die Pferde eines Grafen v. Beaulieu und die des französischen Legationssecretairs Casimir Perier gewannen die Preise, welche die Königin manu propria den Siegern überreichte. Madame Perier saß unfern der Königin, ich glaube, Beyde sprachen von Paris. Der König ist ein hübscher, etwas finster aussehender Mann, und mag wegen seiner Aussichten auch Ursache dazu haben; seine Gemahlin soll ein französisches und ein belgisches Gesicht haben, wie mir später eine Pariserin versicherte, und soll das erste rayonnant de joie seyn. Aber auch das letzte ist in der That recht hübsch und hinlänglich, um die meisten Brüsseler Schönheiten zu verdunkeln, unter denen ich wenig liebreizende Gesichter fand, obgleich Alle bey diesem Pferderennen wie im Caracou auf dem Sklaven-

markte auf erhöheten Plätzen der Reihe nach zur Schau standen.

Am Abend war Theater im Schauspielhause des Parks. Im Parterre war es ziemlich leer, in den Logen hatten sich einige Engländer wie betrunkene Soldaten in einer Wachstube der Länge nach auf den Sitzen hingeschlängelt. Es wurden zwey Vaudevilles gegeben, die Vorstellung ging nur mittelmäßig und stand der schlechtesten, die ich in Paris sah, so wie denen der Berliner Französischen Schauspielercolonie nach.

Travailler pour le roi de Prusse ist ein bekanntes Sprichwort, wodurch man die Phrase, sich vergeblich abmühen, umsonst arbeiten, ausdrücken will, und sagt dies der Franzose täglich, ohne an den Nebensinn zu denken. Nun wurde aber an dem Abende „**le roi et le comédien**“ gespielt, ein Stück, welches auch im Deutschen unter einem anderen Namen gegeben wird und Friedrich den Großen darstellt, wie er durch List eines ihn copi-

renden Schauspielers vor Oestreichischer Gefangenschaft bewahrt wird. Alles dreht sich um die Rettung des großen Königs der in Brüssel verhaßten Preußen. Begreiflicher Weise wurden daher die letzten doppelsinnigen Worte des Acteurs

Nous avons tous, sans le vouloir
Travaillé pour le roi de Prusse,

mit dem entschiedensten Jubel aufgenommen.

Als ich am andern Morgen Brüssel mit meinem Engländer verlassen wollte, und mich auf dem Posthofe eingefunden hatte, bemerkte ich einen Herrn mit einer Dame, wovon die letzte reisefertig, jedoch von einem abscheulichen Mops begleitet war. Die Worte eines berühmten unsinnigen Turnlehrers: „der Mensch soll sich nicht ohne Noth mit dem „Thier gemein machen," wodurch er freylich das Reiten verpönen wollte, habe ich immer gern in Diligencen auf Hunde angewendet. Ich befragte mich daher bey dem Conducteur, dem ich, wie ge-

wöhnlich ſein Trinkgeld praenumerando gezahlt hatte, ob eine ſolche thieriſche Begleitung zuläſſig ſey, welches er ſofort verneinte, und zu verhindern verſprach. Aber ich hatte mich als Deutſcher verrechnet, denn kaum hatte die Dame Platz im Wagen genommen, als ſie, die Pariſerin, den galanten Landsmann bat, ihren Hund, der unter dem Wagen knurrte, zu ergreifen und ihr zu reichen. Und wie ein Unbedingter, ein Jeſuit, ein Panteffelträger, folgte er dem Befehle, indem er achſelzuckend mir zuraunte: „Mein Herr, die Dame „iſt eine Pariſerin; wenn ſie noch eine Brüſſele„rin oder Deutſche geweſen wäre; aber ſie iſt eine „Pariſerin, und wer kann einer Pariſerin etwas „abſchlagen?“ Was ſollte ich thun? Ich nahm den mir angewieſenen Platz, die heitere Laune der jungen Dame ließ mich auch bald meinen unzarten Plan vergeſſen; ja, ſie franzöſirte mich ſo bald, daß ich ſchon auf der dritten Station zur großen Ergötzlichkeit des Conducteurs den garſtigen Köter

fütterte, der übrigens aus Dankbarkeit auf der vierten Station davon lief, welches meiner schönen Begleiterin eine eben nicht deutsche Ohnmacht, denn sie dauerte nur drey Viertel Minuten, kostete.

Nach der französischen Seite hin gilt von Belgien dasselbe, was ich von der anderen Weltgegend referirte. Zwischen Mons und Valenciennes erreichten wir endlich die französische Douane, schon von der belgischen von einem flinken hübschen Burschen im vollen Trabe begleitet, über den die Engländerin sich sogleich bestimmt dahin aussprach, daß dies ein verkleidetes Frauenzimmer sey. Sie hatte Recht. Es war eine Wahnsinnige, die beständig die Reisenden zwischen beyden Zollstätten escortirt, und ihnen, als ob sie ein Zollofficiant sey, beym Herunternehmen der Effecten vom Wagen und Oeffnen derselben behülflich ist. Dabey redet sie nur mit Herren, denen sie der Reihe nach beim ersten Erscheinen starr in die Augen blickt, als ob sie im Zweifel sey, einen alten Bekannten zu fin-

den, dann aber wird ihr Blick plötzlich wehmüthig, als ob er sagen wolle: Du bist es nicht, aber welche Aehnlichkeit hast Du mit meinem Geliebten! Die Arme soll die Braut eines Contrebandiers gewesen seyn, der auf dem Wege zwischen beyden Zollhäusern durch ein scheues Pferd verunglückt ist. Wie die Juden den Messias, erwartet das arme Mädchen noch immer den längst der Erde übergebenen Bräutigam, den sie vergebens in jedem Reisenden wiederzusehen hofft. Die Postofficianten aber dulden sie, weil der Wahnsinn jeden Eigennutz in ihr getödtet hat, und weil sie pünktlich ihre Geschäfte wahrnimmt.

Nicht so galant, wie unser Conducteur, benahmen sich übrigens die Zöllner gegen unsere Begleiterin. Denn als diese die Frage, ob sie etwas zu declariren habe, verneint hatte, jene nun doch ihre Effecten durchsuchten, und ein halbes Pfund Wolle zum Sticken fanden, erklärten sie dieselbe für Contrebande. Vergebens betheuerte die Dame, daß sie

die Wolle erweislich aus Paris mitgenommen habe, um davon eine Arbeit in Brüssel zu fertigen, woran sie verhindert sey. Die Franzosen waren au desespoir, einer so liebenswürdigen Dame solch ein Herzeleid zuzufügen; allein sie behielten die Wolle. Ueberhaupt wie die Runkelrübe den Zucker, vertritt bey dem Franzosen die Höflichkeit das Geben.

Bei Mons lag, wie der Hase im Kohl, die belgische Soldateske im Grünen. Wir flohen an dem unbelebten Lager vorbei und durch die starke Festung dem französischen Gebiete zu. In demselben Maaße, wie die todte Natur reizlos zu zu werden anfing, begann sich die geistige zu heben. Wie die frische Nordsee auf die sumpfigen Marschen ihre belebende Seeluft hinströmt, so fanden wir schon im ersten französischen Dorfe, das, wenn ich nicht irre, „Bonin" heißt, den Hauch der so beliebten und allerdings höchst liebenswürdigen gaieté françoise. Alt und jung war zum

Spiel und namentlich zum „jeu aux quilles“ ver-
eint. Die Kugeln waren groß, die Kegel, welche
sehr entfernt von einander standen, ungemein klein,
das Ganze erinnerte lebhaft an das holsteinische
Kaakspiel. Lustige Weisen und eine Flöte ertön-
ten dazwischen. Schade! daß die hübschen Bauer-
mädchen noch keine Toilette gemacht hatten, oder
daß zu derselben ein Tuch gehört, das um den
ganzen Kopf, wie es bei uns wol von haarlosen
Reisenden, die ihre Nachtmützen vergessen haben,
geschieht, gewickelt war. Wer kann sich bei einem
solchen Anblicke, der sich mir fast in ganz Frank-
reich wiederholte, wol ein so niedliches Landmäd-
chen denken, wie sie die graziöse Feder der franzö-
sischen Dichter schildert? Nein! unsere Bauer-
dirnen würden selbst beim jetzt consularen Jupiter
den Preis errungen haben, zumal da sie sich im
Ganzen mehr als die Französinnen an das Pro-
fessor Oertelsche ci - devant Aristotelische System,
daß Wasser das Beste auf Erden sey, halten.

Nur das Französische sprechen jene, wenn auch gewöhnlich schlecht, im Allgemeinen besser als die unsrigen, und das ist für manchen täppischen deutschen Reisenden genug, um seine hübschen reinlicheren Landsmänninnen zu verachten, und ihnen sogar häßliche Französinnen vorzuziehen. In Valenciennes verkündeten die drapeaux tricolores, welche größtentheils nur über den Thüren der Staatsgebäude und der Staatsdiener flatterten, den ersten der Julitage. Alt und Jung, Pöbel und Vornehme standen auf dem Markte, um dem Volksvergnügen zuzusehen, die unter lautem Jubel genossen wurden. Vor allen Dingen erregte der Versuch, eine mit Seife beschmierte abgerundete Stange, die die Form eines Mastbaums hatte, zu erklimmen, um dort sich irgend eine genießbare Siegespalme, ich glaube, ein Bündel Blutwürste, zu holen, ein allgemeines Gelächter, einen olympischen Julienthusiasmus.

Ich mußte auf die Polizei, und meinen Paß

trotz dem, daß der französische Gesandte ihn mit einem „bon pour traverser la France“ bezeichnet hatte, abgeben, und erhielt gegen Aushändigung von zwey Franken einen provisorischen Paß, den man später bey meiner Abreise in Paris gegen meinen vaterländischen wieder vertauschte. Dabei wird der Fremde gezwungen, seinen deutschen Paß gegen Erlegung von zehn Franken vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten visiren zu lassen. Es ist eine traurige Eulenspiegeley, den Minister des Auswärtigen auf diese Weise von den Auswärtigen besolden zu lassen, und entgehen viele Fremde derselben nur dadurch, daß sie rundaus erklären, daß es ihnen an Gelde mangele. Unser Conducteur erklärte uns, daß, wenn wir gerne am zweiten Julitage zeitig in Paris zur großen Parade anlangen wollten, er durch einige Trinkgelder im Stande seyn würde, jedem Pferde die Kraft von vier Rossen zu verleihen, ja, er verpflichtete sich, anstatt um acht Uhr Abends, uns Mittags 12

Uhr in Paris zu liefern. Die Passagiere im Toupet, wie im Interieur, versprachen fünf Franken, die von der Rotunde drey, und in der That, wir durchflogen mehrere Stationen die Straßen mit Blitzesschnelle. Der Engländer aber hatte ausbedungen, daß, wenn wir ein Viertel auf Eins in Paris ankämen, er nicht nöthig habe, einen Dreier zu bezahlen.

Aber nach wenigen Stationen änderte sich die Scene. Vor dem Thore irgend einer kleinen Stadt stieg eine Dame auf, die mit ihrem Manne, einem alten pensionirten Offiziere, nach Paris fuhr. Ob doloser oder culposer Weise, ich weiß es nicht, hatte der Conducteur, der zur Aufnahme von Reisenden in seine leeren Plätze auf jeder Stelle der Route berechtigt ist, es unterlassen, den Namen der Aufgenommenen in sein Journal einzutragen, wofür ihn die Post-Nemesis zwanzig Schritte später ereilte. Ein junger Mann sprengte auf unsern Wagen los und rief dem erblassenden Conducteur

ein „halte! arrête!“ zu. Es war der Inſpecteur der Meſſagerie von Paris, der wie ein diabolus ex machina das Journal verlangte und nach befundener Unrichtigkeit dem ſündigen, dienenden Poſtbruder, den Dämon des Brutus traveſtirend, zurief: „In Paris werden wir uns wiederſehn.“ Es war übrigens ein in der That komiſcher Zufall, daß der Inſpecteur ganz das Bourbonſche, der Conducteur aber ganz das Napoleonſche Geſicht hatte, womit ich ihn als mit einem empfehlenden Aushängungsſchilde, falls er ja ſeine Stelle verliere, tröſtete.

Indeſſen ſchien dieſe Bemerkung nicht hinlängliche Wirkung zu thun. Der nachgemachte Napoleon fing an zu weinen, und ſagte, er wolle Gott bitten, daß er ihn mit einer Geldſtrafe von funfzig Fünffrankenſtücken und einem Verluſt von vier Reiſen 'frei kommen laſſe. Ich verſprach ihm, in Paris zu bezeugen, daß die Dame erſt eben vor der Pariſer Bourbonſchen Erſcheinung in den Wa-

gen gestiegen sey. Er notirte sich meinen Namen und später in Paris meine Wohnung. Aber ich habe ihn nicht wieder gesehen, was ich wie ein böses omen betrachte. Wenn Zeugen in Processen nicht mehr helfen, dann sieht es schlimm aus.

Dieses Abentheuer hatte indessen eine Zögerung herbeigeführt. Dazu kam, daß die Posthalter unsere Ankunft nicht immer erwartet und ihre Pferde nicht allezeit bey der Hand hatten, kurz, wir kamen erst am andern Abend acht Uhr in Paris an, nachdem dem Conducteur das Schnellfahren aufgekündigt war. Hätte ich nicht einmal zufällig **Rule Britannia** für mich hingebrummt, ich hätte schwerlich den Insulaner bewogen, so viel zu opfern, um den ohnehin auf dieser Reise sehr betrübten Conducteur für seine Trinkgelderauslagen zu entschädigen.

Es war, wenn ich nicht irre, in S. Quentin, als eine Demoiselle aus Mons, die unsere Ohren durch ihren abscheulichen Dialekt auf das Empfind-

lichſte verletzt hatte, einer andern Dame aus der großen Welt Platz machte. Madam nahte indeſſen nicht allein, denn ſie hatte kaum Platz genommen, als ihr eine Menge pipſender Schooßkinder, ein Korb, gefüllt mit jungen Küchlein, folgte, die ſie mit Mutterliebe betrachtete, dann das Geräuſch der liebenswürdigen Kleinen und ihre Liebhaberei, trotz ihrer Großjährigkeit als „enfantillage“ entſchuldigte, und mit großer Geſchwätzigkeit erzählte, ſie habe die himmliſchen Thiere von einer alten Gräfin aus der guten Geſellſchaft, die auf dem Lande wohne, erhalten, und beabſichtige, ſolche mit nach Compiegne zu nehmen, um ſie dort der Marquiſe „Brellac“ oder „Brennac,“ die auch viel Sinn für Hühner, noch mehr aber für junge Puter habe, zu bringen. — Durch die Hundegeſchichte bereits für franzöſiſche Poſtwagen erzogen und durch dieſe neue Liebhaberei amüſirt, ſtimmte ich der Dame bey, die, neu angefeuert durch meine Rede, förmliche Hühnerhymnen anſtimmte, und am Schluß

der einen mir ſogar einen Hahn mit ſchwarzen Flügeln in Compiegne verſprach, woran ſie jedoch beym Scheiden nicht mehr gedachte und von mir auch nicht erinnert wurde. Madam zeigte ſich übrigens ganz als Carliſtin, und gerieth dadurch mit unſerer Pariſerin, welche, wie alle gens de commerce in Frankreich für die Erhaltung der factiſch beſtehenden Dynaſtie war, in einen für mich ſehr ergötzlichen Wortſtreit. Sie erzählte, daß ſie heute (am 2. Julitage) auch zum Ball vom Präfecten eingeladen ſey, daß ſie es aber nicht über das Herz bringen könne, an einem Tage zu tanzen, an welchem das Blut der beſten Franzoſen vergebens gefloſſen und der edelſte Menſch, den Frankreich beſitze, in ewige Gefangenſchaft gerathen ſey. Ihr Held war Niemand anders als der Fürſt Polignac, von dem ſie behauptete, daß er der größte Diplomat, Sprachkenner und Juriſt ſey. Bey dieſen Worten fing ſie an, leiſe zu beten, denn wir fuhren dem Schloſſe Ham vorbei, wo

die von ihr als Märtyrer geschilderten Staatsgefangenen das Leben in Einsamkeit vertrauern. Die Wohlthätigkeit und Liebenswürdigkeit der Fürstin Polignac wurde übrigens in der ganzen Umgegend, wie von der ganzen Reisegesellschaft gepriesen.

Von den französischen Städten ist wenig zu erzählen, die sehen sich alle gleich wie Soldaten in derselben Uniform, deren Modell sich „Paris" nennt. Mag diese Centralisation den Franzosen eine große politische Kraft verleihen, das Land wird ohne Zweifel auch um unendlich viel langweiliger und der Pariser um so viel aufgeblasener dadurch. Nein, ich lobe mir Deutschland mit der Vielseitigkeit seiner kleinen Residenzen.

Es war gegen acht Uhr Abends, als wir die Vorstädte von Paris berührten. Hatte ich mir schon eine viel glänzendere Umgebung der Weltstadt versprochen, so erschrak ich noch mehr über diese wüsten verfallenen eselgrauen faubourgs, in denen sich nur wenig verkümmerte und entsetz-

lich schmutzige Arbeiter zeigten. Aber bald ward dieser Anblick besser, sowohl in Bezug auf Mensch wie auf Stein. Der erste schien den letzteren zu beleben, die rege Geschäftigkeit entfaltete sich immer mehr vor meinen Augen, und Geist und Körper erfaßte eine Art Schwindel, der mich während meines ganzen Aufenthaltes in Paris nicht verlassen hat.

Der ungemein große Platz, wo die Post anhielt, war von kommenden und gehenden Menschen erfüllt. Schwarze Tafeln, die an jeder Ecke angeschlagen sind, belehren dort über die Course, welche nach allen Gegenden Frankreichs und zwar täglich verfolgt werden. Den Abreisenden werden gedruckte Beschreibungen nebst einer Specialcharte der Gegend, die sie durchreisen wollen, für wenige Sous aufgedrungen. Eine Menge Lohndiener, „Commissionaire" genannt, erbieten sich den Ankommenden zu allen möglichen Diensten, vorzüglich zur Führung in ein gutes und billiges Hôtel. Auffallend

lächerlich sind unter diesen zwei Juden, die nothwendig Jeden unwillkührlich an den verstorbenen Goliath, wie an den seligen David erinnern, und die beide nur das Ziel zu haben scheinen, alle Fremde in das hôtel de Portugal zu lootsen. Obgleich ich den Unausweichbaren, mit den mir unbedingt folgenden Engländern nachzugehen schien, so benutzte ich doch nur, wie ein transportirter Delinquent den Augenblick, in welchem ich entwischen konnte, um mit meinen Reisegefährten in das eben vor dem Portugiesischen befindliche hôtel d'Angleterre, rue du Mail, zu schlüpfen. Als ich bald nachher dem von den beiden Juden angewiesenen Gasthof vorbeiging, hatte ich große Lust, den Besitzer vor seinen schädlichen Freunden zu warnen, denn solche Gauner- oder wenigstens Polizei-Physiognomien wirken gewiß mehr ableitend als anziehend für Gasthöfe.

Die etwas asthmatische Dame des Hauses führte uns sehr gesprächig mit ihrem großen Schlüssel-

bunde Trepp auf, Trepp ab in alle unbeſetzte Zimmer. Ich erhielt im zweiten Stocke den mit gutem ſeidenem Stoff möblirten Salon für vier und zwanzig Franken die Woche, eine eben nicht theure Zimmermiethe, und habe ich Urſache gefunden, dieſes Haus allen meinen Landsleuten zu empfehlen. Beſonders wohlgefällig war mir die große Sorgfalt, mit welcher dieſe braven Bürgerleute ihre Kinder zur Häuslichkeit, zum Fleiße, zur Sparſamkeit und zur Ordnung erziehen, was freilich unter dieſer Claſſe überhaupt eine Pariſer Tugend iſt. Ich konnte meinem Drange, ehe ich nach ſieben ſchlafloſen Nächten auszuruhen verſuchte, nicht widerſtehen, ich mußte zuvor das Palais royal ſehen, wohin mich mein Wirth geleitete. Aber plötzlich wogte eine Menſchenmenge auf uns los. Wildes Geſchrei ward von Flinten- und Piſtolenſchüſſen begleitet, ich kam mir in meiner Müdigkeit vor, wie jener brave Deutſche in dem Schlafrocke, der, von der Menſchenmenge gezogen,

eine Gastrolle in der Julirevolution geben mußte.
„Was bedeutet das?“ fragte ich meinen Cicerone.
„Man feiert die Julitage, diese Freude ist aber
„erkauft,“ murmelte er vor sich hin, „das Volk
„hat für Jahrestage zu Ehren großer Begeben-
„heiten (anniversaires), überhaupt zu wenig Sinn.
„So etwas verjährt in Frankreich in zwei Jahren.“
(Thibaut, gieb Acht für die neue Ausgabe Deiner Pandecten, aber schreibe Du darüber, schnellbefeder-ter Mittermayer! Das ist eine neue Extinctiv-verjährung.) Wir gingen durch die gallerie und rue Vivienne in das Palais royal. Es mochte zehn Uhr Abends seyn, als wir dort anlangten. Welch ein Gedränge, welch ein Leben! Ueberhaupt, man mag sagen, was man will, nichts imponirt in Paris mehr, als die Menschenmenge in den belebten Gegenden der Stadt. Das berauscht in den ersten Tagen, und influirt sogar auf die Träume. Es hat auf mich vier und zwanzig Stunden wie auf einen Bauerknaben, der zum ersten Mal die

Stadt sieht, gewirkt, obgleich ich noch am Abend meinen Begleiter entließ, und allein, wie eine junge Dame auf jungem Eise, im Palais royal wag-halsig herumglitschte.

Als die Neugierde dem Bedürfnisse der Natur, der Müdigkeit, Platz machte, und ich dem ersten mir Begegnenden die Frage stellte, wie ich zur rue du Mail gelangen könne, erhielt ich die aus-führlichste Antwort. Darin sind die Franzosen wirklich unvergleichlich höflich und gewandt, und nach dem Spektakel der Menschenmenge bleibt es mir immer das zweite Wunder, wie schnell ein jeder Pariser, fast möchte ich sagen: „wie aus dem Pistole geschossen," eine solche Anfrage be-antwortete. Sie wird mit einer Sicherheit, wie ein gut erzogener Candidat, der Monate lang auf diese Examensfrage studirt hat, repliciren würde, beseitigt. „Die zweite rechts, dann die erste links, „die dritte rechts, und Sie sind da," lautet der Bescheid. — Ist das französische Nüchtern-

und Besonnenheit oder Pariser Egoismus? möchte man hier fragen. Will man übrigens einen so antwortenden Pariser durch Höflichkeit echauffiren, so begleitet er einen bis an das angegebene Haus.

Ich sage, auch auf die Träume wirkt der Pariser Lärmen. Mir, einem deutschen Residenzler, träumte in der Nacht, durch das starke Kutschengerassel verleitet, daß in meinem Wohnorte ein großer Hofball beendet sey.

Meine Kleider waren auf der Reise etwas „kripé," zerkrämpelt. Der mit dem Aufbügeln derselben beauftragte Schneider forderte für diese Restauration fünf Franken. Keine Remonstration nützte, bis ich ihm erklärte, daß ich seine Prellerei in einem Journal bekannt machen wolle. Das half, und ich habe ihn nachher eben so billig, wie unsere Schneider, die unter dem Preßbügel leben, gefunden. Ueberhaupt rathe ich Jedem, der nach Paris reist, sich für einen Schriftsteller bei Wirthen und dergleichen auszugeben. Solche Autoren

werden menigſtens dort, wie Irrlichter auf dem Brocken, reſpectirt, und es wird jeder meiner Schüler eine neue Anſicht von den Vortheilen der ſo oft angegriffenen Preßfreiheit in liberalen Landen gewinnen.

Der politiſche Zuſtand Frankreichs ſcheint mir keineswegs beunruhigend für den europäiſchen Frieden. Die Anſichten mehrerer angeſehenen deutſchen Diplomaten, die ich bei meiner Rückkehr ſprach, daß von der lebhaften franzöſiſchen Blutcirculation zu fürchten ſey, theile ich nicht. Die Franzoſen lieben zwar ihren König nicht, deteſtiren ihn, aber auch nur in Straßburg; ſie ſagen zwar, daß er nie den Julizweck, nie den wahren Vortheil der Nation vor Augen gehabt, ſondern daß er lediglich für ſich und ſeine Nachkommenſchaft geſtrebt habe, daß er bey den Alliirten auf Kündigung ſtehe, ohne als König beſtallt zu ſeyn, allein, fügen ſie hinzu, „er iſt geſcheut und will den Frieden, der „auch in ſeinem Intereſſe liegt. Und das iſt das

„Beste, was wir erwählen, wir sind passabel
„glücklich bey jeder Nichtveränderung, und wir
„hätten eigentlich nicht einmal den zehnten Carl
„wegjagen sollen, jede Revolution ist ein Luxus,
„denn sie kostet uns unser baares Geld und stört
„den Lauf der Geschäfte."

So singen wenigstens die gens de commerce, und mit ihnen müssen die allezeit zur Revolution geneigten Arbeiter mit ihrer zweiten Stimme secondiren, denn jene geben allein den Ton an. Hätten sie den Letzteren vor der Julirevolution nicht den Erwerb verweigert, Paris wäre nie so vom leeren Magen aus zum Aufruhr begeistert. Daß aber die Handelsleute in Paris einen so mächtigen Einfluß gewonnen haben, begreift man erst dann, wenn man weiß, daß alle untern Stockwerke, mit Ausnahme weniger großer Plätze, welche angesehene Staatsbeamten und Rentiers ausschließlich bewohnen, mit Kaufmannsläden erfüllt sind, in denen der Mann die Waaren herbeiträgt oder die

Kinder wartet, während Madam oder die erwachsenen, den Käufer süß anlächelnden Töchter das Buch führen, und die Waaren, so wie in den Lotterieläden die Glücksloose verkaufen. Sie erinnern in diesem Punkte sehr an die Läden unserer jüdischen Kaufleute, die oft mit Frauenzimmern erfüllt sind.

Die alten Napoleonisten sind zum Theil ihrem Meister schon in das Napoleonsche Walhalla nachgefolgt. Der Tod des Herzogs von Reichsstadt nahm ihnen ihre Messiashoffnungen, seit dem Verquirlen dieser jungen Sonne haben sie sich in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen, um dort den Winter ihres Lebens zu vertrauern. Es sind gewisse Eckplätze auf den cafés, woselbst sie sich schon sehr frühe Morgens einfinden, und mit Begierde alle Zeitungen studiren, bei denen ihnen nicht selten ein sardonisches Lächeln entfährt, woran sich nicht bloß die Gesichtszüge, sondern auch ihre Narben haben gewöhnen müssen. Gewöhnlich sitzen

ſie zuſammen, ihre politiſche Meinung iſt weder republicaniſch, noch philippiſtiſch und noch weniger carliſtiſch. Der nur könnte ihnen gefallen, aber es müßte Einer ſeyn, der die franzöſiſche Jugend, und vielleicht auch ſie wieder auf das rechte Rheinufer führte. Aber indem ſie an ſolcher Möglichkeit verzweifeln, lächeln ſie ihr ernſtes, ſchweigſames Lächeln täglich fort.

Unter der ſogenannten guten Geſellſchaft findet man faſt nur Carliſten, welche die gute alte Zeit, den feinen Ton und die Nichtvolksherrſchaft zurückwünſchen. Sie ſehen den König wie einen Uſurpator an, und lächeln über die entſchiedene Herrſchaft, welche die prätorianiſche Nationalgarde in Paris in der That übt, und mit welcher Dreiſtigkeit ſie manche Exceſſe ungeſtraft, und zum großen Aerger der Linie begehen ſoll. Die letzte erhält in der That nur durch die erſte ihren Relief, denn wenn die jungen conscrits nur einen Tambour von der Nationalgarde erwiſchen können, der

ihnen vorantrommelt, so durchziehen sie, wie olim die betrunkenen Hamburger Zuckerbäckerknechte, alle Straßen, und selbst das Palais royal singend und pfeifend, und wehe dem! der diesem jungen militairischen Pöbel, von dem Tambour der Nationalgarde angeführt, nicht ausweicht. Er riskirte als ein Feind der Julirevolution bestraft zu werden.

Zu den Republikanern gehören fast alle die jungen Schriftsteller in Frankreich, die ohne diese politische Farbe keinen Verleger finden würden, die Buchhändler aus gleichen Gründen, einige Schüler der polytechnischen Schule, junge Leute, die nicht angestellt sind, und es doch wünschen, deutsche Flüchtlinge und alle Andere, die nichts haben, und nur durch Revolution gewinnen können. Sie haben keinen Anhalt bei den Gewichtigen der Nation, aber am meisten Feuer, Phantasie, Muth und Ausdauer. Nur wenige, wie das in Deutschland so oft der Fall ist, tragen keine politische Farbe und sind wahre Kosmopoliten.

Am letzten Julitage war auf der Seine ein Fischerstechen, darauf stieg ein Ballon zur Freude des Volks dicht vor den Elisäischen Feldern in die Luft, dann wurde ein Concert von zweihundert Musikern in dem Garten der Tuilerien aufgeführt, das mit der Marseiller Hymne begann, während welcher Zeit der König sich mit einem Theile seiner Familie und mit dem Hofstaat auf dem großen Balcon des Schlosses zeigte. Die Herzöge von Orleans und Nemours waren nach Lüneville abgereist, um dort mit dem Militair zu fraternisiren. Der dritte erhabene Sprößling, der Herzog von Joinville zeigte sich den vielen, in Paris anwesenden staunenden Engländern in drohender Admiral-Uniform. Daß Madam Adelaide, die Schwester des Königs, schnupft, und gar stark schnupft, erkläre ich gegen die französischen Journale, nach meinen Beobachtungen, für eine Verläumdung.

Mehr vom Lande als die Pariser hatten mal

schen bey dem Ende des Concerts, das die Pari-sienne ertönen ließ, die grauen carlistischen Wolken am Himmel fortgetrieben. Ich war bereits in einem café, das schon von innen zugeriegelt war, als die begossenen Julifestbrüder sich in dasselbe flüchten wollten, um Gewitter und Regen zu ent-gehen. Die Bitte der Wohlgekleidetesten, um Er-öffnung der Thür half nichts, man fürchtete zu viele Nachfolger, und „so etwas," setzte einer der garçons hinzu: „ist sehr gefährlich für das Silberzeug."

Der consulare Herzog von Braunschweig war in Paris, ich habe ihm vergeblich eine Fenster-parade gemacht. Vielleicht etwas lichtscheu, saß er stets hinter verschlossenen Fensterladen. Sein Be-gleiter, „Bitter," dessen Name durch das Adels-diplom eines „Herrn von Andlau" versüßt ist, wird wegen seines Betragens sehr gelobt, ich habe ihn nicht kennen gelernt.

Es wäre ein so schweres wie unnützes Unter-

nehmen, in diesen Skizzen alle Sehenswürdigkeiten der guten Stadt Paris zu schildern, als ich, der Verfasser, vielleicht selbst nicht den vierten Theil davon gesehen habe, die zudem alle im Conducteur de l'étranger à Paris, den jeder Reisende besitzen muß, und den ich selbst nicht zu Händen habe, mit der größten Genauigkeit aufgezeichnet sind. Möge indessen eine kurze Aufzählung der vorzüglichsten, und die Art und Weise, wie ich sie kennen lernte, dem Leser einiges Interesse gewähren.

Unser Fiacre hatte meinen liebenswürdigen Landsmann, den Grafen B. und mich über den pont neuf, der Deputirtenkammer vorbei, zum „hôtel des invalides" getragen, als ein Stelzfuß uns nicht ohne theilnehmende Aengstlichkeit zurief, wir möchten eilig absteigen. Wir gehorchten, in demselben Augenblicke verkündeten auch schon mehrere Blitze und Kanonenschall unmittelbar vor uns, daß der König zur Eröffnung der Kammern fahre.

Es war eine Freude, die frischen, freilich verstümmelten, aber wohlgenährten und muthig blickenden Krieger des steinernen Gastes*), des Gottes des Siegs wie des Elends, der sie als Statue mit philosophischer Ruhe fatummäßig anblickt, in ihrem alten Handwerk geschäftig zu sehen.

Wir gingen durch den Vorhof in das innere Gebäude, wo die herrliche Verpflegung der Invaliden uns gezeigt wurde. Alle französische, zu solchem Zwecke bestimmte Häuser sind unübertrefflich eingerichtet. Ein alter Napoleonist geleitete uns zur Kirche, die unter manchen erbeuteten Fahnen nur Andenken an die verschiedenen verstorbenen Generale, Vorsteher des Instituts, enthält. Mein Compliment an den dort befindlichen Soldaten, daß er der Einzige unter so Vielen sey, der seine

*) Die Bildsäule Napoleons ist, so viel ich weiß, nur hier und auf dem Platze des victoires sichtbar.

Seele Gott betend zugewendet, wurde mit der kurzen Antwort abgefertigt:

„Verzeihen Sie, Monsieur, ich habe hier die „Wache, sonst wäre ich auch nicht hier."

Im Luxembourg, wo die Pairs eine Sitzung bey verschlossenen Thüren hielten, besahen wir die Gemälde, die meist von französischen Meistern, doch wie die ganze französische Schule, der in jeder Kunst, außer in der Schilderung der menschlichen Schwächen, dem Lustspiel, erst seit wenigen Jahren das Licht der Wahrheit erglommen ist, größtentheils nur mittelmäßig und unnatürlich sind. Mein Begleiter, ein Jagdkenner, labte sich an dem Anblicke eines Hundes, während mir das Innere einer Capelle, worin sich mehrere Betende befinden, vorzüglich in Bezug auf die Perspective so ausgezeichnet vorkam, daß ich gerne einen Maler, wie — ja wie? ich kenne keinen, der vorurtheilsfrei urtheilt, gefragt haben möchte, ob ich Recht hätte.

Von da ging es zum **Jardin des plantes**, zu

dieſer merkwürdigen Menagerie und botaniſchem Congreß. Zur Beurtheilung beider fehlen mir die Kenntniſſe, ich bin nicht Blumenbach genug, um die falſchen Locken einer Beſtie zu erkennen, am meiſten amüſirten mich die Büffelochſen. Bey unſerm Austritt fanden wir junge ABC-Schüler mit L.-Ph.-Knöpfen. Alles in Frankreich wird für die herrſchende Dynaſtie, die ewig wechſelnde, auf dieſe Weiſe von Jugend auf erzogen.

Bey der Rückkehr hielten wir an der morgue, dem Todtenhaus, worüber ſich in den franzöſiſchen Novellen von Hundert und einer Nacht eine ſo anmuthige Erzählung findet. Zwey Male hatte ich dort keine Schlafkameraden gefunden. Diesmal lag dort eine an der Cholera angeblich verſchiedene Dirne, und ein offenbar an durch Hunger beſchleunigtem marasmus senilis verendeter Greis.

Die gobelins, jene berühmte Scharlachfärberei und Tapetenmanufactur in Paris, erregen mit Recht

das Erstaunen jedes Fremden. Es wurden dort durch Gewebe die schönsten Bilder der Meister ziemlich täuschend, aber auch nur ziemlich täuschend copirt. Dies Institut ist der Stolz jedes Parisers, hübsch, artig, kunstvoll, aber nicht herzerhebend. Noch mehr steht diese Kunst der Malerei nach, wie diese der Natur. Das ganze Institut gehört Louis Philippe, und muß daher eine gute Speculation seyn. Ich wollte lieber, sie gehörte dem nobeln Lafitte. Höchst sehenswerth ist die vorzüglichste Ruhestätte der unruhigen Pariser, — Père - la - Chaise genannt, die mit ihrem stets gähnenden Schlund seit 1804 den größten Theil ewig stumm gewordener Bewohner der lärmenden Hauptstadt verschlungen hat. Große Steinmassen finden sich hier unter, und auf einander gehäuft, geschmackvolle und unförmliche, Alles durcheinander, wie ja auch die Geister der zusammengeschichteten Leiber, welche sie bedecken, es im Leben waren. Das Ganze erinnert lebhaft an das Felsenmeer

beym mille bocus, unſern Auerbach im Darmſtädtſchen, auch an ein Büchergeſtell, und man könnte das Ganze in der That füglich eine Todtenbibliothek, bibliothèque des morts, welcher Ausdruck ſelbſt die Pariſer amüſirte, nennen, denn ſo eng iſt jeder Todte bei dem andern eingeſchichtet. Das ſchönſte Monument hat der Ruſſiſche Graf Demidoff ſeiner in Paris verſtorbenen Gattin ſetzen laſſen, doch finden ſich noch mehrere andere Meiſterſtücke dort, wovon mir noch als die vorzüglichſten die Denkmäler des Generals Foy, des St. Cyr und des Manuel im Gedächtniß ſind. Das letzte trägt die derben, erregenden Worte, welche einſt ſeinen Lippen entfuhren: „Hier j'ai annoncé que je ne „céderais qu'à la force, aujourd'hui je viens tenir „ma parole.“ Doch iſt Alles viel zu eng, zu gedrückt, zu ſehr Meduſenfabrik, faſt alle unſere neuen deutſchen Kirchhöfe zeigen viel mehr Geſchmack, und erregen, wenn es doch geſtorben ſeyn muß, den Wunſch, auf nicht ſo beſchränktem Ge-

biet, wie auf Père la Chaise zu ruhen. Indessen folgt der Pariser, auch nach dem Tode, der Mode, oder er hätt die Erde auf diesem Friedhof gesünder, als auf dem andern, wie auf den Vaugirard-, Parnaß- oder Katharinenkirchhof, obgleich jedes Plätzchen für sechs Bretter und zwei Brettchen, fünfhundert, für ein aus Liebe gestorbenes, im Tode zu vereinendes Paar, also tausend Franken kosten soll. Hier ruhen Abälard und Heloise, durch den Tod getraut, und zwischen zwey Steinen, welche die Lieblinge der Nation, Molière und Lafontaine decken, windet sich nur wenig dürres Gestripp zu einem schlechten Bouquett für Empfindsame empor. Auf der höchsten Höhe des Kirchhofes hat man eine vortreffliche Aussicht, selbst auf dem Montmartre überblickt man Paris nicht so gut, wie hier, Tod und Leben liegt Einem zu Füßen. Wie nichtig wird doch alles menschliche Treiben durch den Tod!! „Quel bruit pour un Père - la - Chaise!“ fiel mir ein, als ich das

Geräusch der Stadt mit seinem Dunst heraustosen hörte und sah.

Galls Grabstätte machte mich lachen, auf seinem Monumente steht sein oder ein haarloser Kopf, numerirt nach den verschiedenen Departements der Seele, und unter dem Halse ist die Erklärung jeder Nummer bemerkt. Wenn es wahr ist, daß die Gebeine um zwölf Uhr Nachts sich auf eine Stunde zum Tanze erheben, so wird Gall, falls er im Grabe noch bey seiner Liebhaberei verharrt, durch seine handgreiflichen Kopfbetastungen gewiß oft die Todtenbälle auf Père - la - Chaise stören. Ich verließ den Friedhof gleichgültiger, als den manchen Dorfs, und eilte der Stadt zu, um mich des Lebens zu freuen, so lange das Lämpchen noch glüht.

Um die Deputirtenkammer zu sehen, bedarf man einer Einlaßkarte. Ich kannte in Paris in den ersten Tagen Keinen, der mir dazu hätte verhelfen können, und klagte dies in der Gallerie Vivienne

einem jungen, sehr liebenswürdigen Apotheker, der mir einstmal am Morgen Sodawasser verkaufte, das durch seinen selbstmörderischen Knall die Vorübergehenden, besonders Engländer und auch mich anzog. Ueberhaupt muß ich zu Ehren des Herrn Stanislaus Martin, der mir viele Gefälligkeiten erwiesen, hier seiner gedenken. Vermählt mit einer jungen hübschen Gattin, war er der Schwiegersohn eines der ersten Aerzte von Paris, der mir einen Aderlaß verbot, obgleich er die beträchtlichen Gebühren dafür gezogen hätte, weil er denselben nicht rathsam für meinen Körper hielt.

Jeder meiner Bekannten kann auf mich provociren, um bey diesem gebildeten freundlichen Pharmaceuten Auskunft über Paris zu finden, das ist so unter uns verabredet. **Avis au lecteur!**

„Der Huissier Herr Jeanmartin ist mein Gönner, denn der nimmt sein Soda- und (nachgemachtes) Selterser Wasser (eau de Selze) bey „mir," bemerkte er — „ich werde Ihnen einen

„Empfehlungsbrief an denselben mitgeben, der Ih-
„nen die Kammer der Deputirten öffnen wird.“
Und er schrieb. Mit seinem Billet eilte ich ins
hôtel d'Angleterre zurück, woselbst mir meine,
von mir verlassenen guten Engländer begegneten.
Sie warfen mir mit Recht vor, daß ich sie, wie
Europäer in China, vergessen habe, und sie hatten
Recht, ich hatte sie wirklich vernachlässigt, und
schwur, um dies wieder gut zu machen:

„Ich will mich hier zu Eurem Dienst verbinden,
„Für Euer Wohl nicht rasten und nicht ruhn,
„Doch werd' ich Euch in London finden,
„So sollt Ihr mir ein Gleiches thun.“

Nach abgeschlossenem Pact fuhren wir zur
Kammer der Deputirten, wo wir zu frühe in die
Vorhalle kamen. Wir setzten uns ruhig auf eine
Bank, erwartend der Dinge, die da kommen
würden. Mein Billet gab ich an einen der vielen
höflichen Portiers, der fortging, und mir sogleich
rapportirte, daß Herr Jeanmartin noch nicht an-

gelangt sey. Nach und nach wurde es lebhafter. Mehrere Minister und Deputirte erschienen in einfachen Oberröcken, und gingen ungehindert in den Saal. Da kam in die Halle ein decorirter Herr in Civil, der, nachdem er uns anblickte, mich als einen Engländer anredete, und nach dem Hause of peers und dem of commons fragte. Gewohnt, für einen Britten gehalten zu werden, antwortete ich ihm nur, daß ich keiner sey. In den Wirthshäusern entgegnete ich sonst fragenden Fremden auf solche Anrede: „Je ne suis pas Lord Beefsteak," was bey den Franzosen, welche die Engländer tödtlich hassen, Lächeln erregend stets die zweite Frage nach sich führte: woher ich denn sey, die ich allemal mit den Worten: „Je suis Danois," als geborner Königlich Dänischer Holsteiner beantwortete, und mir dann regelmäßig die staunende Antwort: „On ne voit pas très souvent des gens de Votre pays," und mit dieser Entgegnung den Rang eines Königs von den Sandwichsinseln, einer

Giraffe, eines Haars von Sand, kurz, irgend einer Seltenheit, eroberte.

Immer mehr füllte sich die Halle. Die Nachfragen nach Herrn Jeanmartin waren vergeblich, er war noch nicht erschienen. Da, als plötzlich mehrere Herren hinein strömten, wurden etwa funfzig Stücken Papier, so groß, wie ein Preußischer Treforschein, und nur drei Federn auf den Tisch, an welchem ich saß, gebracht. Unbekannt mit dem Zwecke, setzte ich mich in den Besitz eines Gänsekiels, den ich unaufhörlich als precarium den Bittenden verlieh. „Wozu diese Federn, dieses Papier?" fragte ich halblaut den decorirten Civilisten. „Es dient," versetzte er, „für die Herren und „Damen, welche Deputirte kennen, und Einlaß „in den Saal begehren." Und wirklich wirkten die Schreiben. Alle Augenblicke kamen Minister und Deputirte aus dem Saal, um mit sehr verbindlichen Mienen an ihre politischen Clienten Karten auszutheilen. So sah ich die Patrone, Seba-

ſtiani, Odillen Barret und Mauguin, auf die der fremde Ritter in der Halle mich freundlich aufmerkſam machte. Maugin hat ein ungemein kluges Geſicht.

Immer fehlte noch Herr Jeanmartin. Da fragte ich, durch das ſchriftſtelleriſche Beiſpiel begeiſtert, nach dem Namen ſeines Herrn Collegen, und erfuhr den Namen „Archeveque," an den ich in gleicher Eigenſchaft, wie die übrigen Sollicitanten, ſchrieb, indem ich mich auf das Empfehlungsſchreiben an ſeinen Herrn Confrater bezog, und verhieß ich dabey, den kleingläubig gewordenen Engländern den beſten Erfolg von dieſer Operation. Aber die artigen Ueberbringer kamen in der That betrübt, halbempört über ſolche Unhöflichkeit, achſelzuckend mit der Antwort zurück: „Que monsieur „Archèveque ne pouvoit pas s'en mêler." Kaum hatten ſie indeſſen dieſe unangenehme Botſchaft überbracht, als der fremde Ritter mit der größten Indignation aufſtand, und mit den Worten: „Iſt

„das eine Manier, Fremde zu behandeln?“ in den Saal, der zum eigentlichen Deputirtenzirkel führt, ging. An der Thür traf er Lafitte, einen Mann von so imposantem Aeußern, wie ich nie einen Lebenden gesehen. Ich bemerkte, daß ich der Gegenstand des Gespräches sey. Lafitte grüßte mich mit feiner Miene freundlich, und gleich darauf brachte der Fremde mir eine Karte, mit dem Bedauern, daß Herr Lafitte in dem Augenblicke nicht über mehr zu disponiren habe. Aber das Blatt wendete sich, denn auf dem Fuße folgte ihm Herr Jeanmartin, der sein langes Ausbleiben entschuldigte, uns noch zwei Karten gab, die uns eben, zum großen Erstaunen des Englischen Ehepaars, wovon das Männchen eingeschlafen war, in die Loge führten. Als ich unserm freundlichen Vermittler danken und um seinen Namen bitten wollte, versetzte er: „ich bin nichts als ein Offi„cier der Königlichen Garde.“

In dem Augenblicke marschirte ein Corps alter

Unterofficiere in der Halle auf, und bildete ein Spalier. Der Präsident der Kammer, ein alter Mann, dessen Name mir entfallen ist, der auch nur kurze Zeit fungirt hat, keine Zähne, wenigstens keine Haare darauf zu haben schien, trat aus einem Nebenzimmer, und ging durch die präsentirenden Reihen etwas schüchtern, fast wie ein Professor der Philologie in das Collegium muntrer Studenten.

Wir folgten dem Winke der Diener und betraten eine ziemlich geräumige, nicht eben gefüllte Loge. Nenne ich vielleicht nicht unglücklich den père - la - Chaise — „bibliothèque des morts," so möchte ich die Deputirtenkammer eine Bibliothek der Lebenden nennen. Dasselbe Einschachtlungsprincip wie auf dem Kirchhofe herrscht dort, rücksichtlich der im Halbkreis geformten Sitze der Abgeordneten.

Die Tribüne, auf welche das Licht von oben fällt, lehnt sich zwar an die Mauer, aber befindet

ſich mitten im Locale. Wie Lotterienummern ſind ihr zur Rechten die großen Julitage (ſehr gute Roulettzahlen) durch ein 27. 28. 29. bemerkt. Ueber ihr thront der Präſident, an deſſen beiden Seiten, auf noch etwas erhöhten Plätzen, man die Ruhe gebietenden huissiers ſieht. Bey dem Redner, nur etwas tiefer, ſitzen die Secretaire, vor ihm die Miniſter, rechts und links, und hinter dieſen nehmen die übrigen Deputirten im Halbkreiſe ihre Plätze. Man beſchäftigte ſich gerade mit der unintereſſanten Verification der Vollmachten, auch gab kein Menſch auf eine Rede acht, die ein junger Mann mit großem Feuer und Eloquenz zu halten ſchien, Alles plauderte. Die immer Schweigen verlangenden huissiers konnten nicht durchdringen, ich bedauerte den gefälligen Jeanmartin, freute mich aber, daß der unhöfliche Archeveque ſich halb heiſer ſchreien mußte. Von den Verhandlungen begriff ich eben ſo viel, wie die Engländer verſtanden haben würden, wenn es ſtille geweſen

wäre. — Gar nichts. — Aber den Franzoſen, die bey mir ſaßen, ging es nichts beſſer, man konnte nichts vernehmen, alſo nichts verſtehen, nichts „entendre,“ alſo nichts comprendre. — Nach einigen Minuten verſchmähten wir einen Genuß, worauf wir volle zwei Stunden gewartet hatten.

Der Louvre, jener alte Palaſt der Könige, den Louis Philippe jetzt mit den Tuilerien verbinden will, vielleicht, um dadurch das Aeußere der Legitimität mit der Popularität eines friedliebenden saigneurs zu verbinden, ſteht an den dazu beſtimmten Tagen, wie die meiſten franzöſiſchen Inſtitute der Art, jedem Fremden offen, der ſeinen proviſoriſchen Paß vorzeigt. Das Vorzüglichſte iſt der eine viertel franzöſiſche Meile lange Bildersaal, welcher vom Anfang bis zu Ende mit den köſtlichſten Gemälden erfüllt iſt. Beym Eintritt in denſelben gewahrt man weder das Ende, noch vierzig bis funfzig Künſtler und Künſtlerinnen, welche die

Erlaubniß erhalten haben, dort die Kunstwerke der Meister zu copiren. Das Talent und die Ausbildung der Jünger ist sehr verschieden. Auch hier, wie in der ganzen Malerwelt ist die Vorliebe für Genrebilder hervorstechend, eine natürliche Folge des allzu langen Bannes dieser Kunst an das religiös-spirituelle Ideal. — Der vorzüglichste lebende Maler Europa's in diesem Fache scheint mir übrigens ein gewisser Kirner, ein Badenser, der unter Schwarzwälder kleinen Uhren groß geworden, erst spät seinen Trieb manifestirt, und unterstützt von seiner großmüthigen Herrin, jetzt seine Kunst in Rom erweitert. Sein Bild, die Rückkehr eines Schweizer Gardisten aus der Julirevolution (auch eines Julihelden, aber im parodirten Sinne) in seine Heimath aussprechend, das in der Karlsruher Gemäldegallerie aufgestellt ist, und wovon jetzt schon Steindrücke circuliren, übertrifft an Wahrheit und Poesie Alles, was je in der Art gesehen und berechtigt in der That zu den glänzendsten Hoffnungen.

Die Irrenhäuser der Unheilbaren, „Bicêtre“ und „Salpétrière,“ beide auf dem Wege nach Fontainebleau sind für solche Unglückliche, so wie für Gebrechliche, respective männlichen und weiblichen Geschlechts bestimmt. Der Zutritt dahin ist Frauenzimmern ganz untersagt, und ist den Männern nur erlaubt, wenn sie sich für Aerzte ausgeben. Da die Herren Mediciner so oft sich für Juristen ausgeben, glaubte ich, Repressalien üben zu dürfen.

Mein Engländer war ein bekannter Heilkundiger seines Landes, daher unsere gute von uns à la Dido behandelte Engländerin viel [illegible] ste empfand. Bey dem letzten Institute, wo ein alter, höchst liebenswürdiger Arzt, dessen Anblick ich nie vergessen werde, sie in sein Zimmer nöthigte, hatte ihr dieser, selbst ihrer Sprache unkundig, einen englischen Hamlet gegeben, weßhalb sich die Dame äußerte, daß sie, wenn sie krank wäre, von allen Aerzten diesen erwählen würde, der so viel Sinn

für englische Literatur habe. Ob sie an ihren Herrn Gemahl dabei nicht dachte, weiß ich nicht.

In der Salpétrière gerieth ich auf eine Bank zwischen einen wahnsinnigen Prosaisten und einen tollen Poeten. Beide litten im höchsten Grade an der Schriftstellerkrankheit, vorlesen zu wollen. Beide beschenkten mich mit ihren Manuscripten, gegen das Versprechen, solche drucken zu lassen. Der erste ein Baccalaureus (bachelier en droit) war ein wunderschöner Mensch, der mir einen Brief an den Präfecten von Paris mitgab, der, wie er es rücksichtlich des Inhalts war, in Bezug auf Styl, nach dem Urtheil der Franzosen, vortrefflich seyn soll. Die Gedichte des zweiten waren in Baskischer Sprache geschrieben, daher mir unverständlich; ich ließ sie mir zwar nachher von meinen Nachbaren im Theater françois übersetzen, allein sie blieben Unsinn. Uebrigens gewann ich die Herzen der Wahnsinnigen, und fraternisirte so sehr mit ihnen, daß der Aufwärter mich beym Scheiden bat, den

Brief nicht wirklich an den Präfecten von Paris zu übergeben. — Pflege, Reinlichkeit und Ordnung ist hier so vortrefflich, wie in keinem Hause in Paris, doch bemerke ich, daß ich in den Tuilerien nicht gewesen bin. Auf dem Wege nach Bicetre sah ich zum ersten Male „georgica“ ein Kartoffelnfeld, was mich sehr rührte, und so beschäftigte, daß mir in der Nacht von Claurens Karteffeln in der Schaale träumte. — Das war ein Rückfall in die Deutschheit.

Außer diesen Instituten gewähren die Militairschulen, die Bibliothek, die Casernen, die Münze, die Kirchen, die noch lange nicht gehörig besetzten Hospitäler „der ineurabeln Männer und Frauen,“ so wie die im Sommer, wie ein Spieler beym Sonnenaufgang, matt dahin schleichende Seine manche interessante Erinnerungen, ich enthalte mich aber meines Urtheils über alle diese Dinge, weil ich in allen nicht gewesen bin.

Zu den Hauptbelustigungen der Pariser gehören,

wie in den meiſten Städten, die Theater, die aber, als Ausflüſſe des originellſten Geſchmacks, wie der von einander abweichendſten Sitten, durchaus verſchieden ſind. Denn während es in der franzöſiſchen Oper oder im Theater Français Gebrauch iſt, ſein Taſchentuch auf ſeinen verlaſſenen Platz im Parterre zu legen, wodurch man, ſelbſt bey der drängendſten Ueberfülle der beſuchenden Menſchenmenge, ganze Acte hindurch ſeinen Platz ſo ſehr ſichert, daß es ein unerhörter Fall wäre, ſeinen ſeidenen Wächter bey der ſpäteſten Rückkehr zu vermiſſen, warnt der erfahrene Pariſer den Fremden, der das Theater von Porte St. Martin beſucht, ſich nicht mit dem Umkehren der Taſchen des Fracks zu begnügen, ſondern das Schnupftuch ja an das Herz zu drücken, das heißt: der Bruſttaſche anzuvertrauen. Drollig iſt es auch, daß, während auf dem letzten Theater ſehr häufig zur großen Ergötzlichkeit des Publicums Vorſtellungen des Inhalts gegeben werden, daß ein Fremder in der

Stadt von Gaunern bestohlen wird, dem horchenden und lachenden étranger in demselben Augenblick nur zu oft ein Gleiches durch seine Nachbaren widerfährt. In diesem Theater wird die Vorstellung auch sehr häufig ins Parterre verlegt, so wurde anscheinend ein Taschendieb von einem Gensdarmen verfolgt, den er in einer der obersten Theaterlogen erschoß und auf das Theater zur großen Freude des Publicums warf, das von der vortrefflichen Täuschung schon im Voraus unterrichtet schien. Uebrigens war der Diener der Polizei nichts als ein ausgestopfter Strohkerl, der beym Herunterstürzen als Fac-simile mit dem erstgeschenen Gensdarmen vertauscht war. Hier werden übrigens auch ernsthafte Sachen gegeben, in welchen die Georges, ein wahrhafter weiblicher Husar, mit ihrem schönen kräftigen Organe, noch alle Paciser mit dem Entzücken erfüllt, wovon selbst der große Napoleon, trotz der anscheinenden Unweiblichkeit dieser Dame eine ziemliche Portion

empfunden hat. Indeſſen ſoll die Eitelkeit der Georges dieſen Glücksfall verſcherzt haben. Denn, ſagt man, da ſie den großen Corſen einſt um ſein Bildniß gebeten, habe die Ueberſendung eines eben geprägten Fünffrankenſtücks zwar die Erhörung dieſes Wunſches, aber auch den Verzicht auf die Erfüllung aller andern kaiſerlichen Wünſche herbeigeführt. Uebrigens ſoll die Georges der Feldherrnkrankheit der neueren Zeit, dem Spiel, ſehr ergeben ſeyn, zwar durch daſſelbe, im beſſern Sinne, eine große Geldfluth an ſich ziehen, aber durch die ſchlimmere Bedeutung Alles wieder verebben ſehen.

Das théâtre français iſt der Tempel der alten Zeit. Wer hier oder in die franzöſiſche Oper ſeine Karte zum Parterre gelöſt hat, iſt, ſo zu ſagen, in die gute Geſellſchaft eingeführt, und wird, wenn er nicht gerade Engländer trifft, die aus Verzweiflung an der Möglichkeit, den feinen Franzoſen zu gleichen, gewiß nirgends gröber, als in Paris ſind (und dieſes beſonders an den Kellnern aus-

laſſen, die dadurch in der That eine ungewohnte Höflichkeit auch nicht gut vertragen), — — von jedem Franzoſen eine freundliche belehrende Converſation erwarten können. Nur zu oft verdankte ich den Genuß der folgenden Tage dem Umſtande, daß ich dem Rath eines zwar immer verſchiedenen, aber ſtets freundlichen Abendnachbars in einem dieſer Theater folgte. Trifft man nun noch ſogar einen von den ſpeciellen Verehrern einiger Damen der Bühne, ſo wird die Chronik aller Bühnenmitglieder und ihrer Sitten, oft auf eine ſehr ergötzliche Weiſe hinzugefügt, wobei der alte Erzähler, der ſeine protegée bey der Vorſtellung fortwährend, als ob er ſie ermuthigen wolle, unbemerkt anlächelt, ja, unhörbar beklatſcht, auch ſelbſt zum Schauſpieler, und objectiv intereſſant wird. Dies Letzte freilich haben auch die Pariſer Copien in Deutſchland an ſich.

Die italiäniſche Oper, in der Rubini ganz vornehmlich glänzt, iſt im Sommer geſchloſſen. Die

französische Oper „Académie royale de la musique“ genannt, übertrifft an Decorationen Alles, was ich jemals gesehen, und steht mit den übrigen Pinseleien auf allen anderen Theatern in Paris, selbst mit denen des théâtre français, in einem außerordentlichen Widerspruche. Unvergeßlich werden mir die vortrefflichen Decorationen in „Robert le diable“ und „Gustave“ seyn. Im letzten Stücke erregte der Gedanke, daß die ziemlich leichtsinnig hingestellte Frau des unglücklichen Ankarström noch leben soll, bey den Franzosen eben so wenig Indignation, wie der Umstand, daß der tüchtige König Gustav, gegen alle Geschichte, als ein elender Verführer der Frau seines besten Freundes geschildert ist. „Denn,“ setzte man hinzu, „Scribe hat „das Stück geschrieben, und man würde sich lächerlich „machen, wenn man gegen diesen Meister zu Felde zie„hen wollte.“ — Die Musik wird ganz vortrefflich executirt, Levasseur ist ein vorzüglicher Bassist; Lafont, der für den verreisten Nourrit die erste

Tenorparthie übernommen, ſang mit einer Demoiſelle Jawurek in „Robert der Teufel“ recht vorzüglich, indeſſen kann Carlsruhe ſtolz darauf ſeyn, daß ſeine mäcenatiſche Fürſtenfamilie durch das Engagement Haitzingers, Reichels und der Madam Fiſcher die Pariſer Oper beſchämt.

Während der Zwiſchenacte laufen im Widerſpruche mit allen übrigen feinen Manieren, Leute zwiſchen den Sitzen umher, welche mit großem Lärm einige Tageblätter, und beſonders den Entr'acte verkaufen, der eigentlich nur von allen Journalen die „Didaskalien,“ unſere „Comödienzettel,“ enthält, meines Wiſſens auch erſt Abends im Theater ausgegeben wird, und etwa die Vorſtellungen von ſechszehn Theatern anzeigt. — Das Ballet in Paris ſoll das ſchönſte der Welt ſeyn, die Art und Weiſe, wie indeſſen nur gewiſſe Bewegungen das Intereſſe der feinen Herrenwelt, beſonders in der Loge erregten, hat mich empört.

Auf die Länge iſt ſo etwas übrigens auch ent-

ſetzlich ermüdend, und es iſt mir unbegreiflich, wie die Pariſer in jede Oper jetzt ein Ballet von dreiviertel Stunden hinein bringen. Wahrlich, ich käme auf den Dreifuß, wenn ich die Wahl zwiſchen einem täglichen Beſuch eines Ballets und dem Geier des Prometheus hätte; es iſt beſſer, daß das Podagra in die Bruſt ſteigt, als daß der Verſtand ſo ſehr in die Füße ſich verſenkt. Im théâtre français gab man ſeit längerer Zeit jeden Abend ein Stück. „Heureuse comme une princesse,“ worin, wie ich glaube, die berühmte Mars auch zuletzt aufgetreten iſt.

Es iſt bekannt, daß die franzöſiſchen Schauſpielerinnen fortwährend im neueſten Modecoſtüm ſpielen, während die Männer, in ſeidener Wade, friſirt, noch ganz den Anzug von der „ancienne cour“ haben. — Selbſt die franzöſiſchen Schauſpieler in Berlin haben dieſer unſinnigen Mode nachgeahmt, die auch nur in Frankreich, wo man noch vor wenigen Jahren im Kunſtgeſchmacke

ſo ſehr von der Natur abwich, eingeführt werden konnte. Der Grund liegt in der Eitelkeit der franzöſiſchen Schauſpielerinnen, die alſo geputzt, den altmodiſch gekleideten Männern gegenüber, immer die Farbe der Jugend conſerviren. Und, in der That, die Täuſchung iſt außerordentlich. — Mit dem ſchärfſten Auge begabt, im orchestre (den Plätzen beym Orcheſter) ſitzend, wurde ich durch die Künſte der Toilette ſo getäuſcht, daß ich eine Dame für ein vierzehnjähriges, nicht genug entknoſptes und aufgeblühtes Mädchen hielt, von der ich nachher erfuhr, daß ſie bereits acht Male Mutterfreuden empfunden, ein faſt funfzigjähriges Alter erreicht, und drei Geſandten, zwölf Bankiers, worunter auch einen Juden, und noch mehrere Andere aus der Stadt, durch ihre Verſchwendung und Untreue zur Verzweiflung gebracht habe. — Der Grund iſt gewiß in der außerordentlichen Frugalität oder in der Diät zu ſuchen, worin die Franzöſinnen ſelbſt noch ihre Landsleute übertreffen.

Wie einſt die Griechen hungern ſie ſich die Taille wieder zurechte, wenn irgend ein Diner bey „Very" zu häufig die Roſenlippen geöffnet hat. Keine Dame auf den Theatern iſt ſtark, etwaigen Mangel an embonpoint wiſſen ſie hingegen durch die Art der Kleidung zu erſetzen. Die Mars, um deren Mund ein ewiges Lächeln ſchwebt, konnte übrigens nicht wohl mehr das Alter verbergen. Ihr Spiel iſt fein und brillant. Ihr graciöſer Anſtand iſt ſichtlich von großem Einfluß auf die liebenswürdige Haitzinger in Carlsruhe geweſen, die ja auch noch wohl jetzt in Paris „die deutſche Mars" genannt wird.

Alles, was übrigens die franzöſiſche Mars oder, wie ich ſie nenne, die Carlsruher Haitzinger ſprach, ward mit Applaus begleitet, ſie glich in der That der freundlichen Mama, welche den lieben, ſie umhüpfenden Kindlein Zuckerwerk austheilt, die dafür vor Freuden dankbar in die Hände klatſchen.

Das Luſtſpiel, und vor allen Dingen die Poſſe,

wird nach meiner Meinung in der höchsten Vollendung auf dem Theater des Palais royal aufgeführt. Man macht sich keinen Begriff von den künstlichen Nüancirungen, in denen dort Hr. Achard aus Bordeaux, so wie die Pariserin, Mademoiselle Dejazet glänzen und täuschen. Ein kleines Lustspiel, welches das Leben eines Commis mit seiner geliebten Grisette schildert, ihr Schmollen, ihre Versöhnung, läßt nichts zu wünschen übrig, als daß auch in Deutschland selbst bey Personen dieser Art, nur der zehnte Theil von Lebensfeinheit, ja, man kann sagen, von Lebenspoesie, erkennbar wäre. Alliide ist an diesem Theater ein vorzüglich sogenannter trockener Comiker, und selbst in Frankreich eine so sehr seltene Erscheinung, wie in Deutschland. Auch Lémenil ist sehr brav, und erinnert durch seine Einfachheit an unsern Rösike. Noch vortrefflicher als in dieser Posse spielte er in dem „Salamander," einem Lustspiele, das nach dem gräßlichen Roman gleichen Namens von Eugen

Sud mit Napoleonsbegeisterung, Bourbonenhaß, französischer gloire, und einem glücklichen Ausgang für französische Magen appretirt ist. Nicht in einem jeden Theater werden Erfrischungen gereicht. Der Saal in der französischen Oper, woselbst das Buffet steht, ist groß, und so brillant decorirt, daß er jedes Residenzschloß zieren würde. Man geht in den Zwischenacten dort auf und ab, die französische Mäßigkeit zeigt sich auch hier, wo zwei schöne Marianen die Erfrischungen reichen. Lachen mußte ich, als ich meines entfernten Freundes gedachte, eines leidenschaftlichen Theaterbesuchers im Vaterlande, der, während der Vorhang die Erde berührt, sich so gerne durch ein Gläschen Punsch erlabt, und als ich, seine Gesundheit zu trinken beabsichtigend, ein Gleiches verlangte. Denn die Damen schenkten nur Limonade ohne Wein, Orgeade und Zuckerwasser, deren flüssiger Theil gereinigtes Seinewasser enthält, das der eingebürgerte Pariser zwar in großen Quantitäten täglich in sich hineinschlürft,

das aber dem Fremden faſt immer heftige Leibſchmerzen verurſacht, und wovor ich jeden Pariſsbeſucher warnen will.

In dem oben erwähnten Salon geht es nun ans Plaudern wie ans Kritiſiren, und da dieſes Geräuſch ſich mit dem des vielen Gefahres und Gelärmes auf den Straßen miſchte, erhielten beide eine ſolche Titanengewalt, daß man trotz dem, daß alle Fenſter im Salon geöffnet waren, und Zeus dicht über der alten Lutetia ſeine Blitze, Augen blendend, niederſchleuderte, auch nicht das Geringſte vom rollenden Donner vernahm. Das iſt ſtark, aber wahr.

Die Theater beginnen größtentheils um halb acht, und enden zuweilen erſt nach ein Uhr. Man giebt ſehr viel fürs Geld, oft ſieben bis acht Acte. Beym Austritt aus dem Hauſe wird man von einer Menge Menſchen umringt, die mit einigen Sous in der Hand faſt ungeſtüm das Billet oder die Contremarke zu kaufen begehren. Da dieſe

aber ein solches Zeichen nicht selbst benutzen, sondern wieder verschachern, so muß ich gestehen, daß in Paris die Speculation zu Hause ist.

Die Fiacres in Paris werden mit zwei Pferden, die Cabriolets mit einem Gaul gefahren. Man bezahlt, wie in Hamburg, stundenweise, und zwar nach einer Taxe, die sie bey sich führen. Doch gilt dies Gesetz nur, wenn man sie an den Stellen miethet, woselbst sie zu halten angewiesen sind, fordert man ihren Gebrauch, indem man sie im Fahren anhält, so dürfen die Kutscher höhere Preise verlangen, und man thut weise, vorher mit ihnen zu accordiren. Pfiffig genug setzen sich daher die guten Phaetone, sobald es zu regnen beginnt, fast alle in Bewegung und verlassen ihre Stationen, welches sie, in ihrer Sprache sehr bezeichnend, „se mettre à la maraude," nennen.

Der Gebrauch der „weißen Damen," „Omnibus" und „Citadinen," in denen man für fünf Sous von einer Barriere der Stadt zur andern

fährt, iſt nur dann von Nutzen, wenn man den Plan von Paris ganz im Kopfe hat, und nicht bloß in der Taſche. Denn im letzten Fall irrt man ſich zu leicht.

Als ich einmal dem hinten auf dem Kutſchenſchlag ſtehenden Conducteur mein „arrête!“ zugerufen hatte, um zur Hoffmann-Campe'ſchen Buchhandlung in der rue Vivienne zu fahren, und als der Zwölfte nur im Fond des langen Wagens nach mühſamem Durchdrängen einen Platz bey einer jungen, hübſchen Dame fand, bat ich dieſe, mir anzuzeigen, wenn wir in die rue Vivienne kämen.

„Nous y sommes, Monsieur!“ erwiderte ſie verwundert, und beſchämt rief ich ein neues „arrête,“ verließ meine hübſche Nachbarin, entſchuldigte mich abermals bey den Franzoſen, welche ihr Lächeln wenigſtens ſo lange verſparten, bis ich dem ſich weigernden Conducteur meine Paſſage für einen Schritt Gefahre bezahlt hatte. Zürnend holte ich

meinen Plan aus der Taſche, um der Straße zu beweiſen, daß ſie nicht Vivienne heißen könne, gewann vor dem innern Richter in zwei Inſtanzen, bis ich den Plan einmal umkehrte und plötzlich mein Unrecht einſah.

Die Armuth in Paris iſt mir ſehr groß, aber ſtumm erſchienen, ich ſah keinen Bettler dort. Der höfliche Pariſer giebt nichts, und kann es auch ſo wenig, wie der Sultan, obgleich im Koran ſteht, daß alle Menſchen Brüder ſind, den Erbtheil an jeden Bruder auszahlen. Es war mir oft komiſch, das ſtaunende Geſicht zu ſehen, wenn ich mit möglichſt täuſchend nachgemachter Galanterie der Pariſer einer ſchlecht gekleideten, halbverhungerten Geſtalt einige Almoſen aufdrang, ich hatte mich verloren, wenn der Dank die Eisrinde, welche das Unglück um die Herzen der Elenden hatte gefrieren laſſen, aufthaute. Auch war es eigen anzuſehen, wenn ein zerlumpter Lumpenſammler mit mathematiſcher Gründlichkeit einen

Kehrichthaufen unterſuchte, und einige Sous fand, die ich kurz vorher, ehe er an das Bergwerk kam, hineingeworfen hatte. Freilich habe ich ihm keinen Nutzen gethan, denn er fing erfreut an, an die Minen eines Kupferbergwerks der chiffonier zu glauben, und durchſtöberte alle Schmutzhügel um ſo langſamer.

So holte ich in der Schmutzſtadt „Lutetia Parisiorum“ beſondere Localfreuden aus dem Kehricht. Was die Reſtaurants betrifft, ſo muß ich zuvörderſt mein Haupt verhüllen, und zu meiner Schande geſtehen, daß ich nicht im „rocher de cancale“ geweſen bin. Sobald ich aber wieder den Kopf aus meiner Umwölkung erhebe, kann ich mich rühmen, bey den übrigen erſten Reſtaurateurs von Paris, von halb ſechs bis halb ſieben, der eigentlichen Mittagsſtunde der feinen Welt, kurz vor dem Theater geſpeiſt zu haben. Unter meinen Pariſer souvenirs finden ſich cartes payantes, Quittungen von den Matadorköchen im

Palais royal, von „Very," „Perigord" und „Treffort." Das Vorzüglichste der französischen Küche besteht in der Behandlung der Fleischspeisen, sie verstehen, jeder Gattung den ihr eigenthümlichen Geschmack zu bewahren, ihn natürlich zu erhalten. Anders ist dies in Norddeutschland, wo Alles in Fett schwimmt, und man mit geschlossenen Augen Enten-, Kälber-, Schweine- und Puterbraten, sobald er mit einer Sauce begossen ist, nicht unterscheiden kann. Bey uns geht die Liebhaberei so weit, daß mir einmal ein Bauer, der mir recht gütlich thun wollte, „ein Stück Speck, in Butter gebraten," zum Imbiß anbot.

Allein wie zu einer glücklichen Ehe zwei gute Ehegatten gehören, so gehört zu einem guten Diner auch ein gutes Glas Wein. Wer aber das sucht, der gehe nicht in die Pariser Restaurationen. Ein elender Burgunder, „Beaune" oder „Macan," der in ganz Frankreich à discretion gegeben wird, und der das Blut heftig in Wallung setzt, ohne

es zu erfreuen, ist, mit Wasser vermischt, das gewöhnliche Getränk der Pariser, die, weil es Mode ist, fast Alle über eine Disposition zur Magenentzündung und Cholera klagen, sehr mäßig leben, und nur in der Zerstreuung oft einige ellenlange Weißbrödte verschlucken. Bordeauxwein ist für einen Norddeutschen, der unsern Bremen lebt, dort ebenfalls ungenießbar, und nur die nahe Champagne liefert den trinkbarsten Wein in Paris.

Man wird bey den vornehmsten Restaurants arg geprellt, und speist an kleinen Tischen. Es war mir immer ein fataler Anblick, so viele Menschen zu sehen, die ihre Tafelfreuden aus dem reinen compacten Essen holten, und war es mir daher sehr lieb, als mein schon erwähnter Landsmann mich in das hôtel des Princes rue Richelieu führte, woselbst für fünf Franken ohne Wein ganz vortrefflich gespeist wird, ich begreife nicht, wie der Koch dabey bestehen kann, da die Zahl der Gäste höchstens zehn betrug. Man sagte mir,

er rechne dabey auf die Liberalität reicher Engländer. Armer Koch!!! Das Haus gehört einem Deutschen Priva, der arm nach Paris gekommen, jetzt als Millionär sich auf seine Landgüter begeben hat. An dieser table d'hôte fanden sich mehrere Deutsche, auch ein H..... Baron, der sich vielleicht seines Vaterlandes in Paris schämend, es vorzog, sich durch sein Französisch uns als Landsmann kund zu geben. Sein Hauptgespräch betraf die damals projectirte Luftdiligence, die bald darauf beym Versuch des ersten Aufstluges platzte. Ich fürchtete ein Gleiches für ihn von seinem Essen. An dieser Tafel war auch nicht die ekelhafte Mode zu Hause, sich nach dem Diner in Gegenwart der nebenan sitzenden speisenden Damen zu waschen und zu gurgeln, was bey uns jedem Bauerburschen eine Ohrfeige von seinem Vater zuziehen würde. — Der Oekonomie halber essen die Pariser oft mit Vieren von Einer Portien. Das gewöhnliche Gespräch betraf das Essen,

wo sie wie [illegible] Familien bey Tische thun, sich das Genossenwerdende durch Lob versüßen.

Die Marquurs sind in der Regel Schlingel, die nur dann einen als Mann von Stande respectiren, und auf ein Trinkgeld hoffen, wenn man sie recht en canaille behandelt.

Nichts ist für den Fremden in Paris gefährlicher, als die Spielhäuser. — Sechs und dreißig und hundert und dreizehn sind die Hausnummern im Palais royal, welche Abends mit einem matten Transparent versehen, es versuchen, die Hoffnungsstrahlen des Gewinnstes in die Gemüther der Vorübergehenden zu werfen, die nur zu oft, gleich unvernünftigen Fliegen, sich in das Gespinnst verwickeln und aussaugen lassen. Die Regierung, von diesem moralischen Menschenopfer unterrichtet, würde auch vielleicht aus Patriotismus den Ausfall dieser Einnahme, die dem Staate von den Pächtern mit mehr, denn einer Million vergütet wird, durch andere Abgaben decken, wenn nicht die meisten

Opfer von Fremden, namentlich von Engländern und Ruſſen, für welche die Franzoſen eben kein beſonderes Intereſſe empfinden, gebracht würden. Der Pariſer ſelbſt, Staatsdiener oder Geſchäftsmann, betritt nie ein ſolches Haus. Wehe dem Kaufmann, der einen ſolchen Gang wagen würde; daß die große Stadt Paris auch kleinſtädtiſch ſeyn kann, würde er ſchon am andern Tage an der Börſe erfahren. Ein reicher Handelsmann ſelbſt würde dadurch ohnfehlbar creditlos. Um aber den jungen Stadtkindern zu wehren, ſich durch dieſe Häuſer des Satans unglücklich zu machen, hat die Polizei mehrere Gensdarmen vor den Eingang in die Spielſäle geſtellt, die jedem jungen, anſcheinend minderjährigen Mann, den Eintritt verſagen, ohne durch irgend ein Geſchenk veniam aetatis zu ertheilen. Ich habe in beiden Häuſern nur das Roulett arbeiten geſehen, welches im Verhältniß von 35 zu 38 ſteht, daher ich es für das am wenigſten ſchädliche Spiel für den Pointeur halte,

und mit den ersten Spielern es selbst dem von reichen Leuten gepriesenen trente et quarante vorziehe.

Die Croupiers haben die infamsten Gesichter, die ich je gesehen; ich war ungewiß, ob ich sie für Scharfrichter, Bordellwirthe oder Banditen halten sollte. Sie sind sehr artig, aber sie besitzen die Höflichkeit des Teufels. Es wird Einem ganz gretchenmäßig zu Muth, wenn man diese nach Moschus duftenden Mephistopheles sieht. Für einen Untersuchungsrichter war ihr Anblick interessant, in dem ein ganzes Strafgesetzbuch lag.

Anders sind unsere guten Croupiers in unsern Bädern, die es noch selten gesehen, daß ein verzweifelter Spieler sich neben ihnen erschießt, oder aus dem Fenster stürzt. Wir haben gewöhnlich reducirte Schneider, abgesetzte Calculatoren, verunglückte Kaufleute, edle Familienväter, die im Sommer sich bey ihren Croupierdiäten besser als mit Nadel- und Pechdraht berechnen. Daher kommt

indessen auch die Ungeschliffenheit dieser Spieler-canaille in unsern Saisons.

Der Eintretende muß in der Vorhalle Hut und Stock gegen Zeichen abgeben, wie ich glaube, um den verzweifelnden Spieler zu verhindern, sich nach irgend einem Exceß eilig zu entfernen. Der niedrigste Satz sind hier zwey Franken, man erhält seinen Gewinn in silbernen Marken von viel geringerem Werth, die man aber jederzeit an der Casse gegen den Werth des Geldes verwechseln kann. In Frascati, einem dritten Spielhause, rue Richelieu, hat man eben so goldene Marken, aus welchem Grunde, weiß ich nicht, vielleicht um den weggehenden, dies nicht beachtenden Gewinner zur Rückkehr zum grünen Todtentische zu veranlassen. Außer den Tönen, wie: „Faites votre jeu, Messieurs. Jeu est fait. Rien ne va plus. Vingt sept, rouge, impair et passe," habe ich keinen Laut dort vernommen. Vielleicht waren alle die Leute taubstumm. Ein unglücklicher Spie-

ter, der die Hand in den Busen steckte, schien sie stark zusammen zu krampfen. Als er sie nachher herauszog, um die letzten zwei Franken zu verlieren, war sie mit Blut gefärbt.

Schon am Morgen nach meiner Ankunft in Paris eilte ich zum hôtel d'Espagne in die kleine Augustinerstraße, um unsern großen deutschen Landsmann „Heinrich Heine," den Erfinder einer neuen Poesie, den Verfasser der erhabenen Nordseebilder aufzusuchen. Er war leider zu seiner Geliebten, der Nordsee, nach Boulogne sur mer abgereist. Ich kannte Heine von Hamburg und war allezeit mit ihm befreundet. Ohne seine politischen Grundsätze zu theilen, habe ich immer den Menschen, nicht den politischen Fanatiker in ihm gefunden. Während Börne, nach meiner Meinung, nicht im Stande wäre, seinen eignen Sohn, von entgegengesetzter politischer Farbe, am Leben zu lassen, sondern à la Isaac mit frommer Abrahamswuth das Messer auf ihn zücken würde, ist Heine viel zu

ſehr Poet und Menſch, um nicht entgegengeſetzte Anſichten zu dulden. Wie viele Auszeichnung bewies er fortwährend meinem ältern Bruder, dem bekannten Hiſtoriker, obgleich dieſer, als ein entſchiedener Anhänger der Legitimität (wofür er in den neuern Zeiten die Undankbarkeit einiger Fürſten erprobt hat), dem jungen Liberalen fortwährend entgegentrat. Aber auch Heine ſcheint andere Principien annehmen zu wollen, was ihm, wenn er einen Einfluß auf deutſche Herzen behalten will, auch anzurathen iſt. Denn wie empörend wirken Börne's Schimpfworte in unſerer Seele, Börne's „Worte," ſage ich, die früher alle deutſchen Gemüther bezauberten. Sollte man glauben, daß der Verfaſſer der Pariſer deutſchen Gaſſenhauer die himmliſche Lobrede auf Jean Paul geſchrieben? Aber Börne hat ſich zu feſtgebiſſen, er kann die fürſtlichen Waden nicht mehr fahren laſſen. Wäre er doch dem Wink des Schickſals gefolgt, ſich einigermaßen dem Jacobinismus zu entziehen, als

ihm auf dem Hambacher Volksfeste von seinen deutschen Mitthronstürmern Mantel und Uhr gestohlen sind!

Heine übersetzt jetzt mit Hülfe des Löw-Weimars seine Reisebilder und soll nach dem Urtheil der Franzosen schon ihrer Sprache ganz mächtig seyn. Sein Buchhändler, ein gewisser Renduel, lobt ihn so sehr, daß er sogar meinte, er habe zu viel Geist für die Franzosen. Wenn Börne den Heine einen abtrünnigen Republikaner schilt, so ist das gewiß Unrecht, da Heine eigentlich diese Principien, als er das Junker- und Pfaffenthum angriff, nie gehabt, noch gezeigt hat. Kein Land ist übrigens weniger für eine Republik gemacht, als Frankreich, das sein größtes Glück immer unter ruhmsüchtigen, streitbaren und souveränen Fürsten gesucht und gefunden hat. Es giebt nicht viele Carnots unter den Franzosen.

Nichts hat Heine in den Augen der Bessern mehr geschadet, als sein Streit mit dem Gott des

Rhythmus, dem ſonſt höchſt mittelmäßigen Poeten, Grafen Platen. Allein er war ſchwer gereizt, es iſt in der That nicht adelig, einem ſolchen Geiſte, wie Heine, die jüdiſche Herkunft vorzuwerfen. Beſſer als Heine hat Immermann durch ſeine derben, aber doch wieder gemäßigten Sonette den Herrn Grafen mit ſeinen falſchen poetiſchen Locken als deutſchen Michel entlarvt, allein trotz dem, daß man Heine allgemein deshalb tadelt, hat ſeine Schrift einen reißenden Abſatz gefunden. Es iſt ein ſchlechter Zug der Menſchen, daß ſie Vieles öffentlich verdammen, was ſie insgeheim begünſtigen.

Der letzte Tag meines Aufenthaltes in Paris ſollte mir die Trennung davon beſonders erſchweren. Ich lernte unſern berühmten Landsmann, den Verfaſſer der Briefe eines Verſtorbenen, den geiſtigen Obſthändler, der uns mit ſeinen „Tutti frutti“ manche frohe Stunde verſchafft, ſo wie den geiſtreichen Alexander Dumas kennen. Er

wurde mir ſehr ſchwer, den dringenden Aufforderungen, noch einige Tage mit ihnen in Paris zuzubringen, zu widerſtehen. Allein ich fürchtete einmal, daß die außerordentlich günſtige Meinung, welche die Herren von meinem Geiſte gefaßt zu haben ſchienen, wie ein Börſenpapier im Cours ſinken, und ich dadurch von den angenehmen Eindrücken dieſer flüchtigen Bekanntſchaft beider Männer verlieren möchte, dann aber folge ich übrigens ſtets meiner entworfenen Reiſeroute, was Einem eine gewiſſe Ruhe und Selbſtſtändigkeit giebt, anſtatt daß man im entgegengeſetzten Falle, bey Widerwärtigkeiten, ſich immer den Vorwurf, nicht ſeinem erſten Plan gefolgt zu ſeyn, machen muß.

Der Fürſt war gerade im Begriff, einen Zweikampf zu beſtehen, welchen angeblich ſeine Feder ihm zugezogen, obgleich er mir damals verſicherte, daß er keinen Gedanken daran gehabt, ſeinen angeblich gekränkten Gegner zu verletzen. Als ich

ihm meine Theilnahme und die Bereitwilligkeit ausdrückte, so gut wie möglich als Vermittler zu agiren, dankte er mir freundlich, setzte aber dabey mit Wärme hinzu: „Uebrigens nehme ich Ihre „Wünsche für mein Wohl freundlich an, wer „weiß, was sie für Wirkungen thun.“ Das Duell ist bekanntlich vollzogen, ob meine Wünsche unsern interessanten Landsmann schußfest gemacht, weiß ich nicht, aber ich glaube, aufrichtig gesprochen, doch etwas daran. Daß man bloß zur logischen Uebung beten soll, und daß die Gewährung nie Folge des Gebets ist, sondern aus mathematischen Nothwendigkeiten stammt, ist mir immer ein unerträglicher Gedanke gewesen.

Der Fürst hatte damals noch die Absicht, Amerika, und in demselben die Seebäder zu besuchen, wo sich die Aristokraten der Republik im Herbste versammeln. Seine Haltung, sein Anstand, Alles ist edel, und er spricht vielleicht noch besser,

als er ſchreibt. Wenn man ihm hier und da vielleicht einige Indiscretion verwerfen kann, ſo ſcheint mir doch, daß die Liebe zur Wahrheit alle Rückſicht bey ihm überwiegt. Er lobte den Geiſt des Königs, dem er durch Herrn von Montalivet vorgeſtellt war, und bedauerte vor allen Dingen, daß Heine, den er gerne kennen gelernt hätte, nicht in Paris ſey.

Ich hatte Dumas in ſeiner Wohnung aufgeſucht, ihn aber verfehlt. Man ſagte mir, daß er bey Rothſchild eingeladen ſey, und vor ein Uhr Nachts nicht zurückkehren werde. Sein Bedienter, anſcheinend ein ehemaliger Soldat, amüſirte mich ſehr. Obgleich derſelbe keine Ader von Poeſie zu haben ſchien, ſprach er doch von ſeinem Herrn mit einem ſolchen Reſpecte, wie nur irgend ein Prieſter vor ſeinem unſichtbaren Oberhaupte haben kann. Er unterhielt mich nur von Aegypten und von einer Reiſe, die er bald mit ſeinem Gebieter

zu unternehmen hoffe. Ich ließ mir Papier, Dinte und Feder geben, und ſchrieb ein Billet, worin ich mein Bedauern, ihn verfehlt zu haben, dem Herrn Dumas ausdrückte, übrigens meine Adreſſe zurückließ. Noch war mein Diner nicht beendet, als ich herausgerufen wurde. Vor mir ſtand Alexander Dumas, ein ſchwarzer Krauskopf, mit feurigen Augen, der mich mit einer liebenswürdigen Artigkeit überhäufte, wie ſie mir nie vorgekommen iſt. Als er ſah, daß ich von meinem Entſchluß, Paris morgen zu verlaſſen, auf keine Weiſe abzubringen war, bat er mich, damit wir doch ein halbes Stündchen zuſammen plaudern könnten, ihn jenſeits der Seine an ein Haus zu begleiten, woſelbſt er zur Tafel geladen war. Auf dem pont neuf, dicht bey Heinrichs des Vierten Statue, als wir uns eben von Duellen unterhielten, und ich ihm die Geſchichte mit dem Fürſten erzählte, die ihn ungemein intereſſirte, ließ er ein Cabriolet anhalten, in welchem ſein Verleger

ſaß, mit dem er kurze Zeit nachher einen Zweikampf gehabt hat. Mein freimüthiges Urtheil über den allgemein herrſchenden niederträchtigen, gottesleugneriſchen Geſchmack, der ſich in den meiſten franzöſiſchen Romanen und Novellen offenbart, ſchien ihm nicht zu mißfallen. „Ihr Deutſchen „habt nobele Grundſätze," bemerkte er, „jeder „Deutſche hat etwas von Schiller an ſich," fuhr er, nicht ohne Wahrheit, fort, und geſtand dabey, daß der franzöſiſche Geſchmack allerdings verderbt ſey. — Eugene Sue's Gräuelbilder, ſeinen Ater, Göll und Salamander entſchuldigte er mit deſſen Reichthum an Gelde. Ein Menſch, der keine Lebensſorgen habe, mache ſich welche durch allerhand Fratzen, das ſey bekannt. Ueber Victor Hugo bemerkte er, daß er mit dieſem ſo gut Freund ſey, wie dies zwei Nebenbuhler des Ruhms in Paris ſeyn könnten. Wir ſchieden mit dem Verſprechen des lebhafteſten Briefwechſels, den ich noch nicht begonnen habe, bloß, weil ich ein Aufhören und

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

eine Unterbrechung deſſelben nie verſchmerzen kann, obgleich ſo Manche ſich ſchon in dieſem Punkte an mir verſündigt haben.

Als ich am andern Tage zur Abfahrt mich wiederum auf dem Poſthofe eingefunden, beſtieg ich die Diligence, die für etwa drei Piſtolen in zwei und ſiebenzig Stunden nach Straßburg fährt. Der Courier oder die Malleposſt, welcher neunzig Franken koſtet, und dieſe Tour in neun und vierzig Stunden macht, war fortwährend auf länger als acht Tage ganz belegt. Eine höchſt intereſſante Reiſegeſellſchaft waren mir zwei barmherzige Schweſtern aus Chalons, die eine Novize aus den Händen der Vorſteherin in Paris empfangen hatten, und mit ſich führten. Das arme Mädchen ſchien, trotz der zärtlichen Freundlichkeit, womit es von ſeinen neuen Schweſtern behandelt wurde, entſetzlich betrübt. Ich gewann bald die Ueberzeugung, daß nur eine unglückliche Liebe es zur Entſagung

aller irdiſchen Freuden und zum Schleier der Entbehrung vermocht habe. Die beiden andern Damen, Schweſtern der Vorſehung (soeurs de la Providence) genannt, opfern ihr ganzes Leben dem Unterrichte armer Kinder und der Pflege der Kranken. Sie ſtehen um vier Morgens auf, ſpeiſen um elf, und weihen ſich dann bis acht Uhr ihrem ewigen beſchwerlichen Dienſte, der Menſchheit. Alsdann folgt vor dem Schlaf eine einzige halbe Stunde zur Erholung, die zur Recapitulation deſſen, was heute geſchehen, und zur Vorbereitung auf die morgenden Geſchäfte verwandt wird.

Der Poſten einer Vorſteherin, ſelbſt der in Paris, wechſelt nach einigen Jahren. Sie haben eine ſo ſtrenge Obſervanz, daß ſie in Meaux ſogleich in ein Kloſter ihres Ordens eilten, und mir verſicherten, daß es in einem Orte, wo ein ſolches Inſtitut beſtehe, ihnen nicht vergönnt ſey, bey ihren Eltern einzukehren. Das Betragen der Damen

war musterhaft, ihre Unterhaltung in der That herzerhebend, besonders wenn sie von der Verpflegung der Cholerakranken, die bekanntlich an entsetzlicher Herzensangst leiden, redeten. „Bey diesem „Uebel," bemerkten sie, „kommt es darauf an, daß „der Krankenpfleger Religion und Liebe besitzt, „um die Unglücklichen entweder in ihrer letzten „Stunde zu stärken und zu trösten, oder gar durch „Gottvertrauen zu heilen." Obgleich ich ein guter Protestant bin, so glaube ich doch, daß nur der Katholicismus solche werkthätige gläubige Blumen der Menschheit treibt. Die Verehrung, welche diesen Damen gezollt wird, ist nicht gering, sie werden fast allenthalben wie Heilige betrachtet. Uebrigens erklärten sie sich erbötig, auch in protestantischen Ländern Deutschlands ihr Institut zu verbreiten, und waren bereit, es sofort nach ihren Gesetzen einzurichten. Es würde uns gewiß an Candidatinnen fehlen, manche Dame würde wol lieber, im Fall der Wahl nach van Diemens-Land gehen,

und ſich eher mit dem häßlichen irdiſchen, als mit dem ſchönen himmliſchen Bräutigam vermählen.

Hinter Epernay, in einem kleinen Dorfe, hält die Diligence, um den Champagner an Ort und Stelle für den Preis von drei Franken zu genießen. In Bar le Duc ſpeiſt man am zweiten, am dritten Mittage zu Sarrebourg, wo man zuerſt, ohne ſich zu ſchämen, Sauerkraut ißt. Die Poſt hält einige Stunden in Nancy, woſelbſt die Reiſenden ſich auf kurze Zeit dem Morpheus in die Arme werfen, weil dort mehrere Poſten, namentlich die Burgunder aus Dijon, ankommen. Hier ſollte ich vom Wirth geprellt werden, half mir aber wieder, als ich mit der Preſſe drohte. Außerdem ſah ich noch zwei neue Dinge, den erſten Franzoſen von Stande, betrunken, auch las ich hier zuerſt an einem Hauſe die deutſchen Worte:

„Hier logiehrt man zu Fußz."

Unſer Conducteur Antoine Paulus war ein lie-

benswürdiger heiterer Mann. Den vielen Gensd'armen, welche fortwährend die Päſſe, und insbeſondere den meinigen verlangten, rief er oft ſcherzhaft zu: **Vous voyez donc, Messieurs, que ce Monsieur n'est pas la Duchesse de Berry.** So wie wir uns der Deutſchen Gränze näherten, wich die Franzöſiſche Heiterkeit, Elſaſſiſcher Stolz, Robespierre-Ideen, ſchlechtes Franzöſiſch und ein gleiches Deutſch kamen zum Vorſchein, und ich wünſchte mir Glück, als ich, die Rheinbrücke bei Kehl paſſirend, meinen Hut vor der erſten Badiſchen Schildwache abgenommen, in das liebe glückliche geſegnete Land, und zwar nach Baden fuhr. Ich bin nicht ohne Dankbarkeit gegen Franzöſiſche Höflichkeit, aber als guter Deutſcher, und zufrieden zu meinen Laren und Penaten zurückgekehrt. Ich könnte hier meine Skizzen füglich enden. Allein ein Abentheuer ſeltner Art, welches mir in Paris begegnete, qualificirte ſich wohl noch, als Anhang dem bereits Vorgetragenen beigeſellt zu werden, und dies um ſo

mehr, als erſt in der neueſten Zeit ein ähnliches Ereigniß im Norden lange das Geſpräch des Tages geweſen iſt. Ich wünſche dem dabei Betheiligten einen ähnlichen Ausgang wie den meiner Hiſtorie, die ſich übrigens

„Der anonyme Brief"

nennt. An den Kalenden jedes Monats ſpringen die Waſſer in St. Cloud und in Verſailles. Ich war nach dem erſten, nur zwei Lieues von Paris entfernten Ort gefahren, um dem großen Kaskadenſchauſpiel zuzuſchauen, als ich einen Mann von etwa dreißig Jahren gewahrte, der ſtumm und ernſt in ein großes Baſſin blickte, und plötzlich wie der Goethiſche Schiffer in daſſelbe ſank. Die Hülfe war ſchwer, weil man den Gefallenen nicht leicht erreichte, indeſſen gelang der Fang den agilen Franzoſen, man fiſchte den Menſchen, und brachte ihn in ein nahe gelegenes Haus. Das Gerücht, welches ſich verbreitete, daß der Waſſermann ein Deut-

ſcher ſey, hieß mich den triefenden Ferſen folgen. Aber wer begreift mein Erſtaunen, als der ins Leben Zurückerufene mich ſtarr anblickte, und dann meinen Namen ausſprach. Ich kannte ihn zwar nicht, er ſagte mir aber, daß er ein Holſteiner ſey, verſprach mir, da ein Arzt ihm das Reden verbot, ein Rendezvous am andern Tage im Palais-Royal, und ſtellte ſich auch dort zur angegebenen Stunde richtig ein. Den Fall in das Baſſin erklärte er dabei für ein unfreiwilliges Unglück, woran ich übrigens nicht recht glauben konnte.

„Ich bin," hub mein guter Landsmann, als wir allein auf dem café hollandois ſaßen, und eine Havannah-Cigarre ſchmauchten, die man eben ſo gut in Paris, wie in Bremen haben kann, „aus „der Gegend zwiſchen Uetersen und Elmshorn zu „Hauſe. Obgleich ich einige Jahre jünger bin als „Sie, habe ich Sie doch oft in meiner Jugend ge„ſehen. Wenn Sie drei Brüder, und vor allen

„Ihr älteſter Bruder, Peter, auf ſeinem Norwegi=
„ſchen Nurbakker, vor den Knaben daher ritten, die
„er als General en chef commandirte, da ver=
„wünſchte ich mein väterliches Haus, „die hölzerne
„Trompete," das eine halbe Meile vom Kloſterflecken
„entfernt, mich nur zu ſehr abhielt, dem freiwilli=
„gen Soldatendienſt mich öfters zu weihen. Wiſſen
„Sie noch wohl, daß Sie einmal, im Jahre 1808,
„als Sie zum Elmshorner Markte gingen, etwas
„Weißes vor unſerm Hauſe fanden, das Sie im
„älterlichen Wirthshauſe unterſuchten? Das harte
„Ding, welches Sie für eine weiche Stein= oder
„Erdgattung erklärten, war am Ende nichts als
„ein Buchweizenklütjen — Kloß. — Es wurde
„viel bei der Gelegenheit gelacht. — Das iſt faſt
„die erſte Erinnerung meiner Jugend."

Ich entſann mich dieſes Scherzes, und er fuhr fort: „Zwar nur der Sohn eines armen Krug=
„wirths, ſtamme ich doch, wie Sie gewiß ſchon

„gehört haben, von einer sehr angesehenen Familie.
„Ich heiße eigentlich von A... laire, obgleich
„schon mein Großvater den einfachen Namen Kelt-
„ring angenommen hat. Denn sein Vater, ein
„geborner Franzose und Liebling Peters des Großen,
„war diesem nach Holstein gefolgt, als der Schwe-
„dische Mordbrenner Stenbock vom edlen Czar, der
„meinen Aeltervater sehr liebte, nach der Ein-
„äscherung von Altona verfolgt wurde."

„Zwischen Uetersen und Elmshorn dicht beim
„väterlichen Hause stehen ja noch die Schanzen,
„welche einst der Russische Kaiser dort aufwerfen
„ließ. Hinter diesen bivouakirte der Urgroßvater
„mit seinen ihm untergebenen Kriegern. Da ge-
„schah es denn eines Tages, daß ihm auf dem
„Wege zum Tannenbaume ein Staatswagen mit
„flüchtigen Bauerpferden begegnete. Die ungeschick-
„ten Lenker lagen etwa eine Viertelstunde zurück
„auf der Erde, in der Kutsche aber befand sich eine

„Dame, welche durch ihre außerordentliche Schön-
„heit, wie durch ihre Noth, meinen Urgroßvater blitz-
„schnell bestimmte, sich mit Lebensgefahr den scheuen
„Thieren entgegenzustellen, und sie zu ihrer Pflicht,
„einer gestrengen Klosterdame des adelichen Stifts
„Uetersen nicht auf eine so rasend schnelle Weise
„Hofdienste zu leisten, zurückzuführen.“

„Die Gerettete war eine Comtesse.....lev,
„eine Dame von hoher Geburt. Mein Urgroß-
„vater fuhr sie selbst in ihren Wohnort zurück, und
„nahm ihren Dank mit, nachdem er sein Herz bei
„ihr gelassen. Sein Besuch ward wiederholt, man
„gestand sich das Feuer, welches ohne Geständniß
„das einzelne Herz zu versengen schien. Indessen
„folgte dieser Eröffnung zu gleicher Zeit das Ein-
„geständniß der Unmöglichkeit einer Verbindung.
„Die Comtesse war von ihrem ahnenstolzen Vater
„einem reichen Holsteinischen Grafen bestimmt, mein
„Urgroßvater, der als Protestant Frankreich ohne

„gehörige Familienpapiere verlaſſen, um ſein ver-
„lornes Vermögen, wo möglich, unter dem berühm-
„ten Czar, wieder zu gewinnen, ſtand im Dienſte
„eines Monarchen, der auch andere Pläne mit ihm
„hatte, als ihn mit einer Ueterſer Kloſterdame zu
„verheirathen, und nun gar zur Kriegszeit war
„nicht daran zu denken. Indeſſen hatte die Wur-
„zel der Liebe viel zu tief im urgroßväterlichen Her-
„zen ſich verzweigt. Der Beſitz ſeiner Geliebten
„erfüllte alle ſeine Gedanken. Er verließ ſie nur
„auf ſehr kurze Zeit, um den verruchten Stenbock
„bei Tönningen demüthigen zu helfen. Dann ging
„er zum Czar, geſtand ihm ſeine Liebe, wurde ab-
„gewieſen, und forderte erzürnt ſeinen Abſchied,
„den er auf der Stelle erhielt. Er war jetzt ein
„äußerlich armer, aber innerlich reicher Bräutigam.“

„Eine Entführung war das einzige Mittel, ſich
„den Beſitz meiner Urgroßmutter zu ſichern. Dieſe
„gelang. Die Liebenden wurden in Hamburg ge-

„traut. Nachdem der ohnmächtige Familiendonner
„verhallt war, kehrten Beide nach Holstein zurück,
„und erbauten dort das zwischen Uetersen und
„Elmshorn belegene Haus, welches, weil dort
„eine hölzerne Trompete beym Legen des Grund-
„steins, aus der Russenzeit her, gefunden ward,
„diesen allgemeinen Namen erhielt. Alles, was
„meine Urgroßältern besaßen, bestand aus einigen
„Pretiosen, die aber zum Ankauf des Hauses aus-
„reichten. Ihre Aussicht war traurig, mein Ur-
„großvater dachte an Frankreich, meine Urgroßmut-
„ter an Aussöhnung mit ihren Eltern. Ein Jahr
„verging unter Sorgen und Plänen. Mein Groß-
„vater war geboren. Da half ein deus ex machina
„aus aller Noth. Am 22. Aug. 1716 schlug der
„Blitz in das Haus, und tödtete, ohne zu zünden,
„durch einen Schlag den Herrn von A . . . laire
„mit seiner gräflichen Gattin. Das zwischen ihnen
„ruhende Kind, mein Großvater, blieb unversehrt. —
„Dieses kam unter Vormünderhände, die eigenmäch-

„tig ihm ſeinen Namen mit dem des Keltring ver=
„tauſchten, und den Knaben mit den ihrigen, ſo
„wie mit den Schafen und Kälbern erzogen. Mein
„Großvater wuchs empor, freite eine Bauerntochter,
„und legte eine Krugwirthſchaft „zur hölzernen
„Trompete" an. Mein Vater trat in ſeine Fuß=
„ſtapfen, indeſſen muß ich ihm es ewig Dank wiſ=
„ſen, daß er ſo viel von dem alten ritterlichen Blute
„in ſeinen Adern rollen fühlte, daß er Alles an=
„wendete, um mir die beſtmöglichſte Erziehung zu
„geben. Da ich von dem geſchickten Cantor Oſen=
„brüggen und dem muſikaliſchen Subrector Lau die
„beſten Zeugniſſe erhielt, faßte er die Lieblingsidee
„hochmüthiger Ueterſer Väter, mich zu einem Käſe=
„höker in Hamburg in die Lehre zu thun, und
„ſchickte mich zu dem Ende in den vortrefflichen
„Sprachunterricht des Rectors Andreſen, eines Man=
„nes, deſſen Namen alle ſeine Schüler nur mit
„dem Gefühle der innigſten Verehrung hauchen.
„Sein Spruch: „nil bonum nisi quod honestum"

„iſt mir tief ins Herz gegraben. Sie ſehen, ich „habe auch Latein preſtirt.“

„Aber gerade dieſem Satze verdankte ich es, daß „ich bald darauf ein kleines Glück ſtolz von mir „wies. Am Vorabend meiner projectirten Abreiſe „nach Hamburg, nach beendeter Confirmation, ging „ich erfreut über die Ehre, von meinem guten „Rector als Ritter der Verdienſttafel ausgezeichnet „zu ſeyn, noch zum Deich, um auf der Sägemühle „und einigen angränzenden Häuſern ein Lebewohl „zu ſagen. Da begegnete mir in der Dämmerung „ein athemlos keuchender Mann, der ſich mir bald „als einen Franzoſen zu erkennen gab. Er erzählte „mir, daß er von Napoleons Schergen verfolgt „werde, weil er der Bourboniſchen Partei zugethan „ſey, und bat mich um Gottes willen, ihn doch zu „ſchützen und zu verbergen. Ich haßte den Unter„drücker meines Vaterlandes, der Gedanke dazu, „einen Unglücklichen zu retten, war zu bezaubernd

„für mich. Ich geleitete ihn über Katzhagen, Leh
„und Heidrege, und über das Feld ins väterliche
„Haus, wo ich ihn, ohne meine Eltern davon zu
„unterrichten, zwei volle Tage auf dem Boden ver-
„barg. Faſt hätte ſich übrigens der Franzoſe mei-
„nem ängſtlichen Vater verrathen, weil er in un-
„widerſtehlicher Anwandlung eine Wurſt vom Rauch-
„fang genaſcht hatte."

„Unter allerlei Vorwänden hatte ich die Abreiſe
„verzögert. Am dritten Tag brachte ich meinen
„Pflegbefohlnen nach Glückſtadt, wo es ihm gelang,
„durch Beſtechung eines Matroſen, an den Bord
„eines Engliſchen Schiffs zu entkommen. Mittler-
„weile waren fortwährend Hausſuchungen nach ei-
„nem Engliſchen Spion gehalten. Mein Schütz-
„ling bot mir beym Abſchied eine volle Börſe, ich
„ſchlug ſie indeſſen ſtolz aus. Nach ſeinem Namen
„fragte ich ihn aus Delikateſſe nicht, er begehrte
„den Meinigen, den ich ihm als „Keltring" gab. —

„Wir ſchieden; er muß todt ſeyn, ich vernahm von „ihm nichts wieder. Meine Lehrjahre in Hamburg „waren hart und ſauer. Leider war der Sohn des „Hauſes ein Scheuſal in Menſchengeſtalt. Nach„dem ich oft mit großer Mühe eine in dem Hauſe „meines Principals heranwachſende Waiſe, eine „weitläuftige Anverwandte des Hauſes, vergebens „vor Rudolphs Mißhandlungen zu ſchützen bemüht „geweſen war, ward dieſer bei der erblühten Jung„frau, der holden Lina Walter, als wir uns ſehen „gegenſeitig, nur noch nicht mit Worten, unſere „Liebe geſtanden, mein erklärter Nebenbuhler. Gern „hätte ich das Haus verlaſſen, aber ich mußte noch „contractmäßig einige Jahre als Gehülfe bei mei„nem wackern Principal dienen, der mir dann auch „das erforderliche Geld zu einem Krämeretabliſſement „in Uetersen verſprochen hatte. Aber auch dieſe „Zeit verging; geſtärkt durch Lina's unvergängliche „Zärtlichkeit hatte ich ſchwere Knechtſchaft ertra„gen. Ich ging nach Uetersen. Allein nur glück-

„lich in der Liebe, traf mich ein Unglück über das „andere. Mein Handel litt, täglich verringerte „sich die Hoffnung, die holde Lina bald mein nen„nen zu können. Dieſe, den rohen Zumuthungen, „wie den wahnſinnigen Schwüren Rudolphs zu „entgehen, hatte bald nach mir das Haus des „Oheims verlaſſen, und war bei einer adelichen „Dame in Altona als Kammerjungfer in Dienſt „getreten, mit der ſie bald auf Reiſen ging. Sie „ſchrieb mir dann und wann, ſich fortwährend über „Rudolph beſchwerend, der ſie, wie ein Schatten „verfolge. Da erhielt ich am 5. Februar dieſes „Jahres einen anonymen Brief, aus Paris, fol„genden Inhalts:

„„Sie werden ſich erinnern, als junger Mann „„einen franzöſiſchen Flüchtling beherbergt und ge„„rettet zu haben. Ihr Schützling iſt todt. Er „„hat Sie zwar zum Univerſalerben eingeſetzt, „„allein der Inteſtaterbe des Teſtators hat den

„„letzten Willen unterschlagen. Gegen eine billige
„„Belohnung werden Sie darüber die gewünschte
„„Auskunft nebst den erforderlichen Beweisen durch
„„den Schreiber dieser Zeilen im Weidenhofe zu
„„Frankfurt erhalten, wo ich Anfang März dieses
„„Jahres eintreffen werde.““

„Diese Zeilen machten mich zum seligen Men-
„schen. Gott dankend stürzte ich freudetrunken auf
„die Knie, dann gedachte ich meiner Lina, der ich
„sogleich das Vorgegangene meldete. Ich suchte mein
„Personen in Ueterisen durch einen Gehülfen zu er-
„setzen, realisirte was ich irgend entbehren konnte,
„und reiste freher, als wenn ich hätte zum Kaiser
„gekrönt werden sollen, der Bundestagestadt zu. —
„In Gießen begegnete mir Rudolph, der sich über
„mein französisches Glück zu freuen und beinahe
„herzlich schien.“

„Ich war beym Herrn Schnorr abgetreten, als
„ich mich sogleich erkundigte, ob nicht ein fremder

„Franzoſe nach mir gefragt habe. Ich erhielt eine „verneinende Antwort, die ſich übrigens täglich, ſechs „ganze Monate, erſt zum Lächeln, dann zum Mit„leid des Oberkellners wiederholte. Das war eine „fürchterliche Zeit. Niemand kam. — Da ent„ſchloß ich mich in der Verzweiflung, die Verwand„ten meiner väterlichen Familie mit den wenigen „Documenten, die noch von meinem Großvater „ſtammten, aufzuſuchen, feſt entſchloſſen, ohne ir„gend eine Hülfe nicht nach Uetersen, woſelbſt „ohnehin der Banquerott vor meiner Thür lauerte, „zurückzukehren. Ich erfuhr hier auf der Po„lizei, daß nur noch ein Graf A..laire in Pa„ris lebe, der aber gerade jetzt nach Deutſchland „und zwar nach Baden gereiſt ſey, welcher mir „übrigens als ein hypochonderer alter Junggeſell „geſchildert wurde. Von ſeinem Caſtellan, einem „närriſchen Menſchen, der ſich jetzt in St. Cloud „aufhält, konnte ich gleichfalls keine Auskunft be„kommen.“

„Abermals waren mir alle Hoffnungen fehlge-
„ſchlagen. In dieſem Zuſtande ſahen Sie mich
„geſtern zu St. Cloud, als ich, ich weiß nicht, ob
„als Wahnſinniger oder als Selbſtmörder in das
„Baſſin ſank. Es ſchien mir, als winkte mir das
„Bild meiner Lina aus der ſtillen Fluth. Ich
„ſchäme mich meines Mangels an Gottvertrauen,
„das ſich gleich nach dem Vorfall wieder gehoben
„und jetzt ſchon einige Früchte getragen hat."

„Ich erhielt nämlich heute einen Brief von
„meiner Lina aus Baden. Sie hat dort den
„Grafen A.. laire in dem Hauſe ihrer Gebieterin
„kennen gelernt, der ſie beſonders auszeichnet, und
„ſogar ſchon von Erbeseinſetzung mit ihr geſpro-
„chen. Noch hat ſie es übrigens nicht gewagt,
„von mir und ihrer Liebe zu mir zu reden. Das
„ſoll ich thun, und zu ihr herüberkommen. Ich
„reiſe morgen. Zu dem giebt mir Lina Kunde,
„daß Rudolph an einem Sturz vom Pferde in

„Heidelberg geſtorben iſt. — Er hat ihr ſchriftlich „vor ſeinem Tode geſtanden, daß er der Verfaſſer „des anonymen Briefes ſey, und daß er uns be„horcht habe, als ich früher und ein einziges Mal „die Geſchichte mit dem Fremden erzählt hatte."

Wir ſchieden. Vierzehn Tage ſpäter ſehe ich Keltring, Herrn von A..laire, an den Armen ſeiner Lina, in der himmliſchen Allee von Baden nach Lichtenthal gehn. Neben ihnen ſpaziert ein alter Franzoſe, offenbar von ſehr vornehmer Familie, der durch das Geſpräch der guten Lina ſichtbar erheitert ſcheint. — Mein Landsmann gewahrte mich kaum, als er auf mich zuſtürzte, meine Hände ergriff und ausrief: „Denken Sie ſich, beſter Herr von Kobbe, dieſer Herr, mein Onkel, der Graf von A..laire iſt" — — „Ihr Franzöſiſcher, in Ueterſen geretteter Spion," verſetzte ich trocken.

„Aber um des Himmels willen, woher wiſſen Sie das?" erwiederte er beſtimmt, und ſelbſt die

blauäugigte Lina blickte mich halb ſcheu, wie einen Magier an. „Aus dem einfachen Grunde," entgegnete ich, „weil mir durch die Gnade Gottes auf meinen Reiſen alle Begebenheiten zu Novellen werden. Das Leben iſt das intereſſanteſte Buch, die ſchönſte tauſend und eine Nacht, welche es giebt. Nur das Leben dichtet, der Dichter iſt ſein Schreiber."

Jocosus Bremanus

der neue Komiker

der

Bremer Pietiſten-Geſellſchaft.

Von

Theodor von Kobbe.

Oldenburg. 1845.
In Commiſſion der Schulzeſchen Buchhandlung.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK-MEDICINISCHE
BERLIN

Und die Pietiſten in Bremen ſaßen zuſammen, um Rath zu halten. —

Und ſchwiegen lange.

Endlich aber ſprach Einer: „damit unſere Herrſchaft von jener Welt ſei, muß ſie es auch von dieſer ſein. — Und alſo haben wir auch geſtrebt ſeit mehr denn hundert Jahren.

Und wir waren reich und angeſehen in dieſer Stadt.

Und wenn auch einige Mäuler ſich rührten, ſo that es doch keine Feder.

Denn die frommen Bremer wiſſen wohl, daß der arme Haufe unverſtändig iſt und nichts weiß um des Herrn Weg und ihres Gottes Recht.

Daher glauben ſie was wir ihnen verſagen —

Und wen ſie von ihren Mitbrüdern aus chriſtlicher Liebe haſſen und verfluchen müſſen.

Aber in Oldenburg wohnt ein Schalksnarr, der uns ſtets in den Weg tritt;

Und behauptet, wir wären der Liebe baar —

Und voll Lug und Trug und Verfolgungsſucht —

Und deckt die geheimen Falten unſers Herzens auf —

Und ſtellt dies in Schriften dem Volke dar.

Dies aber ergötzt ſich daran und er hat die Lacher auf ſeiner Seite.

Wohlan, laßt uns wider den mit gleichen Waffen fechten.

Wer unter uns iſt witzig oder gar ein Humoriſt?

Und die Anweſenden wurden auf die Wage des Witzes gelegt.

Und siehe! sie waren Alle zu leicht befunden.
Ueber den Humor aber konnte keiner Auskunft geben.
Denn der Humor setzt ein warmes Menschenherz, Nachsicht gegen seine Mitmenschen und Selbstverspottung voraus.
Ein Humorist ist ein Harlekin, sprach ein zusammengeschrumpfter Pietist mit heiserer Rabenstimme.
Da schaute der Aelteste aus dem Fenster, welches er alsbald öffnete und rief „Bremanus!“
Und ein trat ein dickleibiger Mann mit rothen Wangen, doppeltem Kinn und dünnen Beinen.
„Bremanus!“ sprach der Aelteste, „es ist noch nicht „lange her, daß Du Deine Austern und Madeira ohne „Gottesfurcht genossest. Jetzt thust Du es mit derselben, „und sie bekommen Dir gewiß besser.“
Ei freilich, versetzte Bremanus und verdrehte die Augen wie der älteste Mucker.
„Nun wirst Du doch uns Allen dankbar sein, daß wir deine Seele retteten.“
Von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe. —
„Siehe, wir haben Dich erkoren als Werkzeug unserer „Rache. — Denn es ist noch nicht lange her, daß wir Dich den „Weinstuben entrissen, wo Spaßhaftigkeit und Witz zu Hause „sind, wie bei uns Buße und Bekehrung. — Daher treibe „Du so viel Witz wie möglich auf, und wenn Du ihn kaufen kannst, so bezahle ihn. — Gift und Galle und Verläumdung darf nicht fehlen, doch Dein Aufsatz gegen unsere „Oldenburger Feinde nicht so bitter sein, daß das Publikum am Lachen verhindert wird.“
Aber, sprach Bremanus mit frommer Geberde, begehe ich da nicht eine Sünde?
„Nein, guter Bremanus! Der Zweck heiligt die „Mittel. — Es gilt die Vertheidigung unserer Lehren und „Umtriebe, und müssen wir einen witzigern Vertheidiger haben, als Beate und Toel, die uns mehr geschadet als „genutzt haben.“
Ach, Ihr Herrn, wenn Ihr nicht witzig seid, ich bin es auch nicht.
„Schließ Dich ein, bete mit Vertrauen um Witz, und „er wird Dir werden, gleich dem König Salomo, der weiser „war denn alle Menschen, auch weiser als alle Dichter „und um das letzte ist es uns hauptsächlich zu thun. Aber „nicht blos den Theodor von Kobbe sollst Du der Lächerlichkeit Preis geben, sondern auch Adolf Stahr, dessen Name

„in ganz Deutschland viel gilt, und der uns durch seine „Verbindung mit fremden Zeitungen schaden kann.“

Theodor von Kobbe nennt sich Humorist. Da wir „[illegible] ein solches Wesen nicht kennen, so haben wir „beschlossen, es gleichbedeutend mit „Harlekin“ zu nehmen. Du „aber, Bremanus, sollst Dich Jocosus nennen, da ist Dein „Name schon komisch und reizt zum Lachen. Aber wenn Du an „Stahr kommst, so erhole Dir Raths bei unsern Geistlichen.“

Und Bremanus ging in sein Kämmerlein und schrieb die vor uns liegende Schrift „Die Oldenburger in Bremen. Ein Dankschreiben von Jocosus Bremanus.“

Die Pietisten sollen förmlich wiehern wie junge Füllen über dieses Werk — sie erklären es, wie man mir schreibt, für ein Meisterstück. — Manche Wange grinst nolens volens, die es seit Jahren verlernt hat, denn es wird zur Ehre der Kirche gelacht.

Zuvörderst bemerke ich, daß der Verfasser abermals von der großen anonymen Brunnenvergifterfamilie ist, wovon Einer mir neulich, wie ich das gewohnt bin, einen Drohbrief auf Leib und Leben in den gemeinsten Ausdrücken geschickt hat. — Noch hat sich Keiner von den Wegelagerern gegen mich genannt. Die Kerle haben alle und jegliche Furcht, bis auf die Furcht Gottes, den sie mit ihren Lügen zu bethören hoffen.

Im Eingang gedenkt Jocosus der Frechheit, womit die Oldenburger die geistesbankerotten Bremer mit ihren Aufsätzen über Kunst und Literatur überschütten. Dies ist ein jämmerlicher, lügenhafter Vorwurf, der fortwährend durch die wöchentlichen Feuilletons beider Bremer Zeitungen widerlegt wird, die doch auf Verlangen der Redaktion, also für ein Bedürfniß des Bremer Publikums, geschrieben sind.

Dann stellt Jocosus Stahr und mich zusammen. Jenen nennt er Jean qui pleure, mich Jean qui rit.

Jean qui pleure mag sich selbst vertheidigen *).

---

*) Mein Freund Stahr scheint mir den Fehler gegen die Pietisten zu begehen, daß er auf ihre Lehre eingeht. Die Folge ist, daß sie ihn für einen Gottesläugner erklären und rädern. Anders ist es mit mir. Ich nahe ihnen als guter Christ, und lasse sie bei ihrem Glauben. Nur bei Uebertretung ihrer Gewalt, bei Aufforderung zu Thätlichkeiten gegen An-

Doch um auf mich, Jean qui rit, zu kommen. Jocosus sagt von mir:

„Der Eine tritt auf als Jean qui rit. Er selbst „nennt sich Humorist, ganz in der Weise, wie französische „Tanzmeister sich Professoren nennen *). Von je und je „ist er ein ganz amüsanter Harlekin gewesen, was ja auch „in dieser Welt voll Tragödien ein Verdienst ist, obgleich „kein beneidenswerthes. So erscheint er denn auch hier „in der Harlekinsjacke, mit dem hölzernen Harlekinsschwerte, „das nie eine Beleidigung ungerächt ließ, mit einem papp„deckelnen Mühlstein um den Hals, statt der weißen Hals„krause, und mit dergleichen Feuerflammen auf seinem „Haupte, statt der spitzen Mütze, stößt in die Trompete, wie„derholt seine bekannten Possen, verkündigt eine erschütternde „Darstellung des allerneuesten Ketzergerichts, hält dann die „gebräuchliche Sammlung zur Beihülfe in den Be„drängnissen seines Lebens, und empfiehlt sich mit „großer Heiterkeit, denn

„er hat sich einen Jux gemacht,
„und es hat ihm noch was eingebracht."

Was meine schriftstellerischen Leistungen betrifft, so überlasse ich das Urtheil darüber dem Publikum. Ich habe nie etwas auf Autorruhm gegeben, vielmehr war es mir immer lieber, wenn die Leute mich einen guten Menschen (wogegen so mancher wie gegen einen Schimpfnamen protestirt), als einen guten Dichter nannten. Indessen könnte ich zum Ueberfluß gedruckte und geschriebene Urtheile der ersten Männer unserer Literatur beibringen, welche die anonyme Schlange schwerlich mit ihrem Gifte unleserlich machen wird.

Und so ganz harlekinmäßig werden meine Schriften auch nicht sein, da sie mir warme Danksagungen angesehener Bremer Bürger eingebracht, welche die Inquisitionssache nicht für Scherz, sondern für eine Lebensfrage der Bremer Kirche ansahen.

---

dergläubige, bei ganz barbarischen Lügen, gegen Ueberläufer und Manifestationen sehr böser Gesinnungen trete ich belehrend ein. Ich thue das aber ganz sanft, freilich manchmal vom piano zum forte übergehend. Dem Hrn. Pastor Toel, der mich für einen boshaften Lügner und Verläumder erklärte, antwortete ich einfach wie ein schüchternes Mädchen: „Schämen Sie Sich Herr Pastor Toel."

*) Witziger wäre vielleicht zu sagen: „oder wie manche herzlose Pie„tisten sich Pastoren nennen."

eine [illegible] Seele, duftend von der Quinteſſenz [illegible], offenbart aber Jocosus durch die Worte, [illegible] mir und Stahr ſagt: „ſie haben ihr Schäfchen [illegible] ſcheren, und feiern damit Oldenburg's Jubelfeſt.“

[illegible] nieder, Verläumder! vernimm und vergeh' dann vor Schaam.

Ganz Oldenburg wird mir bezeugen, daß ich, unverantwortlich gegen mich ſelbſt, meine meiſten Broſchüren zum Beſten der Armen geſchrieben, meine Arbeiten daher nicht, wie der Pietiſt lügt, mir gebräuchliche Hülfe in den Bedrängniſſen reichen. Auch kann Jocosus darüber beruhigt ſein, daß mein wohlverdientes Honorar diesmal zu einem guten, edlen Zwecke verwandt wird. Ob Jocosus in Oldenburg ſeine Waare verkaufen wird, iſt zweifelhaft, ich glaube, man wird wohl ſagen: „der Kopf iſt da, aber wo iſt die Wolle?“

Aber empörend bleibt doch Jocosus hämiſcher Witz.

Wie, wenn wir die Bremer Kaufleute in unſeren Blättern aufführten, die bei uns verkauft haben, und dann hinzufügten: „jetzt verzehren ſie unſer Geld in der Union, im Muſeum und in der Erholung?“

Der Schandfleck haftet von jetzt auf Bremen, bis eine öffentliche Stimme von dort Jocosus Bremanus *) wie ich für einen Lump erklärt hat.

Wie wird das die feinfühlenden Bremer verdrießen, welche den Oldenburgern in den letzten Zeiten eine Gaſtfreundſchaft bewieſen haben, wie ſie nur in den alten Fabelbüchern zu leſen iſt.

Doch wenden wir unſern Blick von dieſer ſumpfigen Lache zu einem erfreulicheren Bilde. Der hohe Senat hat bekanntlich proviſoriſch beſtimmt, daß das Miniſterium ſich nicht verſammeln darf, ohne die ſämmtlichen bisherigen Mitglieder, ſomit auch den Herrn Paſtor Nagel, einzuladen. Dadurch iſt entſchieden, daß das Miniſterium nicht befugt war, den Herrn Paſtor Nagel auszuſtoßen. — Die Beurtheilung der Frage, ob ein chriſtlicher Bremer Paſtor die bekannten Aufſätze in der Weſer-Zeitung habe ſchreiben dürfen, iſt einer beſonderen Commiſſion übergeben.

*) Jocosus wird übrigens weise thun, obgleich er mit der Fortſetzung gedroht, ſeine komiſchen Rollen aufzugeben, und wieder zum gemeinen Intrigant zurückzukehren.

Der Proceß wäre alſo zur Hälfte gewonnen. — Wir wollen kein Siegeslied gegen unſern Feind anſtimmen, wohl aber den hohen Senat der freien Hanſeſtadt Bremen preiſen, der durch dieſe einfache Entſcheidung, zu den vielen andern ſchwierigen, einen neuen Beweis geliefert hat, wie ſehr er befähigt iſt den glücklichen Freiſtaat zu regieren.

He

In Comm

Schämen Sie Sich

er Pastor Toel!

Eine Ermahnung

von

Theodor von Kobbe.

Zweite Auflage.

Oldenburg, 1845.

ffion der Schultzeschen Buchhandlung.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Die Bremer Zeitungen enthalten folgende Annonce:

„Am Sonntag, den dritten November, predigte ich nach: Matth. 18, V. 1—11 über die Antwort des Herrn auf die Frage des Jüngers: wer ist doch der Größeste im Himmelreich?

Die Erklärung des Verfassers der vielbesprochenen Aufsätze in № 34 und 36 des Sonntagsblattes der Weser-Zeitung befindet sich in № 261 der Weser-Zeitung vom Dienstag, den fünften November.

Eine Beziehung meiner Predigt auf jene Erklärung und die Person des Herrn Pastor Nagel ist nach den angeführten Daten unmöglich.

Nur um dem wiederholten und dringenden Wunsche wohlwollender Freunde zu genügen, habe ich mich entschließen können, der böswilligen Verläumdung und den unsinnigen, in einer kürzlich erschienenen, Schrift wider mich gedruckten Lügen obige Thatsachen entgegen zu stellen.

Adolph Toel, Pastor.“

Dieſer Schluß iſt offenbar auf mich gemünzt, da ich der Verfaſſer der obgedachten Schrift bin, obgleich Hr. Paſtor Toel nicht recht die Courage gehabt zu haben ſcheint, meinen Namen zu nennen.

Herr Paſtor! Sie ſcheinen in Criminalgeſchichten und Romanen bewandert, namentlich den alten Stiefelwichſer Weller in Boz Pickwickiern genau zu kennen, und mit dieſem 14 Tage lang verzweiflungsvoll ausgerufen zu haben:

„O Sam! warum kehn Alibi nicht.“

Endlich haben Sie Sich doch eine ſolche Sorte fabricirt, und wollen jetzt der wahrhaft chriſtlichen Welt (denn wer die Kunſt verſteht, verräth den Meiſter nicht) weiß machen, Sie könnten in Ihrer Predigt vom dritten November Ihren Collegen, den Herrn Paſtor Nagel, nicht gemeint haben, weil dieſer erſt am fünften ſeine Autorſchaft eingeſtanden habe.

Schämen Sie Sich, Herr Paſtor Toel! Können Sie denn auf Ehre und Gewiſſen verſichern, daß Sie am dritten November nicht gewußt, was der ganzen Stadt, was jedem Kinde bekannt war, daß Herr Paſtor Nagel der Verfaſſer der beiden Aufſätze in № 34 und 36 der Weſer-Zeitung ſei? nachdem die alte Schleuder des alten Hirtenknaben, und vor allem die Abwehr und Rechtfertigung des Paſtors Meinerzhagen ganz deutlich auf den Verfaſſer hingewieſen hatte.

Nein, das können Sie nicht, daher nur rein heraus mit der Sprache. „Ja, ich habe den Nagel mit meiner Predigt auf den Kopf ſchlagen wollen, nachdem ich ſchon viele Sonntage vorher davon gepredigt, daß der Antichriſt unter uns ſei, nachdem er mir und meinen Freunden ſchon längſt, ein Dorn, ja ein Nagel auf meinem Lebenspfade, im Wege gelegen hatte.“ Eine ſolche Sprache wäre ehrlich, ſie wäre Ihrer Anſicht, die Sie vertreten, würdig. Sie erſchienen dann als Feind der Sache, nicht der Perſon. Jetzt aber

das läugnen wollen, und mit einem so jesuitischen Kniff, ist unwürdig. Schämen Sie Sich, Herr Pastor Toel! Sei ganz, was Du sein kannst, Stückwerk ist zerbrechlich. Göthe sagt in demselben Sinne an einem andern Orte:

Bist mit dem Teufel Du und Du
Und willst Dich vor der Flamme scheuen?

Es ist einerlei, wann Tschech auf den König von Preußen geschossen, ob am 25. oder am 23., genug, er hat es gethan. Es ist einerlei, wann Sie gegen Ihren Collegen zu Kanzel gezogen sind, ob am 3. November oder nach dem 5. November. Der Unterschied in beiden Fällen ist nur der, daß Tschech seine That nie läugnete, wie Sie, und daß er seinen Lohn bereits empfangen, Sie aber den Ihrigen noch nicht. —

Gerade daß Sie an dem Sonntage, an welchem der Verfasser eben bekannt geworden war, den Text Matth. 18, V. 1—11 wählten, der in den jetzigen Bremer kirchlichen Verhältnissen so sehr verfänglich und der Mißdeutung so leicht ausgesetzt ist, läßt nothwendig auf eine polemische Tendenz des Predigers schließen. Schämen Sie Sich, daß Sie nicht das herrliche Sonntags-Evangelium vom unterlassenen Erbarmen, Matth. 18, V. 23, 35, das mit der für Sie selbst so wichtigen Lehre endet:

„Also wird mein himmlischer Vater auch thun, so „ihr nicht vergebet von eurem Herzen, ein jeglicher „seinem Bruder“

erläutert haben. Allein mit der Versöhnlichkeit ist Euch mit Eurer schwarzen, säuerlichen Religion nicht gedient. —

Mit Ihrem Alibi kommen Sie also nicht durch. Sie müssen auf dem Kampfplatze bleiben. Jetzt aber rücke ich Ihnen näher.

Der sechste und siebente Vers Ihres Textes lauten:

„Wer aber ärgert dieser geringsten Einen, die an

„mich glauben, dem wäre beſſer, daß ein Mühlſtein
„an ſeinen Hals gehänget, und daß er erſäuft würde,
„wo das Meer am tiefſten iſt.“

„Wehe der Welt, der Aergerniß halber! Es muß
„ja Aergerniß kommen, doch wehe dem Menſchen,
„durch welchen Aergerniß kommt.“

Dieſer letzte Vers war ſchon von dem alten Hirtenknaben und der Abwehr und Rechtfertigung ſichtlich als Refrain gegen den als Verfaſſer der Weſer-Zeitungs-Aufſätze bekannten Nagel benutzt, als Sie Ihre Predigt hielten *).

Und doch wollen Sie den Nagel nicht dabei im Sinne gehabt haben.

Sehen Sie, Herr Paſtor, das glaubt Ihnen in Bremen kein Menſch, am wenigſten Ihre Partei; aber ich will es thun, wenn Sie erklären:

„Der Paſtor Nagel gehöre nach ihrer innerſten
„Ueberzeugung nicht zu den Leuten, deren Ihr Text
„mit den Worten gedenkt:

„Wer aber ärgert dieſer geringſten Einen, die an
„mich glauben, dem wäre beſſer, daß ein Mühlſtein
„an ſeinen Hals gehänget, und daß er erſäuft würde,
„wo das Meer am tiefſten iſt.“

Können Sie das, ſo will ich zurücktreten, und aus chriſtlichem Erbarmen mich zu dem Glauben an Ihre Unſchuld zwingen, dies auch öffentlich bekennen. Vermögen Sie das aber nicht, ſo wird nicht blos Ihre Gemeinde, ſondern auch ganz Bremen ſagen: daß Sie bei Ihrer Predigt am 3. November Ihren Collegen Nagel im Sinne gehabt haben

*) Von der allergrößten Wichtigkeit iſt der Umſtand, daß der Herr Paſtor Nagel, hauptſächlich durch die Mühlſteincareſſe, die er, wie alle Welt, auf ſich bezog, zur Nennung ſeines Namens veranlaßt wurde.

wüſſen. Denn welcher Sorte Menſchen wollen Sie das Mühlſtein-Halsband umgehängt wiſſen, wenn es nicht die Religionslehrer ſind, die Ihre Freunde, das Miniſterium, als ungläubig aus ſeiner Mitte ſtößt. Und das iſt ja auch conſequent. Es kommt nur darauf an, ob die Pietiſten ſo viele Mühlſteine anſchaffen und die Hälſe einfangen können, als ſie Gottloſe finden. Aber warum Geſchäft und Firma abläugnen, wenn man einmal für ein Haus reiſ't, das in dieſem Artikel arbeitet?

Alſo noch einmal wiederhole ich Ihnen den Titel meiner Schrift. Ihre Beleidigungen gehen mit Proteſt an den Abſender zurück. Verwenden Sie ſolche ganz nach Belieben gegen einen Collegen oder wider wen Sie wollen. Abſcheulich iſt es übrigens, daß Sie einen Rock tragen, der alle Sorten Genugthuung von Ihnen zu fordern unmöglich macht.

Zum erſten Male bin ich ungerächt beleidigt. So wie mir mag dem zu Muthe ſein, der eine Ohrfeige von einem alten Weibe erhielt.

Schämen Sie Sich, Herr Paſtor Toel!

Aus
der Büchersammlung
des
Dr. Leopold Hirschberg
1913

Die Bremer

nagelneue Inquiſition.

Ein Attentat

gegen

den Bremer Senat.

Von

Theodor von Kobbe.

Motto:

Videant Consules ne quid detrimenti respublica capiat

Oldenburg, 1845.

In Commiſſion der Schulzeſchen Buchhandlung.

(S. Berndt.)

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob das Menschengeschlecht älter und kräftiger geworden wäre, wenn es gar keine Aerzte gegeben hätte. Wäre dies auch der Fall und die Anklage nicht durch den Nutzen der Chirurgie sattsam widerlegt, so gebührt doch der medicinischen Wissenschaft die Anerkennung, daß sie sich jetzt bemüht, sich nicht von ihrem Grunde, der Natur, zu entfernen. Anders wäre zu entscheiden, wenn es sich fragte, ob die Priester, und vor allen die christlichen, mehr auf ihr Credit oder Debet, zum Wohl der Menschheit zu buchen, berechtigt sind. — Ein verneinendes Achselzucken ist, mit Ausnahme einiger würdiger Diener der Liebe und der Wahrheit, welche von ihren Gemeinden aber auch allezeit gebührend anerkannt sind, das Urtheil, welches die Geschichte über die Mehrheit fällt. —

Wo ist das reine Christenthum geblieben, das unser Heiland uns lehrte und wofür er den Kreuzestod litt? — Der schöne Götterbote ist zum Wechselbalg, der freudige Aufblick zum Himmel in ein hündisches Schielen und die Nächstenliebe in eine unleidliche Bekehrungssucht verwandelt.

Wahrlich! wenn die Apostel wieder mit einem sterblichen Leibe auf der Welt erschienen, sie würden vor Aerger über die Verdrehung ihrer Lehre gar bald schwer erkranken.

Aber nirgends würden sie mehr mediciniren müssen, als in Bremen, und vor allen, der ehrliche Paulus, der dort seinen Feuereifer in Höllenglut verwandelt sehen würde.

Die neuere Zeit hat wiederum ein beispielloses Beispiel von fanatischer Frechheit geliefert, wo ein Haufen wüthender Priester ohne alles rechtliche Gehör, ohne Recht und Berechtigung einen Collegen, der nicht mit ihren crassen Ansichten übereinstimmte, aus ihrer Mitte gestoßen hat.

Ein ſolcher Act verdient öffentliche Verbreitung, und da ich mich einmal in Bezug auf die Uebergriffe der Bremer Geiſtlichkeit ſchon ſeit Jahren dieſer Mühe unterzogen habe, ſo will ich mich derſelben auch jetzt nicht entſchlagen, indem ich wegen überhäufter Arbeiten und anhaltender Unpäßlichkeit um eine nachſichtige Beurtheilung meiner Schreibart bitte.

Doch fangen wir von vorne an.

In Nr. 31 der Weſerzeitung erſchien unter dem 6. October folgender Aufſatz:

Einiges über den Einfluß der Naturwiſſenſchaften auf Religion und Volksbildung überhaupt.

Beim Beginn der Geſchichte eines Volkes ſehen wir das ſämmtliche Wiſſen in der Religion zuſammengefaßt. Daher vereinigt ſich gewöhnlich in dem Stande der Prieſter Alles, was auf eine wiſſenſchaftliche Geltung Anſpruch hat. Heilkunſt, Staatskunſt, Naturlehre und wie weit ſich ſonſt der Kreis ziehen mag, iſt in den Händen der Religionsbeamten, um mich ſo auszudrücken, welche, wie es ja noch heute im Chriſtenthume geſchieht, vorzugsweiſe Geiſtliche ſind oder wenigſtens heißen, als ſolche, welche den Geiſt gleichſam repräſentiren und ſeinen Schatz verwahren und mehren. Allmälig wird aber des Gewußten zu viel, ſo daß es kein Stand, geſchweige denn ein Individuum, mehr umfaſſen und bewältigen kann; es trennen ſich die einzelnen Schößlinge von dem Hauptſtamme und wachſen zu ſelbſtſtändigen Bäumen; Arzneiwiſſenſchaft, Staatswiſſenſchaften, Naturwiſſenſchaften treten geſondert auf, vervielfältigen ſich mehr und mehr, und je weiter das Reich des Geiſtes ſich ausbreitet, je größer die Summe des errungenen Wiſſens, deſto zahlreicher werden die einzelnen Abtheilungen, welche jede das Lebensalter eines Menſchen für ſich in Anſpruch nehmen, ohne ein gleich tiefes Eingehen in mehrere zu erlauben. Jede benutzt dann die andere, ſo viel nöthig und möglich, und das gemeinſame Band Aller iſt der menſchliche Geiſt.

Nun zeigt ſich aber leicht eine gewiſſe Eiferſucht der Religion, die es nicht vergeſſen zu können ſcheint, daß es eine Zeit gegeben, wo ſie der Inbegriff aller menſchlichen Geiſtesbildung war. Sie hatte zuerſt allein das Recht, die Menſchen über ſich ſelbſt, die Entſtehung der Welt, die Beſchaffenheit der Dinge u. ſ. f. zu belehren. Im Homer war einſt die ganze Weisheit des helleniſchen, in der Bibel des jüdiſchen Volkes enthalten. Und nun ſind die Kinder klüger geworden als die Mutter und lächeln nicht ſelten über die naiven Beſtim-

mungen derſelben, indem ſie da von Phantaſieen reden, wo jene alles Ernſtes die Wahrheit verkündet zu haben glaubte. Die Religion ſieht ſich immer mehr von dem Gebiete der Wirklichkeit ausgeſchloſſen und auf das Ueberſinnliche, die Erfahrung Ueberſchreitende verwieſen, ſelbſt dahin aber von der kecken Philoſophie verfolgt, um ſich auch ihr letztes Terrain ſtreitig machen zu laſſen. Der Stand der Geiſtlichen hat längſt aufgehört, allein den Geiſt zu repräſentiren und zu verwalten. Eine Summe von Fakultäten theilt ſich in die Schätze des Wiſſens, und vergebens würde die Religion auf ihr längſt vergeſſenes Recht ſich berufen, die Statuten für den Verein des geiſtigen Lebens zu entwerfen und zu beſtimmen. Sie muß auf die Gültigkeit ihrer Ausſprüche, den unläugbaren Thatſachen, welche die Wiſſenſchaft fand, gegenüber, verzichten und das Wiſſen aufgeben, um das Glauben zu retten.

So ſind es denn vorzüglich die Naturwiſſenſchaften, welche tief in das Weſen der Religion ſelbſt eingreifen und deren Sprüche dieſe nicht mehr unberückſichtigt laſſen darf, wenn ſie nicht alles Einfluſſes auf die Gebildeten ſich begeben will. Die Lehren der Bibel von den natürlichen Dingen waren von den Linien der damals ſtattfindenden Kenntniß begränzt und müſſen bei Erweiterung dieſer Linien auf ihre Gültigkeit verzichten. Die Erde iſt keine platte Scheibe und ſtehet nicht im Mittelpunkte des Alls; der Himmel iſt kein mit Lichtern beſetztes Gewölbe, und die Unterwelt findet keinen Raum in der freiſchwebenden Kugel der Erde. Soweit alſo die Religion ihre Verkündigungen auf ſolche überwundene Anſchauungen baute, muß ſie ſich modificiren und die Ergebniſſe der jetzigen Wiſſenſchaft in den Zuſammenhang ihrer Lehren aufnehmen. Der Denkende wird bald finden, daß hiermit zugleich eine faſt gänzliche Umgeſtaltung der früher geltenden Dogmatik gegeben iſt, da die nothwendigen Vorausſetzungen (anthropologiſche, kosmologiſche, dämonologiſche) derſelben unbezweifelt unhaltbar geworden ſind. Die Lehre von den letzten Dingen hat ihre materielle Subſtanz verloren, und die Auferſtehung des Fleiſches ſieht ſich in eine Unſterblichkeit des Geiſtes verwandelt. Der jüngſte Tag mit ſeinem Untergange, der ſelbſt die Sterne vom Himmel ſtürzt, findet mit ſeiner Erklärung aus der damaligen Vorſtellung von der Schöpfung auch ſeine Erledigung, und die Verdammniß, wie die Seligſprechung des Menſchen löst ſich von der Oertlichkeit des Hades und des Himmels ab und verpflanzt ſich in das Innere des Individuums. Die Prämiſſe der durch Adam herbeigeführten Erbſünde, d. i. totalen Unfähigkeit zum Guten und unlösbaren

Strafwürdigkeit, sieht sich immer mehr den Boden hinweggezogen, wenn zu den mancherlei Gründen gegen die Abstammung von einem Menschenpaare noch jene neue Entdeckung an den Schädeln der Uramerikaner tritt. Und was mit Copernicus begonnen, ist so von der freier gewordenen Wissenschaft ruhig und besonnen fortgeführt, nämlich die Destruction der Fundamente, auf welche die Vorzeit ihre Lehren baute.

Allerdings wollen wir von dem Stande der Geistlichen nicht erwarten, daß sie sogleich alle Zugeständnisse machen und das Recht der Wissenschaft, welche außer der Wahrheitsliebe kein Interesse hat und nur der Nothwendigkeit des Geistes folgt, als höchste Instanz anerkennen sollen. Aber es ist doch Schade, daß sie die Volksbildung durch den Widerspruch gegen das $2 \times 2 = 4$ zu hemmen suchen und dieselbe auf einen Grund bauen wollen, den die mit Nothwendigkeit zur Evidenz schreitende Wissenschaft täglich mehr und mehr, auch schon für das gemeine Bewußtsein, untergräbt. Wie weit ist man auf diese Weise von der Maxime des Papstes entfernt, welcher die wahre Beschaffenheit des Sonnensystems, als der Bibel widersprechend, zur Irrlehre stempelte und erst vor etwa 20 Jahren in den Schulen als Hypothese vorzutragen erlaubte? Soll sich der Mensch vor dem Lichte seines Geistes fürchten, in dem er erst den wahren Gott, den Schöpfer und Erhalter erkennt, um ihm nun selbstbewußt am innigsten dankbar zu werden? Es wäre sicherlich der Fortschritt zur wahren, ewigen Religion, wenn man dieselbe stets im Einklang mit den Ergebnissen der Wissenschaft hielte und keine Lehren in ihr duldete, welche diesen widersprechen. Das Licht ist die Wohlthat der Menschen, nur die Nacht, sagt das Sprichwort, ist keines Menschen Freund.

Indessen, was Gott nothwendig gemacht hat, geschieht, und wenn auch alle unsere künstlichen Institute über den Haufen stürzen. Die sich seinem Willen entgegenstemmen, müssen den Erfolg ihrer Thorheit so gewiß erfahren, als die Erde nicht dem Papste zu Liebe ihre Wanderung sistirt hat. Erst muß man jedem denkenden Forscher nach Grundsätzen, welche die Phrenologie zur Hand geben mag, das Hirn verbauen, ehe man das von der Wissenschaft Ueberwundene zum ewigen Gesetze erhebt, und wenn in thesi der Religion etwas Anderes gelten sollte, als in praxi des Lebens, der Kunst und des Wissens gilt, so würde ein so gestörter geistiger Organismus durch Krankheiten sich rächen, welche, da der Tod des Menschengeschlechtes wohl nicht zu fürchten steht, in einem gewaltigen Paroxismus die ganze Materia peccans (um mit der alten [?] Schule zu reden) abführen und ausscheiden möchten

Unſer Prognoſticon der geiſtigen Witterung (nach Stieffelſchen, auf das geiſtige Gebiet angewendeten Grundſätzen) iſt Folgendes:

In aller Ruhe, im Einklang mit Gottes Ordnung, arbeitet in tauſend Köpfen die Wiſſenſchaft weiter, ſammelt aus dem unermeßlichen Gebiete des Wirklichen Einzelheiten auf Einzelheiten, welche allmälig durch regelmäßige Wiederkehr zum unumſtößlichen Geſetze ſich erheben und ſo ſelbſt zum Maßſtabe des Wirklichen werden, ganz, wie es Stieffel mit der Witterung macht und wenn in Geſchichte, Philoſophie und Theologie nur hergebrachte Sprüche erſchallen dürfen, retirirt ſich der wiſſensdurſtige Geiſt auf das Gebiet der Naturwiſſenſchaften, wohin nun einmal kein ſtationäres Princip zu verpflanzen iſt. Da nun ein Beleuchtungskreis bekanntlich die halbe Erdkugel umfaßt, ſo wird ja auch das in dieſem Gebiete ſcheinende Licht jene verdüſterten Gefilde beſtrahlen müſſen, bis kein Schelling mehr eine Philoſophie der Offenbarung zu verkünden und kein Hengſtenberg mehr das Sprachvermögen einer Eſelin zu deduciren wagt, — weil der Naturforſcher ſein unabweisliches Veto einlegt.

Wohnt aber in richtiger Erkenntniß der Frieden, ſo werden ihn die Naturwiſſenſchaften bringen und uns von der rabies theologorum und anderer orum gnädig erlöſen.

Durch eine Entgegnung veranlaßt erſchien in Nr. 35 die Fortſetzung:

Zur Naturforſchung in Nr. 35 d. Blattes.

So wenig ich auch Luſt und Zeit zu Streitigkeiten habe, zumal wo es ſich um Principien handelt, welche für jeden von beiden Theilen Axiome zu ſein pflegen, ſo bleibt mir doch zur Steuer der Wahrheit nichts anderes übrig, als wenigſtens noch einmal das Wort zu nehmen, um das wirklich grundloſe Gerede in dem in Nr. 35 abgedruckten Citate aus dem Buche von König: Die Menſchwerdung Gottes, wenigſtens für die Unbefangenen in etwas zu beleuchten. Denn für ſogenannte Offenbarungsgläubige ſchreibe ich nicht und habe ich nicht geſchrieben, weil ich mir nicht anmaße, ſie zu belehren oder gar zu überzeugen und die Unbezwinglichkeit einer idea fixa allzugut kenne. Ebenſo wenig möchte ich das wohlgemeinte Wort auf das Gebiet der Theologie hinüberſpielen, einmal, weil

dieſes Blatt dazu keinen Raum hat*), zum andern, weil wir den endloſen Knäuel kennen, den die Theologen (wie ſie gewöhnlich ſind) zuſammenzuſpinnen und in einander zu wirren pflegen.

Wir bleiben alſo ruhig bei der etwas pathetiſchen Frage des Abdrucks ſtehen, „Die Naturforſchung ſollte die Lehre der Kirche bedrohen? Wie?“

Herr König kann doch die Geſchichte nicht umſtoßen, welche wirklich lehrt, daß die Naturforſchung die Lehre der Kirche und umgekehrt dieſe jene bedroht hat:

Wir ſchreiben alſo getroſt alle übrigen Exclamationen von „Heroen“ und „Pygmäen,“ „Rieſen und Zwergen“ auf ſeinen Ingrimm, daß doch die ſymboliſchen Bücher zuletzt das Feld räumen müſſen, wenn ſie Behauptungen aufſtellen, welche mit den Reſultaten der Naturforſchung ſich nicht mehr vertragen. Es iſt nichts Zukünftiges mehr, nein von Vergangenem iſt die Rede, wenn man vom Einfluß der Naturwiſſenſchaften ſpricht, und daß man es noch als etwas Zukünftiges behandeln muß, liegt bloß an den vielen Herren, welche dem „König“ gleichen und ihren Scharfſinn aufbieten, um vor dem Volke die Autorität des Buchſtabens zu retten. Sie ſind die gefährlichſten, da ſie ſich den Schein vornehmer Wiſſenſchaft geben und aus falſchen Prämiſſen, welche dem Unkundigen in ihrer Blöße verdeckt bleiben, ihre Schlüſſe ziehen.

Was hilfts! Sie können einem ehrlichen, wahrheitliebenden Menſchen wohl das Leben und Sterben etwas ſauer machen, aber zum Verbrennen und Kopfabſchlagen oder Sieden ihrer Gegner bringen ſie es nicht mehr, und „die Weisheit wird gerechtfertigt von ihren Kindern.“

Nun einige Fragen: Was hinderte Kopernicus, ſeine Entdeckung frei und unumwunden auszuſprechen? Was warf den Galilei in den Thurm? Warum meinte Melanchthon, es ſei Pflicht der Obrigkeit, gegen ſo irrige und antibibliſche Lehren, als die von der Bewegung der Erde ꝛc. einzuſchreiten? Warum wurde Balthaſar Becker, als er den Teufels- und Herenglauben zu beſtreiten ſuchte, von ſeinem Amte entſetzt? Warum erregte Hugo Farmer ſolch Geſchrei unter den proteſtantiſchen Theologen, als er die Beſeſſenen des N. T. für natürliche Kranke erklärte? ꝛc. ꝛc. Der ſogenannte Offenbarungsglaube, welcher richtig verſtanden, der Glaube der ſymboliſchen Bücher iſt, und fälſchlich den Begriff: Offenbarung

*) Was auch die Redaction damit ausgeſprochen haben will.

für ſich in Anſpruch nimmt, hat auch unter ſeinen feſten Lehrſätzen den Artikel von dem Teufel und ſeinen Einflüſſen auf den Menſchen geheiligt, weil er aus der Bibel hergeleitet werden kann, und Zauberei und Hexerei für möglich, ja häufig erklärt. S. Luther's Katechismus beim erſten Gebote: „Dahin gehören auch, die es gar zu grob treiben und mit dem Teufel einen Bund machen, daß er ihnen Geld genug gebe, oder zur Buhlſchaft helfe, ihr Vieh bewahre, verloren Gut wiederſchaffe u. ſ. w. Er behauptete und mit ihm Kirchenlehrer und Kirchenlehre, daß der Teufel die Macht habe, Ungewitter und Hagel zu bereiten, das Vieh und Getreide zu verderben, die Luft zu vergiften, und ferner. So ſchob man denn unter Anderm in Schleſien im Jahre 1651—52 die Hexen und Zauberer zu ganzen Schichten in Backöfen, Kinder nicht ausgenommen, ſo ſiedete man, nach „Storks Anſichten von Bremen“ bieſelbſt, wenn ich nicht irre, ums Jahr 1618 einen Zauberer auf dem Domshofe. Wer kennt denn nicht dieſe ſchaudererregenden Dinge, welche damals die Religion nicht nur erlaubte, ſondern ſogar gebot, und welche die Geiſtlichen pro utilitate animarum (zum Heile der Seelen) geſchehen ließen. Und es floß aus der verkehrten Betrachtung der Natur, und fand ſeine Stütze in dem Teufelsglauben der Kirchenlehre, wie dieſe zum großentheile die Ihre in der Schrift. So war denn der Glaube an Zauberei und derlei Dinge, worüber jetzt unſere Kinder lächeln, ein allgemein verbreiteter, und findet ſich in den Bekenntnißſchriften der Reformationszeit überall, wie z. B. auch in der 94ſten Frage des Heidelberger Katechismus. Daß wir aber erlöst ſind, verdanken wir den ſiegreichen Fortſchritten der Naturwiſſenſchaften zunächſt und nicht der Kirchenlehre, welche ja ſeit 300 Jahren feſt ſtehen ſoll und demnach, ſtreng genommen, mit dem Teufel und ſeinem Heere noch den Stillſtand der Erde, die drei Erdtheile Aſien, Afrika und Europa, für je einen der drei Söhne Noah's (Sem, Ham, Japhet), mit Ausſchluß von Amerika und Auſtralien, und ſo vieles Andere behaupten und feſthalten muß, ſo daß ſie ihre Strafe in ſich ſelber trägt, indem ſie auf die wichtigſten Fragen keine paſſende und befriedigende Antwort mehr zu geben weiß, und mit der fortſchreitenden Offenbarung Gottes in Geſchichte, Erfahrung, Schöpfung und Menſchengeiſt, in Widerſpruch getreten, zuletzt in ihrer Armuth zu Grunde gehen wird.

Wir räumen daher der Naturforſchung eine ſo wichtige Stellung zur Religion ein, weil ſie durch Auffindung und Nachweiſung der wirklichen Geſetze uns Gottes Willen und Weſen immer deutlicher kennen lehrt und vor falſchen Vorausſetzungen

uns bewahrt, aus welchen durch Folgerungen und Schlüsse das Gebäude des Aberglaubens sich erbaut, und halten es für einen Verrath an der Menschheit, ihr statt reiner, durch die wirkliche Offenbarung Gottes dargereichter Begriffe, ein vom Standpunkte früherer Zeiten ausgefertigtes Lehrsystem zu bieten, welches in seiner Versetzung mit zeitgemäßen Meinungen und Anschauungen der Dinge ebenso viel vom Irrthum als von der Wahrheit hat. Der Bau der Menschenbildung ist ein pyramidalischer. Wir sind der Spitze näher. Und wenn auch alle verstorbenen und lebenden Naturforscher wirklich selbst in den natürlichen Dingen bibelgläubig gewesen wären, was sich freilich weder voraussetzen noch nachweisen läßt, so möchte das eine Aufgabe für den Psychologen sein, aber nie den Beweis liefern, daß die Naturwissenschaften ohne umbildenden Einfluß auf die Religion sind.

Doch was hilft es, eine Sache zu vertheidigen, welche in der Erfahrung von selbst spricht. Die wahre Religion kann durch die Forschungen aller Wissenschaften nur gewinnen, ihr Element ist Licht gleich dem Gotte, den sie erkennt und lehrt, aber die sogenannte positive Lehre wird in dem chemischen Processe, welchen sie durch Geschichte und Wissenschaft erleidet, wohl die fremdartigen Bestandtheile zeigen müssen, aus denen sie unter den einzelnen Völkern und Zeiten zusammengemischt worden. Die Weltgeschichte ist auch ihr Gericht.

Wenn wir jetzt schon die Redaction dieses Blattes um Verzeihung bitten müssen, demselben die Aufnahme so fremdartigen Stoffes zugemuthet zu haben, so mag dies zwar für diesmal die Entschuldigung in der etwas prahlerischen Herausforderung des oben erwähnten Citates finden, wir versprechen aber unsertheils kein Wort mehr über diesen Gegenstand zu verlieren, indem wir die Kirchenlehrgläubigen zu belehren uns keineswegs vermessen und sie gern ruhig ihre Straße ziehen lassen, wenn sie es mit uns gleichermaßen thun, — damit nicht etwa gar eine neue Fehde Bremen bewege; und so sind diese Akten für uns geschlossen.

Der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 31. Einiges über den Einfluß der Naturwissenschaften auf Religion und Volksbildung überhaupt.

Das Urtheil über beide Aufsätze muß ich dem Leser überlassen. Ich unterschreibe das darin Gesagte und verweise vornehmlich auf den vorletzten vortrefflichen Absatz, in dem sich die inbrünstigste Gottesverehrung manifestirt. Es ist auch nicht meine Absicht, mich hier in den ewigen unerquicklichen Streit mit seinen Gegnern einzulassen, ich will ja nur der Welt erzählen, wie die Hrn. Bremer Pastoren*) gegen einen Collegen gehandelt haben, der die Möglichkeit eines Irrthums in der Bibel zugibt und als ächter Protestant nur das aus diesem Buche glaubt, was mit Vernunft und Bibel übereinstimmt.

Gegen diese Aufsätze erhoben sich alsbald zwei Flugschriften, deren Verfasser offenbar längst den Verfasser der Briefe in der Sonntagszeitung aufgespürt hatten.

Die erste: Alte Schleuder eines Hirtenknaben**), enthält einen mit Bibelstellen gespickten Galimathias, der keines Auszugs fähig ist. Der Verfasser stellt die komische Behauptung auf, daß die Naturwissenschaften den Menschen nicht wegen seiner Sünde strafen. Die Natur thut das wol mehr als der Pietismus, der dem Gläubigen sogar, nach Krummacher, für künftige Sünden Ablaß ertheilt, wenn er auch wieder von Christus abfällt und des Gekreuzigten spottet. — „Die Naturwissenschaften riefen dem Menschen nirgends zu: Wache auf, da du schläfst und stehe auf von den Todten. Für diese Nachsicht und Schonung nun bringe der arme Mensch aus Dankbarkeit sein ganzes Heil zum Opfer.“

Der Zweck dieses Wustes ist, den Verfasser der Aufsätze in der Weserzeitung als Verräther am Glauben darzustellen.

Die zweite Schrift, betitelt: Ein Wort der Abwehr und Rechtfertigung gegen die in dem Aufsatze: Einiges über den Einfluß der Naturwissenschaften in Nr. 34 des Sonntagsblattes enthaltenen Angriffe auf Bibel und Christenthum soll vom Hrn. Pastor Meinerzhagen herrühren. Ich würde sie eine jesuitische nennen, wenn sie nicht zu einfältig erschiene. Sie behauptet, das Resultat aller naturwissenschaftlichen Forschungen müsse mit der Bibel übereinstimmen, und verwirft jegliche andere Ansicht. Wäre der Verfasser hinter dieser chinesischen Mauer geblieben, man könnte ihm nichts anhaben oder ließe den Kauz dort sitzen, allein er wagt sich auf das Feld der Wissenschaft und stellte zum Kampfe aber nur bibelgläubige Naturforscher als seine Soldaten auf. Sie erscheinen wie die alten Bürger eines be-

*) Wenn ich hier von den Bremer Pastoren oder später vom Ministerio rede, so sind die lutherischen Domprediger ausgeschlossen.

**) Plattdeutsch heißt: Ohle Flintenseehne.

kannten Fürſten, die ihren Landesherrn, welcher dieſe Friſur leidenſchaftlich liebte, indem ſie die Hand an ihre Zöpfe legten, mit den Worten begrüßten: „Wir ſind noch von den Alten.“ Sehr amüſant iſt die Stelle: „Es hat der franzöſiſche Oberſt St. Vincent nicht weniger als 15 Adame, andere haben 16 und mehr ſtatuirt. Aber es iſt ihnen dafür auch von wirklichen Gelehrten trefflich nach Hauſe geleuchtet worden, und unter Anderm dem obengenannten Oberſten mit ſchlagenden Argumenten nachgewieſen, daß ſeine Deduction auf einer ſo ſchaamloſen Verdrehung der Wahrheit, auf einer ſo empörenden Gemeinheit der Geſinnung (?!?) beruhe, daß ſeine Arbeit nur als Schandfleck der Literatur und mit Verachtung abgewieſen werde.

Ich will mit Hrn. Meinerzhagen, oder wie der Verfaſſer heißen mag, über dieſen Punkt nicht ſtreiten. Ich bin pro persona hinlänglich mit Einem Adam zufrieden, aber die Naturforſcher werden ihm gelegentlich ſeine vielen andern Bönhaſereien in ſeiner Schrift nachweiſen und dafür züchtigen. Wenn aber derſelbe am Schluſſe zugiebt, daß eine Sache, eine Lehre, ein Inſtitut, die keinen gründlichen Widerſpruch ertragen können, und jede gründliche Unterſuchung und Beleuchtung zu ſcheuen, fallen müſſe, ſolche Unterſuchung aber nur nicht vor einem großen gemiſchten Publikum geführt haben will, aus Furcht, daß die jetzt Bibelgläubigen in den völligſten troſt- und lichtloſeſten Abgrund ſtürzen, ſo ſieht es mit dem Glauben an die Kraft des Evangeliums bei dem Hrn. Verfaſſer und ſeiner Gemeinde ſehr traurig aus. Da würde ja ein einziger 7000jähriger Mammuthknochen mit Beſcheinigungen ſeines Alters von Seiten der erſten Naturforſcher ſämmtliche orthodoxe Chriſten in Bremen zu Heiden machen. — Welch ein Glück, daß der Senat nicht ein ſolches Exemplar in die letzte Naturforſcherverſammlung geliefert hat.

Nachdem beide Schriften erſchienen waren, bekannte ſich der Hr. Paſtor Nagel als der Verfaſſer der oben aufgenommenen beiden Aufſätze in der Weſerzeitung.

Allein obgleich der Autor der letztgedachten Broſchüre geſagt hatte: „Der Verfaſſer dieſer Zeilen will den oftgenannten philoſophiſchen Goliath weder braten noch ſieden. Müßte er heute über ihn zu Gericht ſitzen, er würde ihn laufen laſſen, ſo weit er könnte. Es hat derſelbe von ihm und ſeinen Glaubensgenoſſen alſo nichts Derartiges zu beſorgen,“ ſo ſcheint dieſe Aeußerung doch nur eine unwürdige Schlinge geweſen zu ſein. Denn alsbald berief der zeitige Director des

Miniſterii, Hr. Paſtor Mallet, einen außerordentlichen Convent, zu welchem auch Hr. Paſtor Nagel ſich einfand. —

Was hier geſchehen, darüber courſiren abenteuerliche Gerüchte. Der einzige Mann, welcher über dieſen Hergang zeugen könnte, iſt der Hr. Dr. **Paniel**, jener liebenswürdige wahrhaft chriſtliche fromme werkthätige Prieſter, der mit unerſchütterlicher Ruhe ſchon Jahre lang dem blinden Fanatismus muthig und unerſchrocken entgegen getreten iſt, und ſich dadurch allein eine unſterbliche Bürgerkrone und Anſpruch auf den größten Dank Bremens erworben hat. —

Allein Paniel hat bisjetzt geſchwiegen. Vielleicht wartet er die Entſcheidung des Senates erſt ab, obgleich dies nicht nöthig zu ſein ſcheint, da Mallet bereits im Kirchenbeten einige neue Schläge dem Nagel bereitet. Jedenfalls erwarten wir von der Zeit darüber jedes Detail, das jedes Gemeindemitglied wiſſen muß, um zu beurtheilen, wie ſtark ſein Seelſorger in der Befolgung des erſten Gebotes der chriſtlichen Liebe iſt.

Das Miniſterium conſtituirte ſich nun in dieſem Termine gegen alle Staatsgeſetze zum völligen Inquiſitionsgerichte. Ohne Nagel zu vernehmen, ohne ſeine Gegengründe, ſeine Vertheidigung zu hören, haben ſie ihn förmlich aus dem Miniſterio geſtoßen und ihn für unfähig erklärt fernerhin mit zu examiniren, zu ordiniren und Miniſterialgeſchäfte zu beſorgen. Von dieſem Beſchluß wurde der Senat in Kenntniß geſetzt, und um Beſtätigung deſſelben erſucht. Dem Hrn. Paſtor Nagel wurde ſeine Ausſchließung angezeigt bis er öffentlich (à la Galilei) widerrufe, alſo ſich bürgerlich, amtlich und moraliſch vernichte.

Um dieſer gewaltthätigen Handlung die Krone aufzuſetzen, hat der Paſtor Teel, ein College Nagels an derſelben Kirche, (hört! hört!) einen ewigen Brandfleck auf die Geſchichte Bremens geworfen, — der ſogleich jeden Hexenſcheiterhaufen entzünden würde.

Er hat nämlich, und zwar ſo, daß jedes Gemeindemitglied wußte, auf wen es gemünzt ſei, gepredigt:

> Man ſolle dem Gotteslängner ſo und ſo viele Steine an den Hals hängen, ihn weit, recht, recht weit ins Meer hinausfahren und ihn dort erſäufen.

Iſt es möglich, daß ſo etwas von der Kanzel gepredigt werden kann?

Wie, Hochwürdiges Miniſterium! würdeſt Du wohl geurtheilt haben, wenn einige der Confirmanden und Beichtkinder Deines Collegen Toel von ſeiner Rede benebelt, und von einigem obligaten Branntwein begeiſtert, dem Hrn. Paſtor Nagel an dem fraglichen Abend begegnet wären, und eingedenk jener Aufforderung ihm, dem Nagel, einen Stein um ſeinen Hals gehängt, mit ihm weit hinaus auf die Weſer gefahren wären und den ſogenannten Gotteslängner verſäuft hätten? Würde denn Toel noch Euer würdiges Mitglied ſein?

Und wer ſind denn am Ende dieſe Geiſtlichen, welche einen unbeſcholtenen, freiſinnigen, wahrhaft chriſtlichen Collegen, um Ehre, Amt und Anſehen zu bringen ſuchen? Iſt auch nur ein Einziger unter ihnen, der jemals bewieſen hätte, daß er ein kenntnißreicher, geſchweige denn ein gelehrter Theologe ſei? Wo hat denn die Wiſſenſchaft auch nur Eine Spur von ihnen aufzuweiſen? Ihr Generalanführer Mallet, von dem die böſe Welt ſagt, er habe ſein unglückliches Examen mit dem „Chriſtum lieb haben iſt beſſer denn alles Wiſſen“ entſchuldigt, weiß trotz dem, am Ende im Verhältniß noch mehr als er Chriſtum lieb hat. Denn dieſer Mallet iſt es ja, der mit beiſpielloſer Frechheit das Leben der Jeverſchen Geiſtlichkeit ein ſchandbares nannte; der während Hamburg in Flammen ſtand, mit der fanatiſchſten verdammendſten Prieſterarroganz, den Unglücklichen zurief: Du biſt gewogen und zu leicht befunden! und ſeine Rede zum Hohne des Ewigen: Das hat Gott gethan, betitelte. — Und dieſe Leute, welche nur zu ſchimpfen und zu verketzern verſtehen, wagen es noch von „Chriſtum lieb haben“ zu reden.

Indeſſen wollen wir Mallet die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er ſich in ſeinem Fanatismus, in ſeiner ſchwarzen ſäuerlichen Religion gleich geblieben iſt, wie es ihm denn auch nicht an poetiſcher und rhetoriſcher Kraft gebricht, die ihm manche Herzen unterjocht und die Gewalt über ſeine, in dieſer Hinſicht nicht begabten Collegen gegeben hat. Höchſt traurig aber ſteht der Hr. Dr. Rothe da, früher Rationaliſt, jetzt übergetreten zur großen Parthei, von der er berufen iſt, ſein Meiſterſtück gegen Nagel mit abzulegen, und ſich ſo einen Platz im Krummacher-Malletſchen Himmel zu verdienen. —

Bekanntlich erſchien vor einigen Jahren in Bremen ein Journal: —

„Bremiſches Magazin für evangeliſche Wahrheit gegen„über dem modernen Pietismus. Hervorgerufen durch „Krummachers Bremiſche Verfluchungsſache und

„herausgegeben von Dr. Daniel, Dr. **Rothe** und „Dr. Weber.“

Damals war Hr. Rothe noch nicht ein solcher Feind der Vernunft, wie es ihm jetzt zu sein convenirt, obgleich er noch aus alter Erinnerung an die frühere Zeit, sich des spaßhaften, auf eine lustige Weise widersprechenden Ausdrucks bedient haben soll: „Für den Grundsatz freier Forschung lasse er sich gleichfalls aufhängen, aber die Bibel lasse er sich nicht antasten.“

Dieses Fledermausprincip wird Hrn. Rothe übrigens recht nachtheilig sein. Denn während seine rationalistischen Anhänger von ihm getäuscht, ihn verlassen werden, wird es noch mancher Nagelprobe bedürfen, ehe die Bremer Pietisten ihn als den Ihrigen begrüßen und ihn gegen einen abermaligen Rückfall gesichert ansehen.

Aber die Rembertigemeinde ist weder ihrem andern Pastor Toel, noch dem Inquisitionsurtheile gefolgt. Sie hat sich ihres Predigers angenommen, eine Adresse von 150 der respectabelsten Gemeindeglieder durch ihren Domherrn an den Senat einreichen lassen, in welcher sie sich mit den Werken und der Lehre ihres freisinnigen Predigers zufrieden erklärt, und gegen das Benehmen des Ministerii protestirt haben. — Sie haben erkannt, daß es sich um die Principien handelt, entweder den hierarchischen Geisteszwang oder die Freiheit der Religion und des Gedankens aufrecht zu halten.

Doch fürchten wir nicht für die Sache der Wahrheit und des Lichts. Sie ist ja in den Händen des Hohen Senats, der mit weiser und väterlicher Hand das Wohl des glücklichen Freistaates fördert. Wie verschieden auch die confessionellen Ansichten der einzelnen Mitglieder sein mögen, diese werden doch die eigenmächtige Ausschließung eines Geistlichen von Seiten des Ministeriums, einer dem Vernehmen nach nicht einmal vom Senat constituirten **Phantasiebehörde**, immer als eine Handlung der strafwürdigsten Eigenmacht oder des Mißbrauchs der Amtsgewalt, mithin als ein Attentat gegen den Bremer Staat ansehen und gebührend bestrafen. Die Regierungen aller Staaten, in denen fast überall die Geistlichkeit nur zu begierig die Fäden der weltlichen Herrschaft an sich reißen, würden durch eine entgegengesetzte Entscheidung bedroht. Nur ein Exempel statuirt; die Herren rechnen alle zu gut, um sich nicht nach dem Facit zu richten.

Eine ernste Ahndung verdient die fanatische Predigt des Pastors Toel gegen seinen Collegen. Wahrlich! ich begreife

nicht, wie ein solcher Mann in seinem Dienste bleiben kann, wenn er nicht unleugbare Spuren der tiefsten Reue ablegt und sein Unrecht in denselben heiligen Mauern abbittet, in denen er dasselbe so freventlich beging. — Aber auch hierüber darf man eine gerechte Entscheidung des Senats erwarten, auf welche das protestantische Deutschland seine, des Beispiels halber, gespannten Blicke gerichtet hält. Wir werden nicht ermangeln das Resultat sofort zu verbreiten.

Noch einige Worte

über

das Ketzergericht

in

Bremer Pastoren.

Von

Theodor von Kobbe.

Oldenburg, 1845.

In Commission der Schulzischen Buchhandlung.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

Der Grund, warum ich abermals in dieser Sache die Feder ergreife, liegt in dem Wunsche, dem Bremer Publikum einen Alliirten zuzuführen, der leider! mit geschlossenem Visire, d. h. namenlos als Kämpfer für die gute Sache, für den von den Bremer Pastoren so schnöde mißhandelten Collegen, Herrn Pastor Nagel, auftreten ist. Mögen gegen den Himmel können bei der Allwissenheit Gottes den Verfasser nicht zu der mir so verhaßten Anonymität bewogen haben, mögen die irdischen von der Art sein, daß er sie vor seinem Gewissen verantworten kann. In diesem Falle begrüße ich ihn als einen rüstigen Mitstreiter. — Der Aufsatz ist der Nummer 10 der Wochenschrift für Politik, Literatur und öffentliches Gerichtsverfahren von Dr. Karl Biedermann entnommen, und lautet:

Das Ketzergericht der Bremer Pastoren.

Unsere gute Stadt, von der aus durch das Organ der nach ihr benannten Zeitung in neuester Zeit so tapfer und laut gegen die „Uebergriffe der Ultramontanen" gegen „ultramontane Intoleranz", „pfäffische Glaubenswuth", „Wunderfanatismus" u. s. w. gepredigt worden ist, daß man hätte glauben sollen, alle Korrespondenten der „Bremer politischen Zeitung" seien plötzlich protestantische Theologen geworden — dieselbe gute Stadt Bremen ist seit einigen Wochen der Schauplatz eines Vorganges, dessen weitere Bezeichnung durch das ihm gebührende Prädikat wir dem Leser der folgenden Darstellung selbst überlassen wollen. Der hiesige Pastor Nagel an der St. Rembertuskirche (Vorstadt) ließ in das, als Feuilleton zur Weserzeitung erscheinende Sonntagsblatt (№ 31) den 6. October einen Aufsatz einrücken, in welchem er den Einfluß der Naturwissenschaften auf Religion und Volksbildung in kurzen Zügen schilderte und nachwies: wie die Naturwissenschaft es sei, die durch Auffindung und Nachweisung der wirklichen Gesetze der Natur die Menschheit aus den Banden des Aberglaubens befreit habe und noch täglich zu befreien fortfahre; wie sie es gewesen, die den, von der Kirchenlehre festgehaltenen Glauben an Zauberei und Hexerei, Teufelspakten und Wunderthäterei sowie deren Konsequenzen, Hexenprozesse und Scheiterhaufen, mit Allem, was darum und daran hängt, abgeschafft und vernichtet habe. Als es verlautete, daß die Empörung der Mystiker und krassen Bibelgläubigen gegen diesen die Sprache der Eselin Bileams bedrohenden Aufsatz sich sogar in

Invektiven gegen dessen Verfasser von der Kanzel herab Luft gemacht habe, hielt es der Verfasser für angemessen, sich öffentlich durch Nennung seines Namens zu seinem Aufsatze zu bekennen. Kaum war dies geschehen, als er durch den Pastor Mallet, den bekannten Hamburger Brandprediger, eine Vorladung erhielt vor der Predigerversammlung, dem sogenannten Ministerium, dessen zeitiger Präsident der Pastor Mallet ist), zu erscheinen. Hier nach ward vom Pastor Mallet in Form einer Anklage eröffnet: daß jener Aufsatz in № 34 (und eine spätere Erklärung in № 36) des Sonntagsblattes geradezu als auf den Umsturz der Kirche des Christenthums und unserer allerheiligsten Religion ausgehend anzusehen sei, und daß er sofort denselben widerrufen und ein „Glaubensbekenntniß" ablegen solle, widrigenfalls er seine Ausstoßung aus dem Ministerium zu gewärtigen habe.

Der Pastor Nagel legte gegen jedes Verfahren entschiedensten Protest ein. Er erklärte, daß er der Versammlung in keiner Weise Rede zu stehen habe, da er das Ministerium, dessen Mitglied er sei, nicht als eine ihm vorgesetzte Behörde zu betrachten habe. Auf diese Erklärung erreichte die Aufregung der Versammlung dieser Prediger des „Evangeliums der Liebe" einen solchen Grad, daß, da alle Gesetze des Anstandes, wie sie doch unter halbwegs gebildeten Menschen gelten, überschritten wurden und Thätlichkeiten in nicht allzuferner Aussicht standen, dem Pastor Nagel nichts übrig blieb, als, sich dem gegen ihn ausbrechenden Sturme durch seinen Rückzug zu entziehen. Der einzige Pastor Dr. Paniel erhob sich zu Gunsten des Angeklagten und protestirte, ohne auf den inkriminirten Aufsatz selbst einzugehen — wozu auch bei der Art der Verhandlung keine Möglichkeit war — gegen jede Befugniß der Pastorenversammlung, sich über den Glauben eines Mitgliedes derselben als Ketzergericht und „Glaubensinquisizion" einen Urtheilsspruch anzumassen.

Hierauf versammelte sich am 18. Nov. Nachmittags das „Ministerium" als Glaubensgericht aufs Neue ohne Zuziehung des Pastor Nagel, und erlaubte sich den unerhörten, durchaus ungesetzlichen Schritt, den Pastor Nagel förmlich aus seiner Mitte als einen unwürdigen auszustoßen und andern Tages dem Senate den so gefaßten Beschluß zur Bestätigung mitzutheilen. Vergebens bemühte sich der wackere Pastor Paniel, die Pastoren von diesem eben so ungesetzlichen als unchristlichen Schritte abzuhalten, und, da alle seine Bemühungen an dem erhitzten Glaubenseifer scheiterten, reichte er ebenfalls bei dem Senate einen Protest gegen dieses Verfahren ein. Auch der so schwer an seiner Amts- und bürgerlichen Ehre verletzte Pastor Nagel erstattete sofort dem Senate Bericht über das gegen ihn begangene Attentat und stellte sich unter den Schutz der höchsten Behörde des Staates gegen ein solches Ketzergericht, in welchem Kläger und Richter dieselben Personen seien. Er berief sich zugleich auf das Zeugniß seiner Gemeinde nnd Kirchenvorstände, welche eben einen freisinnigen Prediger in seiner Person zu berufen die Absicht gehabt hätten.

Es konnte nicht fehlen, daß die, in ihrem Prediger und Seelsorger schwer verletzte und gekränkte Gemeinde auch ihrerseits die nöthigen Schritte that, um solcher Ungebühr auf dem gesetzlichen Wege zu begegnen. Die Mitglieder derselben traten zusammen und unterzeichneten eine Vorstellung an die nächste Behörde, in welcher sie die oben von uns berichteten Vorgänge erzählten und, ohne sich weiter auf den wissenschaftlichen Ausgangspunkt des Streites einzu-

lassen, die Erklärung abgaben: daß sie mit der amtlichen Wirksamkeit ihres Predigers und Seelsorgers vollkommen zufrieden seien und „die Stunde segneten, in welcher er vor nunmehr zwei Jahren dazu gewählt und berufen sei.“ Man könne daher keineswegs zugeben, daß ihr durch jenen ungesetzlichen Akt der Auffassung ein beschimpfendes Unrecht widerfahre, und zwar von Predigern, denen man ein richterliches Urtheil über die Geistesrichtung und die wissenschaftlichen Ueberzeugungen des Seelsorgers und Predigers der Gemeinde keineswegs zugestehen könne. Zugleich erklärte die Gemeinde jenen Gewaltakt auch darum für einen Eingriff in ihre Rechte, weil das Ministerium (die Predigerversammlung) in pleno über mehrere geistliche Angelegenheiten zu berathen und namentlich auch über die Prüfungen der Kandidaten zu beschließen habe. Es werde aber — wenn jener Akt Bestätigung finde — ein Kandidat, der etwa Genosse jener Gemeinde sei, wenn er, seiner Ueberzeugung folgend, mit den Glaubensansichten der übrigen Pastoren sich in Widerspruch finden sollte, sich keiner unbefangenen und unparteiischen Beurtheilung seiner Leistungen und seiner Befähigung zu gewärtigen haben. Am Schlusse sprach die Gemeinde die zuversichtliche Hoffnung aus: der Senat werde das nach ihrer Ansicht ungesetzlich und unberufen gefällte Urtheil der betreffenden Geistlichen abweisen; bei der Aufregung der Gemeinde und der Wichtigkeit des Gegenstandes bitte man aber die Behörde (die „Bauherren“), dafür Sorge zu tragen, daß Herrn Pastor Nagel keine fernere Unbill von Seiten jener Geistlichen widerfahre, vielmehr demselben wegen des Geschehenen vollständige Genugthuung gegeben und die Rechte der St. Rembertuskirche und Gemeinde aufrecht erhalten würden.

Diese Vorstellung ist nun, mit mehren hundert Unterschriften bedeckt, nebst einer begleitenden Erklärung der nächsten vorgesetzten Behörde („Bauherren“) dem Senate übergeben worden. Der Senat hat die ganze Angelegenheit einer Kommission der geistlichen Angelegenheiten überwiesen, an deren Spitze der Bürgermeister Dr. Smidt steht und auf deren Entscheidung man mit gespannter Erwartung hinblickt.

Nicht unberichtet darf ferner bleiben, daß auch einige Mitglieder der betreffenden Rembertigemeinde, welche sich zu den in jenem Synedrium geltend gemachten Ansichten des modernen Pietismus hinneigen, eine Supplik in ihrem Sinne an den Senat gerichtet haben. Sie bitten in derselben um die Erlaubniß, zu Trauungs- und Taufakten sich irgend eines Geistlichen einer andern Gemeinde bedienen zu dürfen. Indessen ist es, trotz aller aufgewandten Bemühungen dieser Gemeindeglieder, doch nicht gelungen, mehr als zehn Unterschriften von Männern, denen sich noch vier Frauen angeschlossen haben, zu Wege zu bringen. Dies ist die wahrheitsgetreue Darstellung eines Vorgangs, der in der Geschichte der geistigen Bewegungen unserer Tage wohl geeignet ist, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und über den die Bremischen Zeitungen und sonstige Blätter ihr in den Bremischen Angelegenheiten gewöhnliches Stillschweigen beobachten, während sie doch, was an andern Orten des Gesammtvaterlandes in der Art geschieht, mit ungewöhnlichem und dankenswerthem Freimuthe zu beleuchten beflissen sind — wir gedenken nur der bekannten (Joel-Jacobyschen) Berliner Korrespondenzen.

Die Entscheidung des Senats dürfte wohl schon aus dem Grunde nicht zweifelhaft sein, weil er schwerlich, ohne seiner eigenen Hoheit zu vergeben, die

uſurpirte Gerichtsbarkeit der Geiſtlichen geſtatten kann. Sollte es — was nicht zu glauben — dennoch geſchehen, ſo wäre damit ein Prinzip feſtgeſtellt, deſſen Konſequenzen nicht abzuſehen ſein dürften, es wäre ein Ketzergericht der Geiſtlichkeit über die außerhalb ſeines Amtes wirkſame wiſſenſchaftliche Thätigkeit und wiſſenſchaftliche Ueberzeugung eines Geiſtlichen ſanctionirt, während doch ſelbſt ein Wöllner, in dem berüchtigten Religionsprozeſſe gegen den ſonſt dem Namen des Zopfpredigers bekannten) Predigers Schulze von Gielsdorff, nicht auf deſſen in Schriften niedergelegte Heterodoxien, ſondern nur auf die Unverträglichkeit ſeiner Kanzelvorträge mit dem (Wöllneriſchen) Religionsedikte ſeine Anklage zu begründen wagte — eine Anklage, in Folge deren jener Prediger zwar abgeſetzt, aber bald darauf gleich nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's III. des Gerechten wieder angeſtellt wurde.

Sobald die obige Sache weiter gediehen ſein wird, werde ich nicht verfehlen, Ihnen ſeiner Zeit näheren Bericht zu erſtatten.

Ohne Zweifel iſt dieſer Konflikt eines Geiſtlichen mit ſeinen Amtsgenoſſen in den ſo oft wiederholten Bremer Religionsſtreitigkeiten eine ganz neue Erſcheinung, und von der entſchiedenen karakterfeſten Geſinnung einer energiſchen Perſönlichkeit, wie die des Paſtor Nagel, irgend eine Akkomodation nicht zu erwarten. Sein wiſſenſchaftliches Glaubensbekenntniß läßt ſich am Beſten aus den Worten ſeines Aufſatzes entnehmen: „Was Gott nothwendig gemacht hat, geſchieht, und wenn auch alle unſere künſtlichen Inſtitute über den Haufen ſtürzen. Die ſich ſeinem Willen entgegenſtemmen, müſſen den Erfolg ihrer Thorheit ſo gewiß erfahren, als die Erde nicht dem Papſte zu Liebe ihre Wanderung ſiſtirt hat. Erſt muß man jedem denkenden Forſcher nach Grundſätzen, welche die Phrenologie zur Hand geben mag, das Hirn verbauen, ehe man das von der Wiſſenſchaft Ueberwundene zum ewigen Geſetze erhebt. Und wenn in thesi der Religion etwas Anderes gelten ſollte, als in praxi des Lebens, der Kunſt und des Wiſſens gilt, ſo würde ein ſo geſtörter geiſtiger Organismus durch Krankheiten ſich rächen, welche, da der Tod des Menſchengeſchlechts wohl nicht zu fürchten ſteht, in einem gewaltigen Paroxysmus die ganze Materia peccans abführen und ausſcheiden möchten.“

Bremen, den 26. Nov.

Freibank.

So gewiß die Beſtrebungen der Ultramontanen, wie die Ausſtellung des Trierer Rocks ein theologiſcher Mergel ſind, der freilich im Anfange viele fanatiſche glänzende Wucherblumen des Aberglaubens treiben, aber bald ſein Terrain ſo ausſaugen wird, daß kaum mehr ein Roſenkranz darauf fortkommen kann, — ſo gewiß wird das Bremer Miniſterium durch ſeine kraſſe Intoleranz eine Fackel der Erkenntniß in allen proteſtantiſchen Ländern anzünden, welche in der Nacht ſo lange leuchten wird, bis es heller Tag geworden und die Sonne der Erkenntniß die ganze Welt belebt.

Es iſt hier und überall nie meine Abſicht geweſen, den frommen Bibelglauben verkehern zu wollen, allein ich bin überzeugt, daß derſelbe in ſeiner Reinheit faſt nicht mehr gefunden wird. Die Erfahrung zeigt, daß der wortgläubige Bibelanhänger ſich faſt allezeit dem Pietismus ergiebt, und es paſſen alsdann die Worte Viſchers in ſeinen kritiſchen Gängen auf ihn:

Der echte Pietiſt thut nichts, wo es nicht zu ſalben, zu bekehren, zu verbammen giebt. Was er aber thut, dem nimmt er jede Schönheit durch die Art, wie er es thut. Er iſt z. B. wohlthätig, er ſchenkt, aber dabei müſſen ihm die Beſchenkten ſo viel beten, daß ihnen die Freude vergeht; er betreibt die Miſſion, aber es iſt dabei nicht ſowohl auf Bekehrung der Heiden, als vielmehr auf eine Demonſtration gegen die Ketzer im Chriſtenlande, auf ſanatiſche, hochmüthig beſcheidene Miſſionspredigten abgeſehen. Der Pietiſt ſieht aber auch an Andern keine ſittliche Thätigkeit, nicht deine Amtstreue, deinen Fleiß, nicht dein männliches Wirken; er findet überall nur ſoviel Werth als er Heuchelei findet; wenn du nicht heuchelſt, ſo thue Gutes, was du immer kannſt, er wird es verdächtigen, verläumden, mit ſeinem giftigen Schaum beſprengen. Dem Pietiſten iſt nichts heilig. Er hat beſchloſſen, das Heilige anderswo zu ſuchen, als im Guten, daher kann ihm nichts heilig ſein. Es giebt auch nichts Ungläubigeres, als einen Pietiſten. Wo er keine Heuchelei findet, und beſonders wo er ſelbſt nicht ſeine Salbung dazu giebt, meint er, die Welt krache in ihren Axen.

Bei der Verdammungsſucht dieſer Pietiſten fällt mir hier, ich weiß nicht durch welche Ideenaſſociation, eine Anekdote ein, welche zur Ergötzlichkeit meiner Leſer hier ihren Platz finden mag. Ich muß bemerken, daß, wenn ich ſchreibe, und das thue ich nie anders als mit warmem Herzblut, immer zwei Geiſter mir über die Schultern gucken. Der eine iſt der alte **Demokrit**, der andere **Heraklit**. Beide bilden halbirt Einen Humoriſten zuſammen. Es iſt rührend, wie jeder ſich bemüht, mich für ſich zu gewinnen, und gefällig wie ich bin, lache und weine ich abwechſelnd mit den alten Herren, je nachdem ſie mir ihre Menſchenbilder vorführen. — Die beiden Hälften ſind aber dabei ſo einſeitig, daß der eine nur Freuden-, der andere nur Kummerzähren kennt. Nur ein einziges Mal weiß ich, daß Heraklit wohlgefällig ſchmunzelte. Es war, als ich die Anekdote früher einmal für meine Blätter niederſchrieb, welche ich jetzt meinen Leſern zum Beſten geben will.

„In der Götze-Leſſing'ſchen Periode ſtarb in Hamburg eine Schauſpiele„rin, ausgezeichnet durch ihre Kunſt wie durch die Reinheit ihrer Geſinnung. „Als nun ein Hamburger Prediger, ich meine Götze ſelbſt, ſeinen Zweifel ge„äußert, ob ein (hört! hört!) Bremer Paſtor (hört! hört!), Namens Lappen„berg, einige Verſe verfaßt habe," von denen ein Freund mir leider! nur Bruchſtücke überliefert hat, die ich aber doch manchen ſeiner Nachfolger und Amtsbrüder hiemit zum Auswendiglernen empfohlen haben will:

Da Charlottens freier Geiſt
Eine höh're Bühne wählte,
Und die Thorheit dieſer Welt
Einer beſſern Welt erzählte,
Seufzete ein krausbefragter
Beiender Komödiant:
„Ach, was war ſie für ein Weibſtud!
„Wunder, wenn ſie Gnade fand.
„Hörteſt Du denn nicht Tartüffe,
„Wie Dir's um die Ohren ſauſte,
„Und Dir eine Elfenhand

„Deine Wollenstücke zauste?
„Merkest Du nicht" *) — —
— — — — —
— — — — —
— — — — —
Laß Dir von der ganzen Welt,
Jedem Freund der Wahrheit sagen,
Daß kein größer Weltkind sei,
Als ein Harlekin im Kragen.

Unbegreiflich bleibt es, daß der vortreffliche Paniel bis jetzt geschwiegen hat. Furcht kann es nicht sein, obgleich man wol sagen kann:

Wilde Thiere drohten zwar
Daniel in den Löwengruben,
Aber noch mehr droht Gefahr
Paniel aus den Muckerstuben.

Daher glauben wir, daß dieser wahrhafte Mann Gottes Gründe zu seinem bisherigen Schweigen gehabt haben wird. Wahrscheinlich wird er erst die Entscheidung des hohen Senats abwarten wollen, die in einer für das ganze protestantische Leben so hochwichtigen Sache auch nicht übereilt werden darf.

Es ist hier noch einer recht guten Schrift zu erwähnen, die unter dem Titel: „Hat ein Bremisches Ministerium die rechtliche Befugniß, ein Mitglied zu excludiren," bei Kaiser in Bremen erschienen ist, welche aus kirchenrechtlichen Rücksichten darlegt, daß das Ministerium zu seiner Exclusion in dieser Sache nicht berechtigt gewesen ist. Behaupte das Ministerium als kirchliche Behörde gehandelt zu haben, so hätten sich die einzelnen Mitglieder eines Verbrechens gegen die richterliche Gewalt schuldig gemacht und seien mit einer Geldstrafe zu belegen, da die kirchliche Gerichtsbarkeit bekanntermaßen dem Senat und nicht dem Ministerio zustehe.

Kaiser Joseph sah einmal ein Ifflandisches Stück, in welchem ein verbrecherischer Beamter im fünften Act begnadigt wurde, und äußerte in Bezug auf denselben: „ich hätt' ihn halt die Schiff' ziehn laß'n." Vergebens habe ich mich im Oldenburg. Strafgesetzbuch nach der Strafe gegen ein geistliches Ministerium, das seine Amtsgewalt überschreitet, umgesehen. Man hat an diesen Fall so wenig gedacht, wie Solon an den Vatermord. Indessen würde ein solcher Fall bei uns nie passiren, da wir kein solches Ministerium haben.

„Aber Freund!" höre ich mir Minister, Präsidenten und reiche Kapitalisten zuraunen, wenn du auch mit deiner Anklage gegen das Bremer Ministerium Recht haben magst, so bedenke doch, wie gefährlich es ist, öffentlich zu sagen, daß ein Buchstabe der Bibel nicht unfehlbar sei. Wir wissen schon, was wir von alle dem zu halten haben, aber der gemeine Mann, was finge man mit dem an, wenn man ihm seinen krassen Bibelglauben nähme?"

Darauf antworte ich: „Ihr seid fast eben so arge Sünder wie die Pietisten, die sich um ihre Seele, um ihr unverdorbenes Gemüth, durch Verdre-

*) Wir wollen den schwachen Versuch wagen, diese Verse zu ergänzen.

Merktest Du denn nicht den Grund,
Daß Du nicht wie sie entschwunden,
Sieh', man wog Dir Deine Seel',
Und sie ward zu plump befunden.

hung beider gebracht haben. — Will ich denn das Christenthum angreifen? Nein will ich es, wiederherstellen. Wie ein Kunstwerk aus Herkulanum, will ich es aus dem Schutte der Vorurtheile, aus dem Lavaſtrome des Fanatismus herausholen, und das wird überhaupt die Aufgabe der Zeit sein. Die Wissenschaften, die Philosophie werden fortfahren, unsern Geist zu erleuchten, aber sie werden nicht im Stande sein, das letzte, das religiöse Bedürfniß, das in jeder Menschenbrust wohnt, zu befriedigen. — Und da wird sich jeder in die Arme des geläuterten rein menschlichen Christenthums werfen, dessen ganze Mystik in Christus Worten besteht: „Liebet euch untereinander.“ Für diese Worte hat der Heiland gelebt, gewirkt und den Kreuzestod gelitten und uns den Weg gezeigt, wie wir schon hier auf Erden in steter Verbindung mit Gott, ein ewiges Leben glauben lernen. Mit dem Glauben an den Kreuzestod ohne werkthätige Liebe, ohne Nachsicht gegen das religiöse Bewußtsein des Nebenmenschen ist aber nichts gethan. Die Strafe solcher Heuchler sollte eine ewige Maulsperre sein.

Wenn Ihr aber, selbst ohne Gesinnung, ohne religiöses Bedürfniß, ohne Menschenliebe, meint, der gemeine Mann wisse nicht, daß man ihm eine positive Lehre aufcomplimentiren will, die man selbst als eine abergläubische verwirft, so seid Ihr im ärgsten Irrthum. — Er sieht Euch wohl in die Karten, aber während er bemerkt, daß Ihr, unthätig im Glauben wie in der Liebe, die Güter der Welt genießt, da schleicht er Euch nach auf Eurer Bahn, verliert den Respekt vor dem Staat, der Sittlichkeit und wird beider größter Feind, wo hingegen das wahre Christenthum ihn neben dem Begriff der Freiheit und der Liebe beide Dinge als die höchsten Heiligthümer der Menschheit kennen lehrt, und ihn so zum nützlichen Staatsbürger bildet. Verlangt daher vom gemeinen Manne keine andere Religion als die Eurige, aber habt vor allen Dingen selbst Religion.